97886 15

1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Dec. 1799

NON
CIRCULATING

Digitized by Google

Digitized by Google

J. S. Stavorinus

Schiffskapitains in Dienſten der holländiſch-oſtindiſchen Kompagnie

Reiſe

nach dem

Vorgebürge der guten Hoffnung, Java und Bengalen

in den Jahren 1768 bis 1771.

Aus

dem Holländiſchen frey überſetzt und mit Anmerkungen begleitet

von

Profeſſor Lueder

in Braunſchweig.

Berlin,
bey Haude und Spener
1796.

Digitized by Google

DS
411.1
.S795
1796

Posthumus
Librarians
5-11-1923

Vorrede.

Reize van Zeeland over de Kaap de Goede Hoop naar Batavia, Bantam, Bengalen enz gedaan in de Jaaren 1768 tot 1771 door J. S. Stavorinus. In twee Deelen. Leyden 1793 iſt der Titel des Werks, von dem ich hier nicht ſowohl eine wörtliche Ueberſetzung, als vielmehr einen Auszug dem Publikum mittheile. Ich ließ alles hinweg, was nur dem Schiffer und dem Holländer wichtig ſeyn konnte; und noch weniger, als ich hier gebe, würde ich geben, hätte ich längere Zeit zu meiner Arbeit gehabt. Wollte ich nicht ein Buch über dies Buch ſchreiben, ſo durfte ich mir nur die Anmerkungen hinzuzufügen erlauben, die man würklich findet. Was vom Vorgebürge der guten Hoffnung mitgetheilt iſt, kann größtentheils nur dem Geſchichtſchreiber brauchbar ſeyn; und ſollten auch Hiſtoriker und Statiſtiker den übri-

424395

übrigen, bey weitem größten Theil des Werks, nur unter ſich theilen können, ſo würden doch deswegen meine Bemühungen nicht als unnöthig erkannt werden können. Jene Theilung findet hier würklich nicht ſtatt, aber wohl findet ſich Veranlaſſung genug zu jenem Seufzer, wie viel auch hier, dem Hiſtoriker abzugeben ſey! Ein Seufzer, der überhaupt unbegreiflich, und mehr als unbegreiflich iſt, wenn man ihn bey Werken hören läßt, die Aſien betreffen. Welche Lücken hat nicht noch gegenwärtig Aſiens Geſchichte, und welch ein ehrwürdiger Staub ruhet nicht auf ſo vielen ſtatiſtiſchen Angaben von aſiatiſchen Ländern?

Braunſchweig, den 16. Sept.
1795.

A. F. L.

Bey

Bey der Entfernung des Ueberſetzers und des Verlegers vom Druckorte, ſind in dieſen Bogen verſchiedene Druckfehler ſtehen geblieben, welche, nächſt unbedeutenden Buchſtabenfehlern und unrichtiger Interpunktion, der Leſer folgendermaßen zu verbeſſern gebeten wird.

Seite 27. Zeile 17. von oben, ſtatt: Beſatzung des Hofes, lies: Beſatzung des Forts
— 29. — 3. von oben, ſtatt: Arak, lies: Arek
— 33. — 7. von oben, ſtatt: Pinanzkauen, lies: Pinangkauen
— 40. — 11. von unten, ſtatt: Baluſore, lies: Balaſore
Ebendaſelbſt, Zeile 7. von unten, ſtatt: im Waſſer, lies: im Weſten.
— 41. — 16. von oben, ſtatt: bey der Touan, lies: bey der Tonne
— 55. — 18. von oben, ſtatt: Droß, lies: Troß
— 69. — 5. von oben, ſtatt: wurden, lies: werden
— 84. in der Note, Zeile 7. von unten, ſtatt: dem Geſchmack der Sitten, dem Character in der Willkühr, lies: dem Geſchmacke, den Sitten, dem Character und der Willkühr
— 91. — 12. von oben, ſtatt: Hindus, lies: Hindu — (und ſo leſe man überall, wo das Wort in der einfachen Zahl vorkommt.)
Ebendaſelbſt in der letzten unterſten Zeile, ſtatt: gelehnt, lies: gekehrt
— 102. — 11. von unten, ſtatt: Bam, lies: Ram
— 105. — 8. von unten, ſtatt: Schandpfleck, lies: Schandfleck
— 135. — 4. von unten, ſtatt: Landesſpitze, lies: Landſpitze
— 153. — 18. von unten, ſtatt: durch einen Graben, lies: durch jenen Graben
— 163. — 4. von unten, in der holländiſchen Note, ſtatt: 200, lies: 200.
— 164. in der vorletzten Zeile der holländiſchen Note, ſtatt: gedunnende, lies: geduurende
— 171. — 6. von unten, ſtatt: Der Weſt-Mouſſon, lies: Die Weſt-Mouſſon
— 179. 8. u. 11. von oben, ſtatt: Duriuns, lies: Durinus
— 191. — 11. von unten, ſtatt: Abgaben, lies: Abgabe
— 192. — 4. der Note, ſtatt: 33 Secunden, lies: 30 Secunden
— 202. — 6. von unten, ſtatt: beſißt, lies: beſitzt

Seite

Seite 208. Zeile 3. von unten, ſtatt: Scheeps hoo Iden, lies Scheepshooſden
— 211. — 17. von oben, ſtatt: von Oberkaufmann, lies: vom Oberkaufmann
— 214. — 9. von oben, ſtatt: Scheepjes=Schellinger, lies: Scheepjes = Schellingen
— 224. — 10. von unten, ſtatt: dieſer Inſeln, lies: dieſer Inſel
— 227. — 5. von unten, ſtatt: Palambang, lies: Palembang
Ebendaſelbſt, in der Note, muß, in der unterſten Zeile bey Japan, ſtatt: 11563, geleſen werden: 115637
Ebendaſelbſt, drey Zeilen höher hinauf, ſtatt: Bantam, 73178, muß geleſen werden: 79178
— 230. — 5. von unten, ſtatt: in Ausſchlag, lies: in Anſchlag
— 234. — 11. von oben, ſtatt: overde zaaker, lies: over de zaaken
— 237. — 1. von oben, ſtatt: Werker, lies: Werke, — und — Zeile 12. von unten u. f. ſtatt: de Kniper, lies: de Kuiper.

Erſtes

Erſtes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Reiſe von Seeland nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung.

Es war der zehnte May 1768, an dem man die letzte Muſterung auf unſerm Schiffe hielt. Die Mannſchaft beſtand aus hundert und ſieben und vierzig Seeleuten, aus ſieben und ſiebzig Soldaten und aus einem Handwerksgeſellen, alſo zuſammen aus zweyhundert fünf und zwanzig Köpfen. Unſere Beſtimmung war, mit dem erſten günſtigen Winde über das Vorgebürge der guten Hoffnung nach Batavia zu gehen, und wie gewöhnlich, waren auch wir auf neun Monate ausgerüſtet.

Am dreyzehnten verließen wir den Hafen von Middelburg und kamen glücklich bis vor Vliſſingen. Hier mußten wir bis zum vier und zwanzigſten auf günſtigen Wind harren; erſt an dieſem Tage, Morgens um neun Uhr, konnten wir in See gehen. Die Inſel Walcheren hatten wir bereits um Mittag aus dem Geſichte verlohren und am folgenden Tage erblickten wir mit Sonnenaufgang Britannien und Frankreich; allein ein Südwind nöthigte uns ſchon gegen

Mittag hinter die Singels zu gehen und dort einen günſtigen Wind abzuwarten. Unter den Singels hat man ſich eine große Sandbank zu denken, die volle anderthalb Meilen weit von der engliſchen Küſte, etwas weſtlich von Folkſtohn, ſich in die See zieht. So ſicher der Schiffer hinter dieſer Sandbank bey Südweſt-und Weſtwinde liegt, ſo ſchnell muß er ſich entfernen, wenn ſich der Wind nach Südſüdweſt oder nach Süden hin drehet. Ein Feuer, das am äuſſerſten Ende dieſer großen Sandſtrecke unterhalten wird, zeigt die Gefahr, der man hier bey Nacht ausgeſetzt iſt.

Am dreyßigſten Junius verſuchten wir, vom Oſtwinde begünſtigt, weiter den Kanal hinaufzufahren. Glücklich erreichten wir die Inſel Wight, da aber brach nicht nur ein Donnerwetter los, das alles zu zerſtöhren drohete, ſondern es erhob ſich auch ein anhaltender, heftiger Weſtwind, der endlich zum fliegenden Sturm wurde. Die Zahl unſerer Kranken war bereits ſehr beträchtlich, und vergebens würden alle Verſuche geweſen ſeyn, unſern Weg zu verfolgen; wir wandten uns alſo nach Portsmouth und erreichten am achten Julius die Rhede von Spithead.

Von hier aus machte ich mit einigen Freunden eine Reiſe nach Southampton, das ſechszehn engliſche Meilen von Gosport entfernt iſt. Der Weg führte über ein dürres dem Anſchein nach unfruchtbares Land, auf welchem wir aber doch Schaafheerden weiden ſahen. Auch iſt dieſe Gegend durch Bäche gewäſſert, die von den Bergen herab durch das Geſträuch hin in die Thäler ſich ergießen. Wir verweilten zu Titchfield, einem Dorfe auf der Mitte des Wegs, das aus zwey langen Straßen beſteht und recht artige Häuſer hat.

Die Stadt oder der Flecken Southampton liegt an einem Fluſſe, welcher Newport, auf der Inſel

Wight

Wight, gegen über in das Meer fällt. Der Fluß führt den Nahmen Southampton Water, und trägt Seeſchiffe von mittelmäßiger Größe noch über die Stadt hinaus. In den Zeiten der Herrſchaft der Dänen war Southampton ein Königsſitz. Zwey Arme des Fluſſes umgeben die Stadt und eine Mauer von gehauenen Steinen und von hohem Alter vergrößert noch ihre Sicherheit. Eine lange und breite Straße auf beyden Seiten mit ſchönen Gebäuden, läuft vom Fluſſe nach dem Landthore hin, das nach London führt. Dieſe Straße iſt die vornehmſte und einzige in ihrer Art; alle übrigen ſind unbedeutend. Seiner angenehmen Lage wegen wird dieſer Ort im Sommer ſtark von dem Adel beſucht, und dieſe Zeit über, in welcher auch unſre Anweſenheit fiel, giebt es täglich Koncerte, Bälle, Schauſpiele und andere Luſtbarkeiten.

Portsmouth iſt wohl befeſtigt; die Werke, welche die Stadt vorzüglich an der Landſeite umgeben, kann man in der That beträchtlich heißen. Die Werfte, die Docken und die, mit einer unglaublich großen Menge von Schiffs- und Kriegsbedürfniſſen angefüllten Magazine liegen in dem nördlichen Theile der Stadt. Die mehreſten Kriegsſchiffe werden hier abgetakelt und immer in flottem Waſſer gehalten; auch mag man wohl die größten Schiffe von der engliſchen Flotte hier finden.

Portsmouth gegenüber liegt der Flecken Gosport; das Waſſer zwiſchen beyden Oertern wird als ein Hafen gebraucht, und ſtarke Batterien vertheidigen den Eingang zu demſelben. In Kriegszeiten hat dieſer Ort ſehr viel Nahrung, weil dann gemeiniglich eine Menge von Schiffen hier ab- und zugeht. Auf der Landſpitze, die Spithead heißt, und von der die erſte Rhede im Reiche ihren Nahmen erhielt, ſteht ein großes, ſchön gebautes Hoſpital für die königliche Marine. Eben ſo groß

wie die in dieſem Hoſpital herrſchende Reinlichkeit, iſt auch die Sorgfalt, mit der die Kranken behandelt werden.

Erſt am acht und zwanzigſten Julius gelang es uns, nach zwey vergeblichen Verſuchen, in See zu gehen, und zwar nicht ohne Gefahr, denn auf der einen Seite des Fahrwaſſers muß man hohen ſpitzigen Klippen, die am äuſſerſten Ende der Inſel Wight pyramidenförmig aus der See hervorragen, und auf der andern Seite einer Sandbank, auszuweichen ſuchen.

Am vierten Auguſt verließen wir den Kanal und am ſechszehnten früh erblickten wir, bey neblichtem, hier gewöhnlichen Wetter, die Inſel Porto Santo; ohngefähr eine Meile weit von uns entfernt. Die Südoſtſeite ausgenommen, wo eine mit Häuſern umgebene Bay iſt, beſteht das Ufer, rings um die Inſel her, aus lauter ſteilen Felſen, die auf der Nordſeite vorzüglich hoch ſind; und Klippen, theils unter theils über dem Waſſer, hat man auf allen Seiten. Das Erdreich ſchien uns dürr und unfruchtbar zu ſeyn.

Südweſtwärts von Porto Santo zeigt ſich, faſt zehn Grad über dem Horizont, eine mächtige dichte Maſſe, einem ſtarcken Rauche gleich; man nähert ſich ihr und ſie wird heller; man kömmt ihr noch näher und es tritt hervor das hohe Land von Madera bis zur Hälfte herab mit Wolken bedeckt.

Die Entfernung beyder Inſeln von einander beträgt nicht mehr als ſechs bis ſieben Meilen, aber Madera iſt ungleich größer und höher als Porto Santo. An der Südoſtſeite von Madera liegen die Serſtero, drey kleine, dürre und unbewohnte, aber ſehr hohe Eilande; man ſieht ſie ſchon in weiter Ferne, muß ihnen aber ganz nahe kommen, ehe man mit dem Senkbley Grund findet, daher denn auch hier nicht, wie ſonſt, die

Nach-

Nachbarſchaft des Landes aus der veränderten Farbe des Waſſers zu erkennen iſt.

Jetzt vergrößerte ſich die Zahl unſerer Kranken bis gegen ſiebzig, und viere waren bereits geſtorben; bey weitem die mehreſten litten an gallichten Fiebern und verſchiedene an Krampfkoliken. Gleichwohl hatten wir nur wenig Regen und keine ſehr große Hitze; ſelten ſtand der Thermometer über den acht und ſiebzigſten Grad. Ich veränderte nun die Diät; das Bier ließ ich des Morgens zur Grütze geben, und Waſſer ſtatt Bier trinken. Der Erfolg dieſer Veränderung war höchſt glücklich; von den Geſunden erkrankten nur noch wenige, und die ſchon würklich Kranken beſſerten ſich nach und nach, ſo daß wir, wie wir zur Linie kamen, nur noch wenige Patienten hatten.

Auch der fliegende Fiſch fand ſich jetzt häufig ein. Oft kamen des Nachts einige aufs Schiff geflogen und gewährten uns eine angenehme Speiſe. Sie haben die Größe und Geſtalt der Heeringe, doch ſind die mehrſten kleiner und nur einige größer, wie die Heeringe; der Kopf iſt abgeſtumpft, der Rücken ſchwärzlich und der Bauch weiß. Für die Doraden und Albicoren ſind ſie die beſte Lockſpeiſe; ſie halten ſich mehrentheils zwiſchen den Wendekreiſen auf, doch trift man ſie auch, wie wohl ſeltener, bis zum zwey oder drey und dreyßigſten Grad der Breite, über dieſen Grad hinaus aber durchaus nicht mehr.

Gleich nach unſerer Abfarth von Madera, bekamen wir die beſtändigen Nordoſtwinde und ſchon am zwey und zwanzigſten Auguſt paſſirten wir den Wendekreis des Krebſes; die größte Hitze an dieſem Tage war 78 ½ Grad. Am fünf und zwanzigſten geſellten ſich zu uns eine Menge Landvögel, vorzüglich Schwalben, und blieben bey uns bis früh zum ſieben und zwanzigſten, da

 wir

wir die Inſel Sal, eine der kapverdiſchen Inſeln, zu Geſicht bekamen.

Nach dem Augenmaaß ſchien uns dieſe Inſel drey oder vier Meilen lang und die volle Hälfte dieſer Meilenzahl breit zu ſeyn. Unſern Beobachtungen nach liegt ſie unterm ſechzigſten Grade und vier und dreißig Minuten nördlicher Breite und die Magnetnadel wich hierzehn und ein Viertel Grad nach Weſten ab. Sal iſt iſt nicht ſehr hoch, den ſüdlichen Theil ausgenommen, in welchem man drey hohe Hügel erblickt, von denen der nördlichſte der höchſte iſt; und im Süden dieſer Hügel iſt der Boden von mittelmäßiger Höhe bis zur Südoſtſpitze hin, die abhängig in die See läuft.

Sechs oder ſieben Meilen ſüdwärts von Sal liegt das Eiland Bonaviſta, beynahe um ein Drittheil größer und wohl ganz ſo niedrig wie Sal. Von der Nord- und Südſpitze dieſer Inſel ziehen ſich zwey Reihen verborgener und höchſtgefährlicher Klippen in die See; ein holländiſch-oſtindiſches Schiff verunglückte hier im Jahr 1769. Beyde Inſeln ſchienen uns ſehr unfruchtbar zu ſeyn, und zwiſchen beyde hindurch richteten wir unſern Lauf nach der Linie zu.

Am dreyßigſten Auguſt verließ uns der Nordoſt-Paſſatwind; wir befanden uns in dreyzehn Grad, dreyßig Minuten Nördlicher Breite, und bekamen wenn auch veränderliche Winde, doch immer Winde die uns gerade entgegen waren; dabey hatten wir zugleich ſtarke Gewitter und Platzregen, dieſe letzteren füllten uns indeß unſere leeren Waſſerfäſſer; und das war ein großer Gewinn, weil die Hitze, ſo wenige Windſtillen wir auch hatten, doch immer mehr zunahm. Zum Glück hatten wir faſt gar keinen Kranken. Die Gewitter ſtellten ſich gewöhnlich ein beym Auf- und Untergang des Mondes, der auf die Luftbeſchaffenheit innerhalb der Wendekreiſe einen weit

weit größeren Einfluß zu haben ſcheint, als auſſerhalb derſelben. Wir fanden nicht, daß, (wie es in den Inſtruktionen heißt, welche die holländiſch-oſtindiſche Kompagnie ihren Schiffen ertheilt) in dieſen Gegenden beym Neu- und Vollmonde Nordwinde wehen; wir hatten ſtarke Südweſtwinde, zuweilen mit Sturm und bewölktem Himmel. Je näher wir der Linie kamen, deſto größer wurde die Menge der Fiſche; Doraden, Albicoren, Bonyt- und Hayfiſche und verſchiedene andere fingen wir ſo häufig, daß wir Ueberfluß daran hatten.

Die erſten dieſer Fiſche, die Doraden, gehören, wenn auch ihr Fleiſch etwas trocken iſt, zu den delikateſten Seefiſchen. Sie ſind lang und platt, und haben ſehr kleine Schuppen. Sie ſind bis acht Fuß lang; doch hatten die mehrſten, die uns zu Theil wurden, ſelten mehr als ſechs Fuß und zehn bis zwölf Pfund am Gewicht. Ihr ſtumpfer und runder Kopf bildet gerade den breiteſten Theil des Körpers, der bis zum Schwanze hin immer dünner und ſchmaler wird. Wenn dieſer Fiſch dicht an der Oberfläche des Waſſers ſchwimmt; ſo gewährt er den herrlichſten Anblick durch die mannigfaltige Farbenmiſchung ſeiner Schuppen, die brennendhell, ins blaue, grüne, gold- und ſilberfarben ſpielen. Dies Schauſpiel wird dadurch noch reizender, daß an der Oberfläche des Waſſers die Doraden ſehr ſchnell ſchwimmen, und oft einige Fuß hoch aus dem Meere empor ſpringen um den fliegenden Fiſch zu erhaſchen. Der Delphin, den man für das Männchen der Dorade hält, hat eben die Geſtalt und eben den Geſchmack, aber er iſt nicht ſo ſchön von Farbe.

Die Albicoren ſind dick und gedrungen; ſie haben einen ſpitzigen Kopf, einen dicken Bauch und einen dünnen Schwanz; der Rücken iſt dunkelbraun und der

Bauch weiß. Ihr Fleiſch iſt feſter und noch trockner, als das der Doraden, aber gleichwohl für den Seemann eine angenehme Speiſe. Wir fingen mehrere die über 60, ja 70 Pfund ſchwer, und deßhalb an der Angelſchnur kaum heraufzuziehen waren. Man fängt ſie nemlich entweder mit der Angel, in welchem Fall der fliegende Fiſch zur Lockſpeiſe genommen wird, oder man wirft ſie auch mit der Harpune; dies letztere geht um deſto leichter an, da ſie nie einzeln ſondern immer in großen Haufen beyeinander ſchwimmen. Einſt erblickten wir ſie in ungewöhnlicher Menge; ſie ſchwammen im Kreiſe, peitſchten mächtig mit ihren Schwänzen das Waſſer, und trieben auf dieſe Weiſe in der Mitte des Kreiſes ganze Schwärme kleiner Fiſche zuſammen. Wir näherten uns ihnen; der Kreis wurde immer kleiner, die Gefangenen immer dichter in einander getrieben und dann von ihren Feinden verſchlungen. Dieſe kleinen Fiſche, wie die Spierings geſtaltet, kamen oft in ſolcher Menge um unſer Schiff her, daß man ſie zu ganzen Körben voll hinaufzog. Wenn ſie einige Tage lang eingeſalzen gelegen hatten, ſo ſchmeckten ſie wie Meergründeln (Anſjovis oder Sardellen) und wo wir ſie fanden, da gab es auch allemahl Doraden und Albicoren. Der Bonyto iſt viel kleiner als die Albicore, ſonſt aber ſind beyde einander an Geſchmack und an Geſtalt ſo ganz gleich, daß es mir wenigſtens ſcheint, man nennt den Fiſch Bonyt, wenn er jung iſt, und Albicore, wenn er älter und größer geworden iſt.

Zuweilen fingen wir auch, bey ſchönem, ſtillen Wetter, Hayfiſche; doch geſchah dies mehr zum Zeitvertreib, als um ſie zu genießen; ihr Fleiſch iſt ſchlecht, und höchſtens eſſen die Matroſen den Schwanz, der dann vorher ſo lange mit Füßen getreten werden muß, bis ein leichter Schaum ſich zeigt. Der Hayfiſch

fiſch iſt ein höchſtgieriges und Fleiſchfreſſendes Thier; er verſchlingt alles, was ihm vorkömmt, und wehe dem, der in Gegenden über Bord ſtürzt oder ſchwimmt, wo dies ſcheußliche Thier ſich aufhält! Sein Raub entgeht ihm nie; er kann ihm nicht entgehen, da der obere Theil der Schnauze wohl acht bis zehn Zoll lang über die Oefnung des Mauls hervorſteht, und das Maul ſelbſt ſehr weit und breit, und mit drey Reihen Zähnen beſetzt iſt, die alle in einander ſchließen und alles zerſchneiden; fanden wir doch einſt, daß ein Hayfiſch in ein eiſernes Inſtrument, das wir ihm in das Maul ſtießen, Löcher gebiſſen hatte! Seine größte Kraft hat der Hayfiſch im Schwanze; iſt er gefangen, ſo peitſcht er mit dem Schwanze das Waſſer, daß es hoch aufſchäumt, und hat man ihn an Bord gebracht, ſo muß jeder ſehr auf der Huth ſeyn, daß er ihm nicht Arme und Beine zerſchlägt. Seine oben und an den Seiten häßlich grüne Haut iſt ſehr hart und ſcharf, beſonders wenn ſie trocken geworden iſt. Um ſeinen Raub zu erhaſchen, ſchwimmt er ganz unter ſein Schlachtopfer hin, legt ſich (weil ſein Maul ſich nach untenhin öfnet) auf den Rücken, ſchießt ſchnell zu und verſchlingt ganz, was er faßt. Man fängt ihn gewöhnlich mit einem großen Haken, der ſich an einem ſehr dicken, vier bis fünf Fuß langen Kupferdrath befindet, (denn jedes Seil würde er abbeiſſen) und dieſer Drath hängt wieder an einem Seile, das im Schiffe befeſtigt iſt. Etwa ſechs Fuß von dem Haken wird ein Stück Holz angebracht, das ſchwimmend den Haken empor hält, der von einem Stücke Speck oder Fleiſch bedeckt wird. Hat der Fiſch den Haken gefaßt, ſo muß ſogleich mit dem Seile nachgegeben werden, beſonders wenn das Thier groß iſt, was man leicht gewahr wird, da das Waſſer im Weltmeere ſo hell und durchſichtig iſt; nachher wird das Seil langſam angezogen bis

 der

der Fiſch wieder zu rücken beginnt; dann läßt man von neuem nach, bis endlich der mattgewordene Gefangene mit ſtärkern um ihm her befeſtigten Seilen an Bord gezogen wird. Mit eiſernen Werkzeugen haut man ihm dort ſo lange auf den Kopf bis er todt oder ſo matt iſt, daß man ihm ohne Gefahr den Schwanz abſchneiden kann.

Mit dem Hayfiſch zuſammen trift man immer die ſogenannten Lootsmannetjes; man glaubt daß ſie dem Hayfiſch ſeinen Raub aufſpüren, daher rührt ihr Nahme, als ob ſie ihm gleichſam zu Lootſen oder Wegweiſern dienten. Sie ſind noch ſchwerer zu fangen, als der Hay, doch gelang es uns mit dem Elger *) einen zu erhaſchen. Er war acht Zoll lang, über den ganzen Körper mit blauen und weißen Daumsbreiten Streifen gefleckt, wog zwey Pfund, und hatte ein ſchmackhaftes minder trocknes Fleiſch als andere Seefiſche.

Auf der Norder Breite von drey und einem halben Grad erhielten wir endlich am ſiebzehnten November den Südoſt-Paſſatwind, mit welchem wir am zwey und zwanzigſten dieſes Monats, am Abend, den Aequinoctialkreis paſſirten, gerade an eben dem Tage und in eben der Stunde, in welcher die Sonne in die ſüdlichen Zeichen tritt; die Hitze ſtieg an dieſem Tage auf 77 Grad.

Am dreyßigſten giengen wir an dem Vorgebürge St. Auguſtin, und am ſechſten Oktober an den Abrolhos vorüber; wegen der vielen Sandbänke und Klippen, die von der Küſte Braſiliens zwanzig volle Meilen weit ſich in die See ziehen, iſt dies eine ſehr gefährliche Fahrt,

*) Eine Art Dreyzack, mit dem man verſchiedene Seefiſche fängt. L.

Fahrt, daher auch, nach einem Befehl der oſtindiſchen Compagnie, wenn ſie glücklich überſtanden iſt, jedesmahl dem Himmel förmlich gedankt, und jedem Manne auf dem Schiffe ein Maas Wein gereicht werden muß. Auf dem 22ſten Grad Südlicher Breite verließ uns der Oſt-Paſſatwind, und bis zum 30ſten oder 31ſten Grad hin hatten wir veränderliche, doch meiſtens Oſt- und mit unter mur Nordwinde, jenſeits des 31ſten Grades bekamen wir Weſtwinde, die beträchtliche Kälte mitbrachten, wenn ſie aus Südweſten kamen; bey der größten Wärme ſtieg der Thermometer nicht über 54 Grade; bey Nord- und Nordoſtwinde hingegen war es warm.

Jetzt fing der Skorbut an ſich zu zeigen; er grif in kurzer Zeit ſo um ſich, daß viele meiner Leute zu Verrichtung ihrer Arbeit ganz unfähig wurden und verſchiedene derſelben ſtarben; indeß hatten wir noch größere Verwüſtungen erwartet, denn jetzt war es bereits drey Monate her, daß wir England verließen.

Am zehnten November ſahen wir zum erſtenmahle Trompeten-Gras, oder jenes dicke Schilf mit großen ſpitzigen Blättern ziehen, deſſen Form der Geſtalt einer Trompete ſo ähnlich iſt. Auch erſchienen Kochshennen und Malegaſſen, zwey Arten von Seevögeln, die ſich nie weit vom Lande entfernt halten. Jene, die pechſchwarz ſind, haben die Größe einer Henne, einen langſamen, ſchwerfälligen Flug und halten ſich immer dicht über dem Waſſer. Weit größer, ſo groß wie eine kleine Gans, ſind die Malegaſſen; dieſe ſind weiß mit ſchwarzen Flecken, entfernen ſich weiter vom Lande und fliegen ſtets paarweiſe. *) Theils aus der Anweſenheit dieſer Vögel,

*) Die welche allein fliegen, nennt man Baſtart-Malegaſſen.

Vögel, theils aus der Abweichung der Magnetnadel, die über achtzehn Grade weſtlich betrug, (eine Abweichung, nur um zwey Grad verſchieden von der in der Tafelbay,) ſchloſſen wir, daß wir nicht weit mehr von der Küſte entfernt ſeyn könnten, und wirklich entdeckten wir, zu groſſer Freude, am 17ten November Nachmittags um drey Uhr, das Vorgebürge der guten Hoffnung; der Tafelberg lag etwa noch zwölf oder dreyzehn Meilen gegen Oſten hin von uns entfernt, aber der größte Theil des Tags war verſchwunden, wir konnten alſo erſt am folgenden Morgen auf die Rhede gehen.

Nichts weniger als ſchön iſt der Anblick des Landes, wenn man auf die Rhede zufährt; man erblickt da nur ein ſteiles, felſigtes und unfruchtbares Gebürge und das Kaſtel, ſo wie die Stadt, tritt erſt hervor, wenn man ſich dem Ankerplatze nähert.

Auf der ganzen Reiſe von **Vliſſingen** bis hieher waren uns dreyßig geſtorben und acht und funfzig Mann krank geworden, faſt alle hatten am Skorbut gelitten.

Zweyter Abſchnitt.

Vorgebürge der guten Hoffnung — Reiſe nach Batavia.

Der Wunſch, jene Merkwürdigkeiten ſelbſt anzuſchauen, die den Ruf des Tafelbergs ſo weit verbreitet haben, beſtimmte mich, in Geſellſchaft dreyer Freunde, einiger Sklaven und eines Wegweiſers, den Berg zu erſteigen. Früh gegen drey Uhr traten wir unſere Wanderung an. Eine halbe Stunde über die Gärten der

Kap-

Kapſchen Bürger hinaus hat man noch immer bequemen Weg, denn es geht nur ganz wenig bergan. Nun aber wird es immer ſteiler und ſteiler; der Weg führt längſt dem ſchmalen Rücken des Bergs hin und endigt ſich an einer gerade hinaufgehenden ſteilen Seite, bey der man die Hälfte der Höhe erreicht hat. Hier, am ſogenannten Kranze, wo wir mit Sonnenaufgang etwa um halb fünf Uhr ankamen, machten wir einen Ruhepunct. Faſt überall iſt der Rücken des Berges mit niedrigem Gebüſch bewachſen, das ehemals wilde Thiere beherbergte. Zu beyden Seiten des Bergrückens ſind ſteile, mächtige Tiefen und rechter Seits ſtrömt ein kleiner, oben auf dem Berge entſpringender Bach mit ſanftem Geräuſch hinab in die tiefe Kluft.

Noch war das Steigen uns nicht ſehr beſchwerlich geworden, aber nun wurde der Pfad recht ſteil und ſo ſchmal, daß er an verſchiedenen Stellen nur zwey Fuß Breite hatte; ja wir mußten nun Anhöhen erklettern, die ganz gerade ſich vor uns hinauf zogen. Zur Linken lagen auf einander gewälzte Felſen und zur Rechten war ein tiefer Abgrund vorhanden, deſſen Anblick Grauſen erregte. Mit jedem Schritt wurde der Weg beſchwerlicher; das kleine hie und da aus den Felſenritzen hervorgewachſene Geſträuch erleichterte uns wohl das Klettern, aber doch koſtete es die Anſtrengung aller Kräfte, um ſich an dieſen Reiſern feſt zu halten; und wären ſie irgend einmahl unſern Händen entwichen; ſo hätte vor dem Hinabſtürzen in die ſchrecklichſte Tiefe nichts uns retten können! So oft wir Gelegenheit dazu hatten, rollten wir große Steine hinab, die dann, wenn ſie auf andere ſtießen, ein fürchterliches Getöſe verurſachten. Steinmaſſen, die ſich von dem Felſen losgeriſſen hatten, und die wohl zwanzig Fuß im Durchmeſſer hielten, lagen hin und wieder zerſtreut. Zwiſchen dieſen hindurch und über Hügel von einzel-

einzelnen auf einandergeſtapelten Steinen hinweg, gieng unſer Weg, eben ſo mühſam als gefährlich, immer berg-auf; wich auf einem ſolchen Steinhügel unter unſern Füßen, nur ein einziger Stein, ſo wichen ihrer mehrere, und dann konnte nur das Geſträuche uns vor dem Abgrunde retten.

Um halb acht Uhr erreichten wir endlich den Gipfel des Berges, der, von unten angeſchauet, einer Tafel gleicht, und dem Berge den Nahmen Tafelberg verſchaft hat. Es war gerade einer der ſchönſten Tage, an dem wir unſere kühne Wanderung unternahmen. Wind und Wetter waren uns höchſt günſtig, wir hatten heitere Luft und den herrlichſten Sonnenſchein; dies verſchafte uns von der äuſſerſten Höhe dieſes Berges aus, eine unbeſchreiblich ſchöne Ausſicht. Das hohe Gebirge von Hottentots-Holland begränzte den Blick auf der Landſeite. Auf der Südſeite ſahen wir die Bay Falſo bis hin zu ihrer öſtlichen Spitze, desgleichen die Romans Klippe in dieſer Bay. Die Gärten von Conſtantia prangten zwiſchen dem Tafelberge und dem Meerbuſen; von da führte der Blick zur Holzbay und noch etwas weiter gen Weſten zum Löwenberge. Der Gipfel dieſes letztern iſt ſehr hoch, und doch ſchaueten wir auf ihn, wie auf einen kleinen Hügel herab; und obgleich der Löwenberg nicht weniger als zehntauſend Fuß weit vom Tafelberge entfernt iſt; ſo ſchien er doch gleichſam dicht unter unſern Füßen zu liegen. Ein zweyter Berg, der Löwenſchwanz genannt, und über tauſend Fuß hoch, glich einer vollkommenen Fläche; den ſchönſten Anblick gewährte uns indeſſen die Tafelbay. Die Robbeninſel, die mitten in dieſer Bay liegt, und die zu umgehen man nicht weniger als dreyvierte Stunden bedarf, kam uns wie ein Roche vor; kaum erkannte das Auge die Maſten der in der Bay vor Anker liegen-

liegenden Schiffe und die Boote erſchienen wie kleine Kähne; nur das Daſſeneiland, wenn gleich volle acht Meilen vom Vorgebürge entfernt, war vollkommen ſichtbar. Die Kapſtadt zeigte ſich als ein kleines Viereck, deſſen einzelne Theile kaum, einzelne Häuſer aber gar nicht zu unterſcheiden waren, die Kirche, ſo wie das von der Stadt etwas entfernte Kaſtel, erkannte man nur mit Mühe. Klein, kläglich klein erſchien uns alles, auch ſo gar die umherliegenden Lande; aber ſchrecklich, über alle Beſchreibung ſchrecklich war die Seite des Berges anzuſehen, auf der wir hinaufgeſtiegen waren; da ſtanden wir oben am Rande einer nicht nur unſäglich hohen und ſteilen, ſondern ſo gar überhangenden Mauer, und doch war es eben dieſe Mauer, an der wir wieder hinabklettern ſollten!

Wir hatten einen heißen Sommertag, in der Stadt zeigte der Thermometer achtzig Grad, und gleichwohl war auf dem Gipfel des Berges, die Luft ſo ſehr kühl, daß wir, um unſer Mittagsmahl behaglich einzunehmen, ein Feuer anmachen, und uns darum her lagern mußten.

Wir umgiengen einen Theil der Tafel, (die obere Fläche des Berges) und bedurften dazu volle anderthalb Stunden. So ganz flach iſt die Tafel würklich nicht, denn hie und da ragen Felſen bis ſechs Fuß hervor. An mancher Stelle beſteht der Boden ganz aus Felſen, die wie Meereswellen geformt ſind. An einigen ſteinigen mit wenig Erde bedeckten Stellen, zwiſchen den Felſen, fanden wir ſchilfartiges Gras mit ſcharfen Spitzen und von ziemlicher Höhe, und in dieſem oder zwiſchen dieſem Graſe verſchiedene uns unbekannte Arten von Blumen; einige derſelben hatten einen ſehr angenehmen, andere einen ſehr häßlichen Geruch. Von einem Teiche oder ſtehenden Waſſer, deren auf dem Tafelberge mehrere

vor-

vorhanden ſeyn ſollen, konnten wir, alles Nachſuchens ohnerachtet, auch nicht eine Spur entdecken, dagegen trafen wir ein angenehmes, ſüßes und ein wenig in's Gelbe fallende Waſſer an, das aus den Ritzen und Spalten der Felſen hervorquoll und wahrſcheinlich von den dicken Wolken herrührt, welche bey Südoſtwinde die Spitze des Tafelberges bedecken. Uns gewährte dies Waſſer eine ſehr große Erquickung, denn wir hatten von der Kapſtadt Waſſer mitzunehmen vergeſſen, und wurden vom heftigſten Durſte gequält.

Vier volle Stunden hielten wir uns auf der Höhe des Tafelberges auf, und dann traten wir den Rückweg ganz auf eben dem Pfade an, den wir gekommen waren. Nur auf dieſem konnten wir zurückkehren; denn wenn gleich der Tafelberg nach Süden und nach Südoſten hin anfänglich ſanfter hinabläuft, ſo gelangt man doch bald an eine Stelle, wo der Weg einige hundert Fuß weit ſteil herab geht, und zwar mit ſo mächtig hervorragenden und überhangenden Felſen, daß hier niemand weder hinauf noch herunter kann. Eine halbe Stunde mochte unſere Wanderung hinabwärts gedauert haben, als wir zu einer tiefen beym Hinaufſteigen nicht bemerkten Einbucht gelangten. Ein ſtark hervorragender Fels hatte hier eine ſehr reitzende Grotte gebildet; den Boden bedeckte ein kurzes Gras und im Innerſten der Grotte rieſelte aus dem Felſen ein helles, ſüßes Waſſer, eines Daumens dick hervor. Dort ſtreckten wir uns ins weiche Gras, und geſtärkt durch eine halbſtündige Ruhe und durch den Genuß der uns noch übrigen Lebensmittel verfolgten wir mit friſchem Muthe unſern Pfad.

War das Hinaufſteigen beſchwerlich und gefahrvoll, ſo war es das Hinabſteigen in einem noch weit höheren Grade. Bey jedem Schritt hatte man erſt den Punkt zu ſuchen, auf den der Fuß gebracht werden ſollte, und wie

wie ließ ſich dieſer Punkt auffinden, ohne zugleich einen Blick in die grauſenvolle Tiefe zu werfen, die auch den Kühnſten ſchwindelnd machen mußte? Am Geſträuche konnten wir uns nun nicht, wie beym Hinaufſteigen halten und der kleinſte Fehltritt wäre jetzt hinreichend geweſen, uns dem ſchrecklichſten Tode in die Arme zu ſtürzen. Doch führte uns der Himmel glücklich wieder zur Kapſtadt; wir erreichten ſie um vier Uhr Nachmittags; aber ſo ſteif und ſo ermüdet, daß wir die nächſten vier und zwanzig Stunden über, an Armen und Füßen wie gelähmt waren, und noch volle ſechs Tage hindurch empfanden wir einen ſolchen Schmerz in den Hüften, daß wir ſelbſt auf ebenem Boden nur mit Mühe gehen konnten.

Auch für uns, ſo wie für alle Oſtindienfahrer, die hier anlegen, war der Aufenthalt am Vorgebürge der guten Hoffnung höchſt wohlthätig. Unſere Kranken kehrten halb hergeſtellt aus dem Hoſpital zurück, und die Geſunden hatten durch den Genuß von friſchem Rindfleiſch, friſchem Brode und Gartengewächs neue Kräfte geſammelt. Am dreyzehnten December giengen wir, zweyhundert und achtzehn Mann ſtark, von der Tafelbay aus nach Batavia unter Seegel. Durch einen Sturm, der am vier und zwanzigſten anfing und erſt am folgenden Tage gegen Abend ſich legte, litten wir ſehr, doch erſchienen uns ſchon am zehnten Januar 1769 eine große Menge Strandmeeven, mehrere Seerobben und ſchwarze Landvögel, und verkündigten uns, daß wir in der Nähe von St. Paul wären, von dem wir irrigerweiſe uns noch achtzig Meilen entfernt gedacht hatten.

Das Eiland St. Paul und das funfzehn Meilen weiter nordwärts liegende Eiland Amſterdam, ſind die einzigen bekannte Eilande, die in dieſer großen See

auſſer dem Wendekreiſe des Steinbocks entdeckt wurden. Keines von beyden iſt von großem Umfange, aber beyde ſind von beträchtlicher Höhe, beſonders St. Paul, das bey hellem Wetter neun oder zehn Meilen weit zu ſehen iſt. Im Jahr 1726 wurden zwey Schiffe von der holländiſch-oſtindiſchen Kompagnie nach dieſen Eilanden geſandt. Menſchen fand man nicht, wohl aber auf jedem friſches Waſſer, und auf St. Paul noch auſſerdem einen ſiedend heiſſen Quell mineraliſchen Waſſers; auch traf man an beyden, auf der Nordſeite guten Ankerplatz, und Fiſche in Menge an den Geſtaden. So viel ich weiß ſind dieſe Inſeln ſeitdem nicht weiter beſucht worden; ihre Entfernung vom feſten Lande hat man auf vier bis fünf hundert Meilen angegeben. Wir würden hier angelandet ſeyn, allein das Wetter geſtattete es nicht.

In der Nachbarſchaft dieſer Inſeln hörten wir eines Morgens um ſechs Uhr einen Laut, aus dem Waſſer hinausdringen, der ſo klang als ob ein Menſch wehklagte. Ich vermuthete, es halte ſich eine Seelöwin dicht unten am Schiffe auf, der Konſtabel aber verſicherte, er habe einſt auf einer ſeiner Reiſen nach Aſien einen ähnlichen Vorfall erlebt, und dies ſey der Vorbote eines fliegenden Sturms geweſen. Leider beſtätigte der Erfolg die Richtigkeit dieſer Beobachtung: denn gegen vier Uhr Nachmittags entſtand ein Sturm, der ſich erſt um Mitternacht legte.

Am letzten Jänner hatten wir wieder die Sonne gerade über uns, und das Thermometer ſtand an dieſem Tage auf 81, ſo wie am folgenden Tage auf 83 und 84 Grad.

Ein günſtiger Weſtwind brachte uns am zwölften Februar nach Engano, unter fünf Grad und funfzehn Minuten ſüdlicher Breite. Dieſe Inſel iſt fünf und zwanzig Meilen von dem Prinzeneilande entfernt, ſechs

bis

bis ſieben Meilen lang und nicht völlig halb ſo breit. Weil ſie nicht hoch liegt, ſieht man ſie erſt in einer Entfernung von fünf Meilen. Sie iſt über und über mit Bäumen und Geſträuch bewachſen, und prangt daher mit ewigem Grün. Nur an der Weſtſeite findet man nahe am Geſtade Grund, und laut unſerm Seebuche auch einen Ankerplaß; doch iſt dieſer durch eine Brandung unſicher gemacht. Es wohnen auf dieſer Inſel einige Fiſcherfamilien, die aber in hohem Grade menſchenſcheu ſind.

Als wir uns der Inſel Engano näherten, entſtand ein heftiges Gewitter, auf welches anhaltende Windſtille folgte, oder wenn ja ein Lüftchen wehte, ſo kam es aus Südoſten, alſo daher wohin wir wollten; und am Ende trieb uns eine nach Weſten ziehende Strömung noch gar zurück. So fortſchaukelnd auf den ewigen, ungeheuren Fluthen, entdeckten wir kurz vor Sonnenuntergang am ein und zwanzigſten Februar in einer Entfernung von höchſtens drey Meilen ein ſehr niedriges und kleines Eiland. Und wohl uns, daß wir es entdeckten: denn ſo weit weſtwärts glaubten wir uns nicht getrieben, wie doch würklich der Fall war; ein Schiffbruch hätte hier unſer Loos werden können, hätte die Nacht uns vor jener Entdeckung übereilt. Es war das Eiland met het Rif, oder das Droevige Eiland, das wir entdeckten. In einer Entfernung von zwey Meilen gleicht dies Eiland einem ſchwimmenden, etwa eine halbe Meile langen Walde mit immer grünenden Bäumen. Unſern Beobachtungen zufolge liegt es unter 3 Grad, 45 Minuten ſüdlicher Breite, und von der Süd- wie von der Nordſeite laufen zwey Felſenriefe.

Die Windſtille und die widrigen Winde dauerten nicht nur fort, ſondern es kamen fliegende Stürme und äuſſerſt ſtarke Gewitter noch hinzu. Stürmte der

Wind uns entgegen, ſo war durchaus jeder Gebrauch der Seegel unmöglich, und tobten Gewitter, ſo ſchien Himmel und Meer in Feuer und Flammen zu ſtehen; und keinen Sturm gab es, auf den nicht unmittelbar eine todte Stille erfolgt wäre, bey der auch nicht ein Hauch von Luft zu ſpüren, und die Hitze unerträglich war. Oft ſtand der Thermometer auf 88 Grad. Nur Platzregen fehlte noch, aber auch dieſer ſtellte ſich endlich ein, und nun war unſere Lage im höchſten Grade traurig. Das Schiffsvolk erkrankte, und nach einem kurzen Lager ſtarben mehrere, unter andern auch der Unterſteuermann; ich ſelbſt litt zwölf Tage lang an Krämpfen im Unterleibe, und der Oberſteuermann mußte jetzt Tag und Nacht arbeiten, weil niemand vorhanden war, der ihn hätte ablöſen können.

Endlich erblickten wir am funfzehnten Merz, Morgens um acht Uhr, das hohe Land auf der Weſtküſte von Sumatra, und zwey Tage darauf kamen wir zum Eilande Dwars in den Weg. Der Poſthalter, den die Kompagnie in Anſer hält, verfügte ſich zu uns an Bord, und ich übergab ihm zwey Briefe, einen an den Generalgouverneur zu Batavia, in dem ich unſere Ankunft meldete, und einen andern an den Kommandeur zu Bantam, den ich um friſche Lebensmittel für die Equipage bat; gegen Mitternacht erſt ankerten wir an der Spitze von Bantam bey der Inſel Panjang.

Am Morgen des folgenden Tags erhielten wir die verlangten Erfriſchungen. Sie beſtanden in vierzig Stück Hühnern, etwas wenigem ſchlechten Gemüſe und einem kleinen alten Büffel, deſſen Fleiſch ſo zähe war, daß kein irdiſches Feuer es zu erweichen vermochte; gleichwohl wurden für dieſe Lieferung der Kompagnie nicht weniger als hundert Gulden in Rechnung gebracht!

Ein

Ein Weſtwind führte uns gleich Nachmittags weiter, und ehe die Sonne untergieng, waren wir bey den Eilanden vor Anker gegangen, die den Nahmen de Wapens van Hoorn führen. Wegen der vielen Klippen, die hier überall unterm Waſſer liegen, iſt es gefährlich in dieſen Gewäſſern des Nachts zu ſeegeln. Erſt mit Tagesanbruch ſetzten wir alſo unſere Reiſe fort, um vier Uhr Nachmittags ankerten wir auf der Rhede von Batavia, und fuhren ſogleich nach der Stadt, um dem Generalgouverneur unſere Ankunft zu melden und Bericht von unſerer Reiſe abzuſtatten.

Dritter Abſchnitt.

Reiſe von Batavia nach Bantam.

Bis zum zehnten May blieben wir in Batavia, und giengen alsdann um eine Ladung Pfeffer zu holen, nach Bantam. Man ſandte uns acht Geldkiſten, in welchen ſich für den König von Bantam, funfzigtauſend ſpaniſche Piaſter zur Bezahlung des Pfeffers befanden, und der Oberkaufmann von Tets zu Batavia, der Juſtizrath von Meyer und noch einige andere Herren und Damen entſchloſſen ſich die Reiſe mit uns zu machen. Am dritten Tage nach unſerer Abfarth ankerten wir vor der Stadt Bantam bey dem kleinen Eilande, das den traurigen Nahmen des holländiſchen Kirchhofs führt. Ich begab mich ſogleich mit meiner bataviaiſchen Geſellſchaft zum Herrn Reinouts, dem holländiſchen Kommandeur zu Bantam, der uns ſein Haus und ſeinen Tiſch angeboten hatte.

 Die

Die Bay von Bantam wird durch die Landſpitzen von Bantam und Pontang gebildet, und enthält für eine große Zahl von Schiffen einen völlig ſichern Ankerplatz. Mit vielen kleinen Eilanden beſäet, gewährt dieſe Bay den auf der Rhede liegenden Schiffen den ſchönſten Proſpekt. Nur ein einziges dieſer Eilande, gerade das größte, Panjang nehmlich, oder das lange Eiland iſt bewohnt, und zwar von einigen Fiſcherfamilien. Die See iſt hier äuſſerſt fiſchreich und verſchafft den Einwohnern Bantams die wohlſchmeckendſten Fiſche in großer Menge. Ganz am äuſſerſten Ende der Bay liegt die Stadt Bantam, eine gute Viertelſtunde von dem Geſtade entfernt.

Der Fluß an dem das Fort Speelwyk liegt, und der gewöhnlich der Bantamfluß genannt wird, iſt eigentlich nur der kleinſte und mittelſte der drey Arme, in die ſich der wahre Bantamfluß oberhalb der Stadt Bantam theilt. Dieſer kleinſte Arm iſt bey ſeiner Mündung nur zehn bis zwölf Ruthen breit, und dabey ſo ſeicht, daß bey niedrigem Waſſer nicht einmahl eine gewöhnliche Schaluppe hinauffahren kann. Bis zum Fort hin hat man ihn zu beyden Seiten mit Pfahlwerk verſehen, für deſſen Erhaltung aber wenig geſchieht, ſo ſehr ſich auch durch gute Erhaltung deſſelben das Verſanden des Flußes verhindern ließe. Hat das Waſſer eine Höhe von fünf bis ſieben Fuß erreicht, und höher ſteigt es nie, ſo können kleine aſiatiſche Fahrzeuge den Fluß hinaufgehen.

Von Batavia iſt die Stadt Bantam nur dreyzehn Meilen entfernt; aber mächtige Wälder und Moräſte ſperren die Landkommunikation zwiſchen beyden Oertern; wenigſtens würde es für einen Europäer höchſt beſchwerlich ſeyn, den Weg von der einen dieſer Städte nach der andern zu Lande zu machen. Man reiſet daher

zur

zur See und benutzt zu dieſen Reiſen höchſtglücklich die ſelten fehlenden Land- und Seewinde, welche die leichten aſiatiſchen Fahrzeuge, die man Flieger nennet, ganz auſſerordentlich ſchnell hin und her bringen; indem, wie man uns verſicherte, ein ſolcher Flieger die Reiſe oft in weniger als vier Stunden macht.

Die Stadt Bantam liegt in einer weitgeſtreckten Ebene, jenſeits welcher ein anſehnliches hohes Gebürge empor ſteigt, das weit nach Süden ſich hinzieht. Man kömmt in die Stadt, ohne es zu wiſſen; man iſt in der Stadt, und man glaubt in einem Walde von Kokosbäumen zu ſeyn. Was man hier Häuſer nennet, ſind nur Hütten, armſelig von Rohr geflochten, mit Lehm beworfen, und mit Blättern gedeckt; keine Ordnung irgend einer Art iſt ſichtbar; keine Gaſſe läßt ſich auffinden; jede Hütte und jedes Hüttchen ſteht allein, umpflanzt mit Kokosbäumen, und die Hütte wie ihre Bäume ſind mit geſpalteten Bambusrohr umzäunt. Die Größe der Stadt wüßte ich nicht anzugeben, nur einige Diſtrikte durchwanderte ich, aber ſicher iſt ſie von bedeutender Größe, denn mehreremahle ging ich eine ganze Stunde lang gerade fort, ohne das Ende zu erreichen. Man giebt ihr Mauern und Feſtungswerke, ich fand keine; was ich entdeckte war das Fort Diamant, innerhalb welchem der Pallaſt des Königs befindlich iſt.

Zu den öffentlichen Luſtbarkeiten der hieſigen Eingebohrnen gehört auch das Pferderennen und der dazu beſtimmte Ort wird Paſcébaan genannt. Dort erſcheinen zum Rennen nicht nur die Großen des Reichs, alle ſtattlich geſchmückt zu Pferde, ſondern auch der König mit ſeinen Prinzen. Die Unterwürfigkeit des Aſiaten gegen ſeinen Oberherrn, läßt es aber auch im Spiel nicht zu, daß er ſich über ihn erhebe, und deshalb treten denn auch bey einem ſolchen Wettrennen die Könige und die Prinzen

wie anders als Sieger vom Kampfplatze. Bantams Pascébaan, ein offnes Feld, liegt eine Viertelſtunde weit nach der Seite der Gebürge hin, und drey Wege, aus eben ſo vielen Gegenden der Stadt, führen zu dieſem Felde. Auf der Oſtſeite deſſelben hat man den Fluß, auf der Südſeite liegt die Stadt, auf der Nordſeite erhebt ſich die königliche Moſchee und auf der Weſtſeite der Pallaſt des Königs. In der Mitte dieſes Feldes ſteht ein großer Weringabaum, deſſen weit ausgedehnte Zweige ein Grab beſchatten, in welchem, den Eingebohrnen heilig, die Gebeine eines ehemaligen Königs von Bantam in einem großen blauen Sarge ruhen. Auf der andern Seite des Baumes, dem Grabmahl gegen über, erblickt man ein viereckiges nach allen Seiten hin offenes Gebäude, das zehn bis zwölf Fuß hoch, mit einem auf Pfeilern ruhenden Ziegeldache verſehen iſt. Hier wird an den königlichen Prinzen die Beſchneidung vorgenommen, und bey einer ſolchen Feyerlichkeit iſt das Haus mit köſtlichen Gewändern und Teppichen reichlich behängt und geſchmückt. Merkwürdiger noch iſt, wenn auch nicht die Moſchee, doch der Pallaſt des Königs.

Die Moſchee, iſt ein viereckiges, mit einer hohen Mauer umgebenes Gebäude, deſſen Obertheil aus fünf thurmartig über einander hervorragenden, immer kleiner werdenden Dächern beſteht, und von welchen das unterſte weit über die Mauer hervortritt. Sie liegt in einer reitzenden Ebene und dicht daneben erhebt ſich ein hoher, ſehr ſchmaler Thurm, von dem herab die Stunden des Gebets verkündigt werden. Kein Chriſt und kein Heide darf bey Todesſtrafe dieſe Moſchee betreten; doch ſoll, zum Troſte beyder, einige Bänke und eine Kanzel ausgenommen, wenig Sehenswerthes ſich in dieſem Heiligthum befinden. Auf der Kanzel verrichtet zuweilen der König ſelbſt als Prieſter den Gottesdienſt.

Der

Der königliche Pallaſt ſteht im Fort Diamant an der Weſtſeite der Paſcébaan. Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde dies Fort von einem gewißen Heinrich Louwrents, aus Steenwyk gebürtig, aufgeführt. Louwrents ſtand in Dienſten der holländiſch-oſtindiſchen Kompagnie, floh, eines Verbrechens wegen, zu dem Könige von Bantam, trat zum mohamedaniſchen Glauben über und wurde in des Königs Dienſte genommen, weil er den Veſtungsbau verſtand. Eine Menge Kokosbäume verbergen dem Auge das Fort, bis man ſich ihm dicht genähert hat; nur von der Seite der Paſcébaan erblickt man es früher. Rings um daſſelbe her iſt ein Graben gezogen, der aber an mehrern Stellen ausgetroknet iſt, und auf keinem Fall einen europäiſchen Feind abhalten könnte. Das Fort bildet ein längliches Viereck, acht hundert und vierzig Fuß lang und faſt halb ſo breit. Auf den Ecken hat es vier ganze Baſtionen und auf den Seiten verſchiedene Halbmondswerke. Ich zählte hier sechs und ſechzig Kanonen; meiſt alle waren von Metall, aber alt und ſchwer und gutentheils unbrauchbar; einige zierte das portugieſiſche, andere das engliſche Wappen, und ihrer fünf oder ſechs, mit mehrern ſtarken eiſernen Ringen gegen das Zerſpringen verſehen, waren von Javanern gegoſſen. Die Mauern waren von harten Steinen, und vierzehn bis funfzehn Fuß hoch.

Für die Erhaltung des Forts muß der König ſorgen, ſo wie denn auch aus ſeiner Schatulle die Artillerie ihren Sold zieht. Aber nicht der König iſt es, ſondern die holländiſche Kompagnie, die hier herrſcht, und zur Behauptung ihrer Herrſchaft eine Beſatzung im Fort hält, die aus einem Hauptmann, drey Subalternen und hundert und dreyßig Gemeinen beſteht. Dieſe Beſatzung, ſagen die Holländer dem Könige, hielten ſie zur Be-

ſchützung ſeiner geheiligten Perſon; im Grunde aber dient ſie blos dazu, Seine Majeſtät vollkommen wie einen Gefangenen zu bewachen. Keiner der Unterthanen, nicht einmahl einer von den Prinzen, kann zum Könige kommen, ohne von der Wache am Thor bey dem Hauptmanne gemeldet zu werden, und der Hauptmann muß von den Beſuchen, die der König angenommen hat, noch ſeiner Seits wieder, dem Kommandeur, von Zeit zu Zeit Rapport abſtatten. Auch darf weder ein Javaner noch Bantamer im Fort übernachten.

Jenſeits der Zugbrücke, die in das Fort führt, ſteht rechter Hand ein großes hölzernes Haus mit einem viereckigten Dache und an zwey Seiten offen. In dieſem Hauße werden die Beherrſcher Bantams gekrönt, und gleichwohl befinden ſich, gerade gegen über, die Pferdeſtälle und die Wagenſchuppen! Die Kutſchen, welche in dieſen Remiſen aufbewahrt werden, hat die holländiſche Kompagnie dem Könige zum Geſchenke gemacht, ſie ſind aber großentheils aus uralten Zeiten und daher von recht antikem Geſchmack. Neben den Wagenſchuppen iſt für das Gomgomſpiel des Königs ein eignes Haus erbauet.

Weiterhin gelangt man zum Thor des Forts, an dem, in einem eigenen Wachthauſe, beſtändig ein Officier und vier und zwanzig Gemeine die Wache haben; und zwanzig Schritt weiter gelangt man an den königlichen Pallaſt, der Dal'm, oder das Innerſte genannt wird. Dieſer Pallaſt iſt ein einzelnes, regelmäßiges Gebäude, das aus einer Menge zuſammengefügter Wohnungen beſteht, die den ganzen innern Raum des Forts einnehmen. In der Mitte befindet ſich ein viereckigtes Gebäude mit zwey hervorragenden Dächern, die über einander und ſo hoch gebauet ſind, daß man ſie ſchon drey Meilen weit vom Geſtade ſehen kann. Schon die Wäl-

le des Forts ſind hoch, aber weit höher ſind die Mauern des königlichen Serails; dennoch wurden ſie, ihrer abſchreckenden Höhe ohnerachtet, von zwey Liebenden erſtiegen, die aber ihren Tod fanden, ohne zu ihrem Ziele gelangt zu seyn! Faſt alle dieſe Gebäude ſind von gebrannten Steinen aufgeführt, aber nirgends findet ſich auch nur eine Spur von Baukunſt. Gleichwohl wohnt hier der König mit allen ſeinen Prinzen; von dieſen leztern erhält jeder, ſobald er erwachſen iſt, ſeine eigene abgeſonderte Wohnung und ſein eigenes Serail.

Gleich nach unſerer Ankunft ließ Herr von Tets ſich und ſeiner Geſellſchaft eine Audienz beym Könige ausbitten, und der ſiebzehnte May wurde uns beſtimmt um Sr. Majeſtät aufzuwarten. Wir wurden von drey Hofleuten des Königs, alle recht ſtattlich auf javaniſche Art geſchmückt, aus dem Fort Speelwyk abgeholt. Durch die in zwey Glieder geſtellte Beſatzung des Hofs zogen wir feyerlich bis zum Ende der Zugbrücke. Hier trafen wir drey königliche Kutſchen mit europäiſchen Kutſchern in gelben Livreen mit rothen Blumen. Wir wurden von den Geſandten erſucht, uns dieſer Wagen zu bedienen. In den erſten brachte man unſere Damen, in den zweyten den Kommandeur des Forts und den Herrn von Tets, wir übrigen ſetzten uns in den dritten. Die Leibwache des Kommandeurs, die aus zwölf Grenadieren beſtand, gieng neben dem zweiten Wagen und zehn Mann von des Königs Leibwache liefen theils neben jenen, theils dem Wagen voraus.

In dieſer Ordnung zogen wir durch die Paſſébaan bis über die Brücke des Forts Diamant. Hier fanden wir eine Abtheilung von des Sultans Leibwache in zwey Reihen bis hin zum Thore des Forts geſtellt. Sie waren mit halben Piken bewafnet, an der ganzen obern Hälfte des Körpers nackt und trugen blos ein blaues

oder

oder ſchwärzliches baumwollenes Gewand, das um den Unterleib geſchlagen und zwiſchen den Beinen durch gezogen, bis auf die Hälfte der Lende herabhing. Sobald wir in die Reihen traten, wurde das Gomgom und andere indianiſche Inſtrumente geſpielt.

Am Thore erſchien der König ſelbſt; er reichte dem Kommandeur und dem Herrn von Tets die Hand, führte ſie hinein und wir folgten langſam nach. Die Wache im Thor ſtand unterm Gewehre; man trommelte gewaltig und zwey Trompeter am Eingange des Pallaſtes ließen ſich tapfer hören.

Jener Eingang, der wie ein gewölbtes Thor gebaut war, mochte wohl ehedem in uralten Zeiten weiß geweſen ſeyn, jetzt aber war er ſchwarz und ſchmutzig und hatte der Bauart und den Farben nach mehr Aehnlichkeit mit einem Gefängniſſe, als mit dem Eingange zu einem königlichen Pallaſte. Die Erwartungen, die ein ſolcher Eingang von dem Innern des Pallaſtes erregte, waren alſo eben nicht ſonderlich.

Man führte uns in einen großen Saal, der höchſtens ſechzig Fuß lang und etwa halb ſo breit ſeyn mochte. Die Wände waren mit Kalk beworfen, aber von ſo ſchmutzigem Anſehen, daß man wohl abnehmen konnte, wie herzlich wenig hier für die Erhaltung der Dinge gethan werde. Der Boden war mit viereckigten rothen Steinen gepflaſtert und an der Nordſeite waren zwey große Thüren und drey Fenſter, die, außer Licht und Luft auch die Ausſicht auf die innerſten Gebäude des Hofs gewährten, ein Anblick, der weiter auch nicht reizend war.

Dicht neben der Thür, die zu den übrigen Zimmern führte, derjenigen, durch welche wir in den Saal traten, gerade gegen über, ſtand ein Ruhebette mit gelben Atlas überzogen und ein großes Bette mit Flügelthüren, chineſiſch lackirt; etwas weiter hinab ſtanden,

auf

auf einem länglicht viereckigten Tiſche, über den man einen Teppich mit rothen Blumen ausgebreitet hatte, drey große ſilberne Schüſſeln mit Siriblättern, Arak und was ſonſt noch zur Bereitung des Pinang gehört; auſſerdem ſtanden noch zwey kleine Tiſche mit ſchönen marmornen Blättern an der Wand und zwiſchen denſelben Stühle von Nußbaumholz, auf europäiſche Art gearbeitet.

Sobald wir in dieſem Saale angelangt waren, ließ der König und mit ihm die übrige Geſellſchaft ſich nieder. Der König ſaß auf einem hohen Stuhle oben an der Tafel, ihm zur Linken der Kommandeur, Herr von Tets, und dann die anderen Herren von unſerer Geſellſchaft, und ihm zur Rechten die erſte Königin, die Frau Mutter des Kronerben und Frau von Tets, dann kam die zweyte Königin und die zweyte unſerer Damen, darauf die dritte Königin und die dritte unſerer Damen, und endlich die vierte Königin mit dem kleinen Sohne des Herrn von Tets. Zu gleicher Zeit als wir uns an der königlichen Tafel niederließen, ſetzte ſich auch in dem unteren Theile des Saals, der Hofſtaat des Königs mit dem Prinzen-Staatsregierer, oder dem erſten Miniſter, an ihrer Spitze auf einer Matte nieder, die von geſpaltenem Rohr geflochten und auf dem Boden ausgebreitet war. Ihnen zur Seite, und ein wenig von ihnen abgeſondert, ſaß der zweyte Sohn des Königs. Den ältern aber, den Kronerben, ſahen wir nicht, weil er ſich abweſend, auf einer Luſtparthie befand.

Die aus Eingebohrnen beſtehende Leibgarde, die den König begleitet, wenn er öffentlich erſcheint, führt an der Seite einen Kriß oder Dolch, in der Hand aber eine große, mit ſehr langem und breitem Eiſen beſchlagene Pike. Dieſe Leibgarde darf nicht innerhalb des Pallaſtes hinein. Im Innern des Pallaſtes beſteht die

Leibwache, wie überhaupt alle aufwartende Perſonen blos aus Frauenzimmern; daher fanden auch wir bey unſerer Audienz und Tafel nur weibliche Bediente. Eine Sklavin ſaß neben dem Prinzen, ihm aufzuwarten, und der König ſelbſt wurde von drey Schönen bedient. Hinter ſeinem Stuhle ſtand eine jener Amazonen, und hielt mit immer ausgeſtrecktem Arm einen großen, goldenen, und in einer goldenen Scheide ſteckenden Kriß in die Höhe; dieſe ward, ohnfehlbar der ermüdenden Stellung wegen, von Zeit zu Zeit abgelößt. Eine zweyte und dritte ſolcher Sclavinnen ſaß neben dem Könige auf der Erde. Die eine hatte eine große, goldene Tabacks- oder Beteldoſe, die mit einem ſeidenen Tuche umwunden, ſie dem Könige reichte, ſo oft er ihrer bedurfte, und die andere präſentirte Sr. Majeſtät von Zeit zu Zeit einen goldenen Spuckkaſten.

Kaum hatten wir uns geſetzt, als Taback und Pfeifen herbey gebracht wurden. Der König, der Kommandeur und Herr von Tets ſprachen mit einander in malayiſcher Sprache über unbedeutende Dinge, und dann rief der König den Pangorang oder den Prinzen-Staatsregierer. Er kroch ſogleich von ſeiner Matte, tief gebückt, bis dicht zum Stuhle ſeines Herrn, ſetzte ſich da nieder und beantwortete die Fragen des Königs häufig nur mit einem bloßen Ja. Da ich nur wenig von dem Malayiſchen verſtehe, ſo wurde mir bey dieſem Geſpräch die Zeit herzlich lang.

Gegen halb zwölf Uhr deckte man die Tafel. Ein weißes baumwollenes Tuch ward über dieſelbe hergebreitet und nach einigen Augenblicken ſah man eine Menge kleiner Schüſſeln mit verſchiedenen indianiſchen Gerichten. Größtentheils beſtanden ſie aus Fiſchen und Hühnern, in Zucker, Eſſig und Tamarinden eingelegt. Vor dem Könige breitete man ein rothes tuchenes Gewand

aus

aus und beſetzte das mit den Gerichten, die für Se. Majeſtät allein beſtimmt waren. Der König aß mit bewundernswürdigem Appetit, indeß ich meiner Seits nur mit der äuſſerſten Anſtrengung von allem was vor mir ſtand, nur etwas weniges hinabzuwürgen vermögend war. Zum Glück hatte der Kommandeur einige Flaſchen Wein und Bier mit genommen, die uns ſehr wohl behagten, und auf die wir ſonſt ganz vergebens geharret haben würden.

Es währte nicht lange, ſo fingen Se. Majeſtät an zu rülpſen und ſo oft ſie rülpſten, — was denn recht häufig geſchah, — wurde von allen Herren der Geſellſchaft ergebenſt und treulichſt nachgerülpſt. Man kann ſich vorſtellen, wie ich über dieſe aſiatiſche Hofſitte erſtaunte. Man erklärte mir aber bald, daß dies hier zur Etikette gehöre und daß man dadurch zu erkennen gebe, daß man wohl und herrlich ſpeiſe, und in der That gereichte das Nachrülpſen zu des Königs auſſerordentlichem hohen Wohlgefallen.

Nunmehro ward der zweyte Gang von Speiſen aufgetragen. Dieſer beſtand aus drey großen Schüſſeln mit Zucker- und andern Gebackenen. Dies war mehr nach meinem Geſchmacke; allein der König, ſo wie die ſämmtlichen Königinnen ſchienen ſich wenig aus dieſen Gerichten zu machen.

Dem Hofſtaat, der unten am Ende des Saals, Platz genommen hatte, wurden itzt auch einige große porcellanene Näpfe mit gekochtem Reis und einige Schüſſeln mit Fiſchen, die vorher auf unſerer Tafel ſtanden, vorgeſetzt. Näpfe und Schüſſeln wurden in kurzer Zeit ausgeleert und während dieſes Geſchäfts rülpſten die Edlen nicht nur ununterbrochen, ſondern auch ſo mächtig und gewaltig, daß der ganze Saal davon dröhnte. Nach glücklicher Vollendung ſetzten ſie ſich dann wieder, ihrem

Kan-

Range gemäß und nach türkiſcher Art, mit kreuzweis untergeſchlagenen Beinen, auf ihre Matte nieder.

Ohngefehr um zwey Uhr wurde die Tafel aufgehoben und wir wurden ganz auf eben die Art entlaſſen und zurückgeführt, wie man uns empfangen hatte.

Der König, den wir Touang Sultan, oder Herr König anredeten, ſchien mir ein Mann von fünf und vierzig bis funfzig Jahren zu ſeyn. Er war mehr mager als ſtark, mittelmäßig groß, kaſtanienbraun und von freundlichem Weſen und Manieren; er hatte einen kleinen Barth und ſchwarzes Haar, das ſich etwas kräuſelte. Er trug einen langen morgenländiſchen Rock von einer Art mit Gold durchwürkten Stoffe, der zu Suratte verfertigt und Susje genannt wird. Dieſer Talar reichte ihm bis auf die Füße hinab und die Ermel, welche oberhalb des Ellbogens weit waren, ſchloſſen am untern Theil des Arms dicht an und waren mit einer Reihe goldener Knöpfe zugeknöpft. Unter dem Rocke trug er ein weißes Hemd und lange Beinkleider von dem Zeuge des Rocks, ferner weiße Strümpfe und niedergetretene türkiſche Schuhe, deren Spitze ſich aufwärts krümmte. Auf dem Kopfe hatte er ein rundes, ſteil emporgehendes Mützchen von violetter Farbe und mit ſilbernen Borten beſetzt.

Die beyden Königinnen, welche oben an ſaßen, ſchienen ſchon bejahrt zu ſeyn; die beyden andern waren jünger und zwar etwas braun, doch aber gerade nicht häßlich; unter den Sclavinnen aber fand ich mehrere, welche ungleich weißer und ſchöner waren, als irgend eine von den Gemahlinnen des Königs. Die Kleidung der Königinnen reitzte eben auch nicht ſehr. Sie trugen lange, ſogenannte Kabayen, (ein Gewand, das nach aſiatiſcher Art weit bis auf die Füße hinabreicht,) von Zitz. Ihr ſchwarzes, glatt hinauf geſtrichenes Haupthaar war in

in einem rund gedreheten Wulſt, reichlich mit Gold und Juwelen geſchmückt, an dem hintern Theile des Kopfs befeſtigt. Wie wir, ſaßen auch ſie auf Stühlen; alſo nicht, wie ihre Gewöhnheit iſt, auf kreuzweis übereinander geſchlagenen Beinen. Sie ſprachen Malayiſch und zeigten ſich ſehr geſprächig gegen unſre Damen, vergaßen aber darüber das Betel- und Pinanzkauen im mindeſten nicht.

Der Prinz, der zweyte Sohn des Königs, war dem Anſehn nach ein Jüngling von ſiebzehn oder achtzehn Jahren. Sein Aeußeres mißfiel ganz und gar nicht, nur ſchielte er ein wenig. Wie man uns verſicherte, ſoll er einen recht guten Kopf haben und mehr Verſtand und Geſchicklichkeit beſitzen wie der Kronerbe.

Am Tage nach unſerer Audienz bey Hofe ſahen wir auch den Kronprinzen von der Luſtreiſe zurückkommen, die er, um des Fiſchfangs willen, nach den benachbarten Eilanden gemacht hatte. Er kam den Strohm hinauf mit acht und zwanzig Fahrzeugen, die voller Menſchen und mit Flaggen und Wimpeln prächtig ausgeſchmückt waren. Eins dieſer Fahrzeuge, und zwar dasjenige, auf dem ſich des Prinzen Frauen befanden, war durchaus bedeckt, ſo daß man von dem Innern nicht das mindeſte ſehen konnte. Man ſagte uns, der Prinz mache häufig ſolche kleine Reiſen, er müſſe ſich aber jedesmahl die Erlaubniß dazu von ſeinem Herrn Vater ausbitten.

Am folgenden Tage erfuhren wir, daß ſich der König um Mittagszeit, im prieſterlichen Ornat nach dem großen Tempel zur Verrichtung des Gottesdienſtes erheben würde; wir eilten alſo zum Fort Diamant um die Proceſſion mit anzuſehen.

Es war halb ein Uhr als der König aus dem Pallaſt trat. Er erſchien in einem weißen, weiten, prie-

ſterlichen Gewande, das mit einem Gürtel um die Mitte des Leibes befeſtigt war. Auf dem Haupte trug er einen großen, weißen Turban, und an den Füßen große, mit Gold geſtickte Pantoffeln. Er ſetzte ſich in eine nur mit zwey Pferden beſpannte Kutſche, und ſo wie er ſich niederließ, ſtemmte der Kronprinz wie deſſen Bruder, beyde in einem ſolchen Gewande, als der König trug, die Schulter unter die Achſen der hinterſten Räder, gerade als wollten ſie den Wagen aufheben, und in dieſer Stellung blieben ſie bis der Wagen fortgezogen wurde. Ein ſchön aufgeſchirrtes Staatspferd wurde der Kutſche vorauf geführt, und dicht hinter der Kutſche gieng der Kronprinz zu Fuß; über ſeinem Haupte ward ein Staatsſonnenſchirm, und noch drey andere wurden, ohne daß jemand drunter gieng, hinter ihm her getragen. Auf den Prinzen folgte der Prinz-Staatsregierer, jedoch ohne Schirm, dann der Bruder des Prinzen und zuletzt die übrigen Großen des Hofs nebſt einer Menge Sklavinnen. Jede dieſer letztern trug irgend etwas zu den Bedürfniſſen des Königs gehöriges, als Tabacks- und Beteldoſen, Spuckkaſten und dergleichen. An Muſik fehlte es auch hier nicht, und die Trommel wurde ohne Unterlaß geſchlagen.

Um dem auf der Paſcébaan in Menge verſammelten Volke die Ankunſt des Königs zu melden, brannte man, als die Kutſche auf die Brücke des Forts kam, eine Kanone ab. Von hier bis zur Paſcébaan hin, (über welche der Weg zum Tempel führte) ſtand die Leibwache in zwey Gliedern, mit rückwärts gewandten Köpfen, geſtellt. Schon nach einer halben Stunde kehrte der König zurück und zwar auf eben die Art, wie er hingefahren war. Nur wurde bey ſeiner Ankunſt am Fort von der, zum Theil mit Feuergewehren verſehenen Leibwache, dreymal gefeuert, welches man vom Fort aus mit

einem

einem Schuſſe beantwortete, und dann wurde auch der König innerhalb des Forts von der holländiſchen Beſatzung mit fliegenden Fahnen und unter Trommelſchlag empfangen.

Während daß das Schiff, mit welchem ich von Batavia hieher gekommen, mit Aus- und Einladen beſchäftigt war, nahm ich mit meinen Geſellſchaftern mehrere kleine Reiſen ins Land vor. Wir beſuchten verſchiedene Paſſar (Baſar) oder Märkte, auf welchen an gewiſſen Tagen wöchentlich Güter aller Art, vorzüglich aber Lebensmittel, verkauft werden. Auch kamen wir nach Grobbezak und zu dem Grabe eines der erſten Heiligen der Bantamer. Grobbezak, anderthalb Stunden von Bantam entfernt, iſt ein altes viereckigtes und ſehr verfallenes Gebäude, das auf einer Inſel von gleicher Form, etwa fünf bis ſechs Morgen im Umfange haltend, von einem großen, gegen dreyhundert Fuß breiten Waſſer umfloſſen, liegt. Von der Brücke, die ehemals hinüber führte, ſieht man gegenwärtig nur noch Trümmer; auch fährt keiner mehr nach dieſem Eilande aus Furcht vor den Krokodillen, die ſich in dem Waſſer aufhalten ſollen, von welchen wir jedoch nicht ein einziges zu Geſicht bekamen. Nach den Verſicherungen der Bantamer iſt das Gebäude jetzt ein Wohnſitz böſer Geiſter. Wahrſcheinlich rührt es noch aus den Zeiten der Portugieſen her.

Das Grab des Heiligen liegt auf einem zweyhundert Fuß hohen und volle zwey Stunden von Bantam entfernten Berge, nahe bey dem kleinen Flecken Bodjo Nagare, wo alle Sonnabend ein Paſſar gehalten wird. Der Berg führt des Heiligen Nahmen, Vounong Santri, und ganz oben auf der Spitze deſſelben ruhen des Heiligen Gebeine. Das Grabmahl beſteht aus gebrannten Steinen, ragt aber nicht mehr als einen

Fuß hoch über dem Boden hervor. Am Kopfe und zu den Füßen ſtehen zwey runde, drey Fuß hohe Steine, welche die Javaner zu Ehren des Heiligen mit Stücken weißen Kattuns umwinden. Das Ganze umſchließt eine kleine, weiße, ſteinerne Mauer, die nur wenig höher iſt als das Grab ſelbſt; neben dieſem letzteren ſteht, nach hieſiger Landesſitte, ein ſchattenreicher Baum. Nach der Legende wanderte dieſer Heilige oft im Angeſicht einer Menge gläubiger Muſelmänner trockenen Fußes über das Meer, und eine Kleinigkeit war es ihm, viele Tage und Nächte hinter einander ohne Nahrungsmittel hinzubringen. Die Eingebohrnen hegen für die Ruheſtätte dieſes Heiligen große Ehrerbietung, und ich wollte es niemand rathen, ſich in der Nachbarſchaft derſelben die mindeſte Unſittlichkeit zu erlauben. Sie behaupten ſteif und feſt, daß jedes Geſchöpf, welches ſich hier eine Freyheit herausnähme, die wir Europäer uns gegen unſre Kirchen und Thürme ohne alles Bedenken geſtatten — auf der Stelle tod zur Erde niederſinken würde. —

Die Ladung Pfeffer, welche wir hier einnahmen, erhielten wir aus den hart am Fluße gelegenen Packhäuſern des Königs. Siebzigtauſend Pfund wurden uns in einzelnen Quantitäten von 250 Pfunden von einem Beamten des Königs zugewogen, und um allen Betrügereyen vorzubeugen, waren dabey zugegen acht oder neun Inghebée: oder Prinzen, die alles genau aufſchrieben, einer von den dortigen Beamten der Kompagnie, und einer von meinen Schiffsofficieren. Aus den Packhäuſern ward der Pfeffer, auf kleinen Fahrzeugen den Fluß hinab nach unſerm Schiffe gebracht, und jedes dieſer Fahrzeuge war mit Wächtern verſehen, eine Vorſicht, die hier durchaus nothwendig war, weil die Eingebohrnen von Bantam leidenſchaftliche Diebe ſind. Am acht und zwanzigſten May erhielten wir die letzte Ladung

dung, und hatten nun 1,128,840 Pfund ſchwarzen und 3000 Pfund weißen Pfeffer am Bord. Doch ehe wir von Bantam ſcheiden, noch ein Wort vom Fort Speelwyk.

Dieſe Veſtung ließ die holländiſch oſtindiſche Kompagnie in dem Kriege erbauen, welchen Sultan Agon von Bantam mit ſeinem Sohne führte. Sie liegt nur eine halbe Viertelſtunde vom Ausfluß des Bantamfluſſes, der an der Weſtſeite der Veſtung vorbey fließt. Sie iſt ein Viereck; jede Ecke hat drey ganze und eine halbe Baſtion, und dieſe Werke ſind zuſammen mit acht und vierzig Kanonen von verſchiedenen Kaliber beſetzt. Auf drey Seiten, nehmlich auf der Nord- Süd- und Weſtſeite, iſt ſie mit einem Graben umgeben, welcher mit dem Fluße auf der Weſtſeite in Verbindung ſteht. Die Wälle oder Mauren ſind von ſchweren und harten Steinen, dreyzehn bis vierzehn Fuß hoch, aber an einigen Stellen ſchon etwas baufällig. Im Fort ſieht man verſchiedene Gebäude, die, gerade in der Mitte, einen viereckigten freyen Platz bilden. Dieſe Gebäude, unter denen ſich die Wohnung des Kommendanten vorzüglich gut ausnimmt, dienen theils zu Wohnungen für die Beamten der Kompagnie, theils zu Packhäuſern und zu Barrakken für die Soldaten; doch wohnt noch ein Theil der Beamten nebſt einigen Chineſern außerhalb dem Fort. Die hieſige Beſatzung iſt ohngefähr ſo ſtarck, wie die im Fort Diamant; gewönhlich aber giebt es im Fort Speelwyk eine beträchtliche Anzahl Kranke; man hält Speelwyk gar für noch ungeſunder als Batavia.

Der Chef des hieſigen Etabliſſements führt den Titel eines Kommandeurs und hat Oberkaufmanns Rang; er führt auch die Aufſicht über den Handel, welcher meiſt in Pfeffer und wenigem baumwollenen Garn beſteht;

 zwar

zwar iſt er der Regierung von Batavia, die ihm täglich Befehle ertheilt und der er ſeine Berichte zu überſenden hat, unmittelbar untergeordnet, doch hat man ihm noch einen Rath, der aus einigen Mitgliedern beſteht, zugeordnet. Und auſſerdem iſt hier noch ein Fiskal angeſtellt, der auf den Schleichhandel Acht geben muß.

Unter den Oberbefehl von Bantam gehören auch die Reſidenzplätze, welche die Kompagnie zu Lampong Toulan Bauwang, und zu Lampong Samanca hat. Beyde liegen in dem ſüdlichſten Theile Sumatras, ſind eroberte Landſchaften vom Reiche Bantam, und liefern jährlich eine beträchtliche Quantität Pfeffer. Man hält dort zwey Buchhalter, einen Unterofficier und einige wenige Gemeine, die blos darauf ſehen müſſen, daß der Pfeffer nicht in fremde Hände komme. Der Buchhalter von Toulan Bauwang ſtarb vor einigen Jahren zu Batavia auf dem Blutgerüſte. Er hatte einen der Großen des Königs von Bantam, der von Seiten des Königs in Toulan Bauwang angeſtellt war, mit kaltem Blute niederſchieſſen laſſen. Der Generalgouverneur zu Batavia gab ſich alle mögliche Mühe, dem Mörder das Leben zu retten; allein der König machte allzu nachdrückliche Vorſtellungen, und der Buchhalter ſtarb eben ſo kalt, als kalt er gemordet hatte.

Außer den vorgenannten müſſen im bantamſchen Reiche, noch zwey andere Poſten, nehmlich der zu Anjer oder Aniar und der zu Jerette, jeder zwey Mann ſtarck, von der Beſatzung von Bantam verſehen werden. Das Geſchäfte dieſer Leute beſteht darinn, auf alle ankommende Schiffe, gleich viel, ob es holländiſche oder fremde ſind, Acht zu geben, und die Nahmen derſelben, ſo wie die Oerter, von welchen ſie kommen, ſogleich dem Kommandeur von Bantam zu melden; dieſer ſtattet ſo-

ſodann nach Batavia an den Generalgouverneur Bericht davon ab.

Am dreyßigſten May ſegelten wir zurück nach der Hauptſtadt der Holländer in Aſien; am vierten Juny gegen Mittag ankerten wir bey dem Eilande Onruſt, und deſſelben Abends befand ich mich ſchon wieder in Batavia.

Vierter Abſchnitt.

Reiſe von Batavia nach Bengalen.

Am zwölſten Auguſt gingen wir von Batavia aus nach Bengalen unter Seegel. Am funfzehnten gegen Mittag gelangten wir an das Eiland Dwars in den Weg, wo uns der Poſthalter von Anjer zur Erfriſchung einige Schildkröten verſchafte. Am fünften September befanden wir uns auf der Breite der Inſel Ceylon, am vierzehnten Morgens erblickten wir auf der Küſte von Orixa das Land Pondy, das ſich beym erſten Anblick als drey von einander geſchiedene kleine Hügel zeigte; und am Abend dieſes Tags befanden wir uns, etwa vier oder fünf Meilen weit vom Lande, dem Berge Carepore gegen über. Die Küſte iſt dort nicht hoch, aber hie und da liegen Dünen (Hügel von Meeresſand) auf derſelben, zwiſchen welchen man das mit Bäumen bedeckte Geſtade erblickt; auch ſieht man im Vorbeyſegeln zwey große Pagoden, von welchen die ſo genannte Jngernatſche eine der vornehmſten Pagoden der hindoſtaniſchen Heiden, oder der Hindus iſt. Dieſe

Tempel ſollen außerordentliche Reichthümer beſitzen und ſie den Büßenden verdanken, welche von allen Gegenden her zu ihnen hinſtrömen, und reiche Gaben opfern, um von ihren Sünden gereinigt zu werden. Man verſichert, der vornehmſte dieſer Tempel ſey von einem Seeräuber, Nahmens Ingernate, erbaut worden; dieſer habe unermeßliche Schätze zuſammen geraubt, und hernach den Tempel aufgeführt, um mit beruhigtem Gewiſſen ſterben zu können. Wann das aber geſchehen ſey, wußte niemand anzugeben. Von der See aus geſehen, erſcheint die Ingernatſche Pagode, als ein hoher ſtumpfer Thurm, die andere aber als ein ſegelndes, zweymaſtiges Schiff.

Erſt am Abend des folgenden Tages gelangten wir an die Mündung des kleinen Fluſſes Mirzapur, wo das zwey Meilen weit entfernte und überall mit Bäumen und Geſträuch bewachſene Geſtade den ſchönſten Anblick gewährte. Eine Windſtille hinderte uns, unſern Lauf fortzuſetzen, und eine heftige Ströhmung nöthigte uns bis zum achtzehnten dieſes Monats hier vor Anker zu bleiben. Doch ſtieß ſchon am zwanzigſten eine von den holländiſchen Schaluppen zu uns, die in der Gegend der Landſpitze Palmiras der ankommenden Schiffe wegen kreuzen müſſen. Das hohe Land von Baluſore zeigte ſich um Mittag und gegen Abend ankerten wir vor der erſten bengaliſchen Sandbank. Hier ſahen wir ſchlechterdings nichts vom feſten Lande.

Dieſe Sandbänke, von welchen zwey im Waſſer der weſtlichen Mündung des Ganges liegen, ziehen ſich wohl acht bis zehn Meilen vom feſten Lande in die See. Wer aus der See kömmt, muß queer über ſie hin fahren und bleibt ein Schiff beym Herüberſegeln ſitzen, ſo läuft es Gefahr mit allem was ſich darauf befindet, umzukommen. Der Grund iſt ein harter, ſich ſenkender

Sand.

Sand. Man paſſirt daher dieſe Bänke nur zur Zeit der höchſten Fluth, und ſind die Lootſen nicht vollkommen überzeugt, daß das Waſſer auf denſelben tief genug iſt, ſo müſſen die Schiffe geankert vor denſelben liegen bleiben. Auch pflegen ſie, um alle Vorſorge anzuwenden, mit einer Schaluppe, eine halbe oder drey viertel Meilen weit voraus zu ſegeln und dem nachſegelnden Schiffe durch Zeichen anzudeuten, was für eine Tiefe das Senkbley angegeben hat.

Auch wir ließen eine Schaluppe vorausgehen. Auf der erſten Bank hatten wir acht und zwanzig und auf der zweyten vier und zwanzig Fuß tief Waſſer, unſer Schiff ging in einer Tiefe von zwanzig Fuß. Des Mittags waren wir zwiſchen den beyden Bänken, und der Beobachtung zufolge, unter 21 Grad 19 Minuten Nördlicher Breite; um vier Uhr ankerten wir bey der Touan von Boero Baly.

Gleich am folgenden Morgen ſegelten wir gen Nordnordoſten. Um zehn Uhr erblickten wir ſchon das lange und niedrige, von den Einwohnern Bengalens für hochheilig gehaltene Eiland Sagor, das wir rechts liegen ließen. Bald nach Mittag paſſirten wir die Rhede von Inſely, ſo wie um drey Uhr das Jennegat, und mit Sonnenuntergang ließen wir bey dem Kanal Kiſſeryen die Anker fallen. Von dem Eilande Sagor ab, ſahen wir blos zur rechten Seite Land bis hin zur Rhede von Inſely; nun bekamen wir aber zu beyden Seiten Land zu ſehen, doch konnten wir das an der Mündung des Fluſſes ſehr niedrige Ufer erſt in einer Entfernung von drey Meilen erblicken. Im Jennegat iſt die gefährlichſte Fahrt, die man ſich nur denken kann. Iſt ein Schiff ſo unglücklich auf einer von den Bänken, die dies Fahrwaſſer ſo ſehr beengen, ſitzen zu bleiben, ſo iſt es unvermeidlich verlohren. Ein ſolches Unglück traf vor einigen

nigen Jahren ein, der holländiſchen Kompagnie zuſtändiges Schiff; nur ein Theil der Ladung ward geborgen, das Schiff ſelbſt ſank gleich in die Tiefe hinab.

Am drey und zwanzigſten September, Morgens, lichteten wir die Anker und ſegelten mit der Fluth den Kanal hinauf. Wir fanden ſechs, fünf und vier Faden Tiefe. Das Waſſer war dick und ſchlammicht, welches von dem ſchnellen Laufe des Fluſſes herrührt, der gerade jetzt im ſtärkſten Ablaufe ſich befand. Der Grund oder Boden des Fluſſes iſt moraſtig, die Sandbänke aber, die man in Menge findet, beſtehen aus einem harten Sande.

Um Mittag paſſirten wir den Haze-Kanal: er iſt weit und tief genug, um mit Seeſchiffen befahren zu werden. Im Jahr 1768 wurden von dem damaligen holländiſchen Direkteur einige Lootſen und andere der Sache kundige Männer ausgeſandt, um von dieſer Gegend eine Seecharte aufzunehmen, damit im Nothfall von dort aus Seeſchiffe in's Meer gebracht werden könnten, anſtatt ſie durch das Jennegat bey Inſeln vorbey zu führen. Als die Lootſen aber aus dieſem Kanal in den Arm des Ganges kamen, welcher bey Decca vorbey fließt, fanden ſie, daß die weitere Fahrt von da aus ins Meer, der großen, von ihnen nicht gekannten Sandbänke wegen, viel zu gefährlich ſey. Die mehrſten Güter, welche von Decca nach dem Kanal von Hougly hinaufgebracht werden, paſſiren den Haze-Kanal.

Nachdem wir dem Haze-Kanal vorübergegangen waren, vertiefte ſich das Fahrwaſſer zu zehn bis eilf Faden, aber noch immer behielten wir moraſtigen Boden. Das Land, das wir bis zum Haze-Kanal hin geſehen hatten, war unbewohnt, völlig eine Wildniß, in welcher ſich eine Menge Tyger und andere wilde Thiere aufhalten.

ten. Die Ufer waren faſt durchaus dicht mit Gebüſch bewachſen. Einzelne Häuſer und kleine, von Bengalern bewohnte Dörfer zeigten ſich erſt jenſeits des Kanals. Landeinwärts ſahen wir überall flache zum Theil bebaute Felder und zwiſchen denſelben grünes Weideland, welches einen ſchönen Anblick gewährte. Je weiter hinauf wir kamen, deſto ſchöner wurde das Land. Auf den Wieſen ſahen wir zuweilen Heerden von mehr als hundert Stück Kühen.

Um drey Uhr Nachmittags gelangten wir zu dem Dorfe Doveren, wo die Britten eine Faktorey und einige Packhäuſer errichtet haben. Das Dorf hat eine gute ſichere Rhede, die ſtark von engliſchen Schiffen beſucht wird; und dicht bey dieſem Dorfe hat der weit durch das Land ſich ziehende Garnale-Kanal ſeinen Ausfluß. Erſt gegen Abend warfen wir die Anker bey dem Buffelshök. Während dieſer ganzen Fahrt hatten Wind und Strohm uns ſehr aufgehalten. Gleich unter Buffelshök liegt der Platz, den man Adams Grab nennt; er iſt durch ein kleines liebliches Gebüſch von ſchönen Bäumen bezeichnet.

Der folgende Tag war uns höchſt ungünſtig. Wind und Strohm erlaubten uns erſt nach Mittag unter Segel zu gehen und ein ſtarkes, die ganze Nacht fortdauerndes Gewitter nöthigte uns ſchon nach zwey Stunden die Segel wieder einzuziehen und gleich unter dem alten Ganges die Anker auszuwerfen.

Mit Anbruch des Tages ſetzten wir unſere Reiſe zwar fort, allein auf eine höchſt unbequeme Art. Die Anker durften nemlich nicht mehr als eben nur aus dem Grunde losgehoben werden, und ſo, die Anker auf dem Grunde nachſchleppend, gingen wir, das Hintertheil des Schiffs nach vorne zu gewendet, ſtrohmaufwärts, mit der Fluth weiter. Theils die Enge des Fahrwaſſers —

denn

denn überall hat man Untiefen — theils die reiſſenden Ströhmungen des Ganges nöthigten uns zu einer ſo ſonderbaren Fahrt. Den alten Ganges, wie ihn die Lootſen nennen, paſſirten wir um ſieben Uhr.

Der alte Ganges hat ſeinen Urſprung ſo tief im Lande, daß nicht blos nach den Verſicherungen der Lootſen, ſondern auch anderer kundigen Leute, bisher noch niemand ihn ganz hinaufgefahren iſt. Da, wo er ſich mit dem eigentlichen Ganges vereinigt, hat man wegen der großen Sandbänke und der ſtarken Ströhmungen die gefährlichſte Fahrt, man gehe den Fluß hinauf oder hinab. Beyde Flüſſe, der alte und der würkliche Ganges, bilden durch ihren Zuſammenfluß eine Spitze, und hier waren die Britten bey meiner Abreiſe aus Bengalen Willens, eine ſtarke Batterie anzulegen, um den Fluß ſchlieſſen zu können. Zuverläßig findet ſich nirgends am Ganges eine Stelle, die ſo glücklich wie jene zu dieſem Zwecke benutzt werden könnte, denn gerade dort haben die Schiffer alle erſinnliche Mühe und alle Mittel anzuwenden, um nicht auf die Sandbänke zu gerathen, oder von dem alten Ganges weggeriſſen zu werden; und ganz unmöglich iſt es, hier an eine Vertheidigung zu denken.

Kaum hatten wir die Gefahr glücklich überſtanden, als wir mehrere Schiffe der holländiſch oſtindiſchen Kompagnie auf der Rhede von Voltha erblickten. Sobald die Fluth abgelaufen war, ankerten wir bey dem Kalk-Kanal und am folgenden Tage auf der Rhede von Voltha ſelbſt. Dort ſchon kam der Equipagenmeiſter von Hougly zu uns an Bord, um Herrn F** zu bewillkommen, den wir von Batavia mitgebracht hatten und der zum Directeur des holländiſchen Handels in den Reichen Bengalen, Bahar und Orixa ernannt war. Auf der Rhede widerfuhr ihm eben dieſe

Ehre

Ehre von einer Deputation des Rathes zu Hougly. Dieſe Deputirten waren vier Mitglieder des Raths; von denen zwey ihre Damen mitgebracht hatten. Sie kamen in einem großen Badjerah und hatten es an nichts fehlen laßen, was zu einem feyerlichen Empfange nur immer gehören kann.

Fünfter Abſchnitt.

Bengalen und Zurückreiſe nach Batavia.

Einer allgemeinen Verordnung des Raths von Hougly gemäß, mußte ich am Bord meines Schiffes bleiben. Kein Schiffskapitain darf von dem Ausgang des Septembers an, bis zum Anfang des Novembers hin ſein Schiff verlaſſen. In dieſer Zeit verändert ſich die Mouſſon (oder die Zeit der beſtändigen ſo genannten Paſſatwinde); die Ströhmung iſt bey der Ebbe und Fluth dann äußerſt ſtark und das Wetter höchſt ungeſtüm. Ich ging daher erſt am vierten October auf einem Badjerah nach Chinſura und ein recht unſeliger Tag war es, an dem ich dort anlangte.

Gerade am Morgen dieſes Tages lies der Nabob von Coſſimbazar, oder der Unterkönig von Bengalen, das Dorf Chinſura an der Landſeite, durch zehn bis zwölftauſend Mann einſchließen und dies Corps hielt alle Wege und Zugänge ſo genau beſeßt, daß niemand weder heraus noch hereinkommen konnte. In wenigen Tagen brach nun eine Hungersnoth aus, die verſchiedene Menſchen wegrafte. Die Mütter kamen mit ihren Kindern jammernd zu den Wohnungen der Europäer und

baten

baten flehend, gegen ein wenig Reis die Kinder als Sklaven hinzunehmen. Zur Vergrößerung des Unglüks befand ſich wenig oder gar kein Vorrath an Lebensmitteln im Dorfe, als der Nabob es einſchloß. Auch auf dem Fluſſe konnte man den Unglücklichen nichts zuführen, denn oberhalb des Dorfes war auch der Fluß beſetzt. Schon in den erſten Tagen wurden ſieben Pfund Reis mit einer Ruppie (ſo viel als ein Gulden) bezahlt; nachher konnte man gar keinen Reis mehr bekommen, und es ſtand Naſen- und Ohrenabſchneiden darauf, wer dabey ertappt wurde verſtohlnerweiſe Lebensmittel in das Dorf zu bringen. Ein Zwiſt über den Zoll veranlaßte und bewürkte dieſe Blokade.

Die holländiſch oſtindiſche Kompagnie war nehmlich verpflichtet, gewiſſe Zölle an den Nabob für die Güter zu bezahlen, welche den Ganges hinauf oder hinab gehen; dieſen Zoll hatte aber der Direkteur V. ſeit einiger Zeit nicht entrichtet. Der Nabob, der ſich, den Tractaten gemäß, ſeines Rechts bewußt war, beſtand darauf, daß der Zoll entrichtet werden ſollte und gab dem Fausdar von Hougly Befehl, ihn mit Nachdruck einzutreiben. Dieſer ſandte einen Tſchubdar an den Direkteur mit der Erklärung, daß, wofern der Zoll nicht gezahlt würde, man keine holländiſchen Güter weiter paſſiren laſſen werde. Dies nahm der Direkteur ſehr übel auf, ſchallt und ſchimpfte den Tſchubdar, und ließ ihn zuletzt gar an einen Pfal binden und derb auspeitſchen. Hierauf ließ der Fausdar nicht nur Chinſura beſetzen, ſondern auch alle, den Holländern zugehörigen Güter, welche den Ganges hinabkamen, in Beſchlag nehmen.

Dieſe Güter beſtanden in baumwollenen und andern Zeugen und waren zur Ladung für die Schiffe beſtimmt, welche im Anfange des Novembers nach Holland gehen muß-

mußten. In Ermangelung dieſer Waaren konnten die Schiffe nun nicht in der rechten Jahrszeit ihre Reiſe antreten; ſie mußten bleiben bis zum Ausgang des Januars und zu einer ungünſtigen Zeit abfahren. Zwey derſelben gingen mit der geſammten Ladung verlohren und das dritte wurde nur mit genauer Noth gerettet; All dieſes Unglück hatte man dem unklugen Verfahren des Herrn V. zu verdanken.

Bis zum funfzehnten October blieb Chinſura eingeſchloſſen und die Fahrt auf dem Ganges geſperrt, denn der Herr Direkteur beging eine unüberlegte Handlung nach der andern. Er ſandte als die Nachricht einlief, daß die Güter angehalten wären, ein Kommando von einem Officier und dreyßig Mann ab, um die Waaren mit Gewalt zu nehmen; weil aber dieſe Maasregel, wegen eines Detaſchements von vierhundert Seapoys*) die ſich zur Wehre zu ſetzen Miene machten, nicht auszuführen war, ſo traf man einen Vergleich, nach welchem augenblickliche Bezahlung der rückſtändigen Zölle von Seiten des Direkteurs, und die Aufhebung der Belagerung des Dorfs und der Sperre des Fluſſes von dem Nabob gegenſeitig bewilligt wurde. Der Nabob hielt ſein Wort, der Direkteur hingegen ging im Merz des folgenden Jahrs nach Batavia, ohne die Schuld bezahlt zu haben. Hätte ſein Nachfolger nicht gezahlt, ſo würde auch die für mein Schiff beſtimmte Ladung angehalten worden ſeyn.

Am zwölften Oktober ging ich wieder nach Voltha, wo mein Schiff lag.

Auf

*) Landeseingebohrne, die halb auf europäiſche Art mondirt, bewaffnet und exercirt ſind.

Auf dem Wege dahin landeten wir zu Serampour. Hier haben die Dänen ihr Comptoir angelegt; es iſt gerade das unbedeutendſte Etabliſſement, das die Europäer am Ganges haben. Es beſteht außer dem kleinen inländiſchen Dorfe nur aus einigen wenigen Häuſern, die von Europäern bewohnt werden. Der Handel iſt hier ſehr unbedeutend.

Beym Hinauf- wie beym Hinabfahren des Ganges nach Boltha, gewähren die Ufer und Ländereyen an beyden Seiten die reizendſten Proſpekte; aber alles übertreffend iſt der Proſpekt, welcher den Reiſenden entzückt, der von dem franzöſiſchen Etabliſſement Chandernagor nach Chinſura, Hougly und Bandel hinauffährt. Die Gebäude von Chinſura, die Kirche und der Garten Welgelegen mit drey ſteinernen Terraſſen über einander, alles nach europäiſcher Art mit Kalk beworfen, fällt ſehr ſchön ins Auge. Hinter und zwiſchen jenen Gebäuden zeigen ſich kleine Gebüſche mit ewig grünenden Bäumen; vor denſelben ſtröhmt der Fluß mit einer großen Menge kleiner Fahrzeuge bedeckt, und etwas tiefer, und zur Seite erhebt ſich Chandernagor, das längſt dem Fluße hin gebauet iſt und mit vielen ſchönen Gebäuden prangt. Die dort vor Anker liegenden Schiffe ſind mit Tauen an dem Geſtade befeſtigt.

Zur linken Seite hat man auf dieſer reitzenden Farth fruchtbare Felder und Weideland, von einer Menge Rindvieh bedeckt, und zum Theil von kleinen Gehölzen durchſchnitten.

Ohngefähr auf der Hälfte des Weges von Chandernagor nach Serampour zeigt ſich Garetti. Hier hatte der franzöſiſche Gouverneur ein prächtiges Haus oder vielmehr einen Pallaſt gebauet, und einen ſehr ſchönen Garten angelegt, und zwar auf eben der Seite des Ganges, auf welcher Chandernagor liegt.

Alle

Alle dieſe Gegenden ſind flach und eben, ganz ſo wie der Boden in den vereinigten Niederlanden, und auch eben ſo von einer Menge von Flüſſen und Bächen gewäſſert und befruchtet.

Nähert man ſich Calcutta, ſo ſieht man auf beyden Seiten viele neue, von den Engländern angelegte Gärten, die einen ſchönen Anblick geben. Auch Calcutta ſelbſt, das man beym Hinabfahren auf der linken Seite hat, gewährt einen recht herrlichen Proſpekt; es zieht ſich drey Viertelſtunden lang am Fluſſe hin; und auch hier liegen, wie vor Chandernagor, eine große Anzahl von Schiffen geankert. Calcutta iſt gleichſam der Stapelort, von und nach welchem täglich Schiffe aus allen Ländern Indiens abgehen und hinkommen.

Eine kleine Viertelſtunde unter dieſem Orte liegt das ſtarke Fort William, hart am Ufer, ſo daß die Kanonen den Fluß beſtreichen. Bis nach Voltha zu hat man hie und da bengaliſche Dörfer; deren einige von ſehr großem Umfange ſind.

Am dreyzehnten October kam ich wieder an Bord meines Schiffs, das auf der Rhede von Voltha lag. Voltha iſt ein ſehr großes, am linken Ufer des Ganges gelegenes Dorf. Die Rhede gewährt den Schiffen hinlängliche Sicherheit, ſelbſt auch in den Zeiten, wenn ſich der Mouſſon ändert, wofern es nur nicht mit würklichen Orkanen erfolgt; bey dergleichen ſchweren Stürmen iſt man aber nicht nur auf jener Rhede, ſondern auch auf dem Ganges überall großer Gefahr ausgeſetzt. Auch liegen hier die Schiffe beſchützt, wenn mit dem Beginnen der Fluth das Waſſer oft ſechs und mehrere Fuß hoch plötzlich und mit einer Gewalt hinaufſchwillet, die ſtarck genug iſt, an weniger geſchützten Oertern Schiffe von ihrem Anker loszuheben, ihre Taue zu zerreiſſen und ſie am Ufer zu zertrümmern oder auf Sandbänke hinzu-

werfen. Auf der Seite, auf welcher Woltha liegt, hat man dieſes wilde Aufſchwellen der Fluthen, oder, wie man es nennet, die Baar nicht; man hat ſie auf dem gegen über liegenden Ufer. Der Grund der Rhede iſt ſo zähe, daß beym Aufwinden der Anker zuweilen die Taue reiſſen.

Am ein und dreyßigſten Januar verlieſſen wir Woltha; wir giengen nach Jnſely, um dort den Tag unſrer Abreiſe nach Batavia abzuwarten. Auf der Rhede von Woltha konnten wir nicht länger bleiben, weil das Waſſer im Ganges in dieſer Jahrszeit ſo niedrig wird, daß man nur mit großer Gefahr das Jennegat paſſiren kann.

Meine Berufsgeſchäfte nahmen mir in Bengalen nur wenige Tage weg; die übrige Zeit benutzte ich zu Erforſchung des Landes. Jch unternahm mehrere kleine Reiſen, von welchen namentlich die, welche ich in den letzten Tagen des Januars machte, die intereſſanteſte war. Wir fuhren auf einem Badjerah von Chinſura bis zum Kanal Niſſerijen; und giengen von dort aus zu Fuß eine Strecke landeinwärts.

Da, wo wir landeten, führte der Weg durch herrliche Ebenen, ſo wohl von bebauten Feldern als von Viehweiden, und hie und da durch kleine Gehölze von Klapper- Suri- Mangos- und anderen Bäumen. Auch gab es eine Menge Felder, die mit ſtarkem Zuckerrohr bepflanzt waren. Die hier übliche Methode, den Zucker zuzubereiten, iſt auffallend einfach. Man zerdrückt nehmlich das Rohr zwiſchen zwey gereiften Walzen von hartem Holz, die zwey und einen halben Fuß lang und ohngefähr ſechs Zoll im Durchmeſſer ſtarck ſind. Dieſe Walzen liegen horizontal über einander auf zwey kleinen Schragen, die ſo gemacht ſind, daß die Walzen nicht von einander weichen können, und einen Raum von einem Viertelzoll zwiſchen beyden laſſen. An dem einen Ende jeder Walze ſind vier Speichen, die von

zwey Leuten mit den Händen in entgegenſtehender Richtung gedrehet werden. Das Zuckerrohr wird zwiſchen dieſe Walzen hineingeſteckt, und, indem ſie gegen einander herumgedrehet werden, zerquetſcht, da denn der Saft hinaus fließt und in einem unten auf der Erde ſtehenden Topf aufgefangen wird. Acht oder zehn Fuß von den Walzen fanden wir acht Töpfe auf eben ſo vielen Löchern, die genau zu den Töpfen paßten und in die Erde gegraben waren. In dieſe Töpfe ſchüttete man den Saft und kochte ihn zu Zucker bey einem Feuer, das von dem ausgepreßten Zuckerrohr unterhalten wurde. Und alles das geſchah unter freyem Himmel. — In dieſen Gegenden iſt Bengalen mit Tſchakals *) und wilden Hunden angefüllt. Wir ſchoſſen einige derſelben, aber die Einwohner ſahen es nicht gerne, weil ihre Religion verbietet, irgend ein lebendiges Geſchöpf zu tödten.

Mit der Fluth fuhren wir bis zum Kanal Chagadda, der, wenn man hinauffährt, acht oder zehn Stunden weit über Chinſura hinaus, auf der rechten Seite des Fluſſes liegt. Das Dorf, das dem Waſſer ſeinen Nahmen giebt, liegt ein wenig landeinwärts; es hat wöchentlich einen großen Markt, oder einen Bazar, wie die Bengaler es nennen, auf dem allerley Landesprodukte verkauft werden; der Kanal ſelbſt reicht drey Stunden landeinwärts. Auf der linken Seite deſſelben und weiter hinauf hat man nur flaches Land, ohne irgend einen Baum; aber rechter Seits und hinabwärts giebt es viel Gebüſch, in welchem Tyger und andere wilde Thiere ſich aufhalten. Wir durchſtrichen die Felder in die Kreuz und Quere, ohne eine Spur von Tygern zu ſehen; ſo bald wir aber in die Gebüſche kamen, fanden wir Tygerſpuren in Menge, und hielten es um deſto weniger

*) Ein Raubthier, das ohngefähr dem europäiſchen Wolfe gleich kommt.

rathſam weiter zu gehen, da dies Thier ſich ſelten eher zeigt, als bis es ſicher iſt, ſeinen Raub zu faſſen; in welchem Fall dann an keine Rettung zu denken iſt. Wir trafen auch auf unſerm Wege den zerfleiſchten Körper eines Bengalers an, der kurz zuvor einem dieſer Raubthiere zur Beute geworden war. Die Jagd auf die Tſchakals und wilden Hunde iſt übrigens eine garnicht unangenehme Jagd.

Von Chagadda fuhren wir nach Gouptipara, das ſechs bis acht Stunden über Chagadda hinauf liegt. Wir kamen auf dieſem Wege bey einem großen Eilande vorbey, das in der Mitte des Ganges liegt, auf dem aber nichts als ein wenig Rohr und langes Gras wuchs. Bey Gouptipara fanden wir nur drey Stunden Fluth, gegen neun Stunden Ebbe, und Bengaler, wie andere, die zu Coſſimbazar geweſen waren, ſagten uns, vier bis fünf Stunden höher hinauf, habe man faſt gar keine Fluth mehr.

Mit Tagesanbruch begaben wir uns zu Gouptipara an's Land. Eine Viertelſtunde vom Ufer kamen wir zu einem kleinen Dorfe, und ein wenig tiefer zu einem Gehölz von hohen Bäumen und vielem niedrigen Unterholz. Es heißt das Affenholz, weil eine große Menge Affen ſich dariun aufhalten. Wir wünſchten einige zu erlegen; allein ſobald nur der erſte Schuß fiel, ergriffen ſie mit einem Vorderfuß ihre Jungen, klemmten ſie an ihre Bruſt und kletterten ſo die höchſten Bäume hinan; von dort warfen ſie die Jungen in das verwachſenſte Geſträuch hinab, wo wir, aller erſinnlichen Mühe ohnerachtet, auch nicht ein einziges aufzufinden im Stande waren. Die Alten ſprangen unterdeß mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit von einem Zweige und von einem Baum auf den andern. Endlich gelang es uns ein paar von den Bäumen herunter zu ſchießen. Als die übrigen dieſe fallen ſahen, erhoben ſie ein ſchreckliches Geſchrey. Unſere Bengaler wurden darüber ſehr trau=

traurig und baten uns dringend, ja keine mehr zu ſchieſ-ſen; und in der That war ihnen das nicht zu verdenken: denn ſie glauben, daß die abgeſchiedenen Seelen der Menſchen vorzüglich gern in Affenkörper fahren.

Wir giengen nunmehro auf unſerm Badjerah wieder hinabwärts nach dem Kanal von Chagadda. In dieſer Gegend ſind die Ufer des Ganges überall ſehr ſteil, und an einigen Stellen ſo mächtig von dem Waſſer ausgehöhlt, daß zuweilen Maſſen, ſo groß wie ein Haus, hinabſtürzen. Mit Sonnenuntergang erhob ſich ein heftiger Wind, und der Himmel bewölkte ſich fürchterlich. In Erwartung eines heftigen Gewitters lenkten wir in den Kanal ein. Unſer Badjerah wurde auf beyden Seiten des Ufers mit Tauen feſt gemacht, eine Vorſicht, die durchaus nöthig iſt, weil der Wind ein ſolches Schiff, das keinen Halt unter'm Waſſer hat, gar leicht umwirft. Wir hielten uns am Lande für ſicherer und ſtiegen daher aus; allein einer von unſern Begleitern, ein Bengaler, ſchreckte uns durch die Nachricht, daß dieſe Gegend durch Tyger unſicher gemacht werde, auf unſer Fahrzeug zurück. Die drohenden Vorbothen der Witterung hatten uns nicht getäuſcht. Um acht Uhr brach das Wetter von allen Seiten her los, die Donner tobten fürchterlich, und Blitze auf Blitze ſchoſſen ſo tief hinab, daß alles rings um uns her in Feuer und Flammen zu ſtehen ſchien; ſtarke Stoßwinde kamen noch hinzu, und jeder derſelben konnte unſer Schiff losreißen und umwerfen. Es war keine Möglichkeit, darauf zu bleiben; alſo krochen wir wieder auf das Ufer, obſchon uns auch da das Wetter und die Tyger den Tod drohten. Nachdem wir drey Stunden lang in der größten Angſt zugebracht hatten, klärte ſich gegen eilf Uhr der Himmel wieder auf, und nun fuhren wir noch in derſelben Nacht den Kanal von Niſſerijen hinab.

Mit Tagesanbruch ſtiegen wir an's Land, um zu Fuß nach Tripeny zu wandern, wo uns unſer Badjerah erwarten ſollte.

Unſer Weg leitete uns zuerſt durch ein großes Holz, das voll von Vögeln aller Art war, und dann durch flaches Land, welches größtentheils aus Wieſen beſtand. Eine Stunde weit von Tripeny kamen wir in ein zweytes Gehölz, in welchem ein altes Gebäude ohne Dach befindlich war, das aus großen viereckigten und ſo harten Steinen beſtand, daß wir nicht vermögend waren, nur ein Stück mit einem Hammer los zu hauen. Die Form des Hauſes war ein länglichtes Viereck, dreyßig Fuß lang, zwanzig breit und etwa dreyzehn bis vierzehn Fuß hoch. Im Innern fanden wir drey Grabſtätte, vier Fuß hoch über dem Boden, von polirten ſchwärzlichen Steinen gebauet, in welche an einigen Stellen Inſchriften mit perſiſchen Lettern eingegraben waren. Die eingebohrnen Bengaler, welche uns begleiteten, verſicherten ganz treuherzig, daß ein großer Zauberer dies Gebäude, ohne alle fremde Hülfe, in einer einzigen Nacht aufgeführt habe. Ohngefähr vierzig Schritte weiter fanden wir ein dem erſtern ähnliches, großes, aber ſchon ſehr verfallenes Gebäude. Nach der Ausſage unſerer Bengaler, dient es jetzt blos den herumirrenden Fakirs (Bettelmönchen) zum Aufenthalt, und würklich fanden wir ihrer auch einige darinn.

In Tripeny ſtieß unſer Badjerah wieder zu uns, in welchem wir dann ohne weitern Anſtoß nach Chinſura zurück gelangten.

Vor meiner Abreiſe hatte ich noch die Ehre einigen Staatsviſiten beyzuwohnen, dergleichen die europäiſchen Befehlshaber einander hier alljährlich, und namentlich bey dem Amtswechſel der Gouverneure und Directeure mit großem Ceremoniel abzuſtatten pflegen. Ich befand mich

mich in der Geſellſchaft des Herrn Direkteurs V., einiger Glieder der Regierung und der Damen dieſer Herren. Um aber dem bey ſolchen Gelegenheiten läſtigen Ceremoniel zu entgehen, hatte unſer Direkteur den franzöſiſchen Gouverneur erſucht, unſern Beſuch nicht an dem Orte ſeiner gewöhnlichen Reſidenz, ſondern nur auf ſeinem Landgute bey Garetti anzunehmen. Um ſechs Uhr Abends kamen wir dort an und fanden alle Herren und Damen von Chandernagor bereits verſammelt. Man gab uns ein Schauſpiel, das in einem dazu errichteten Hauſe, von einigen Liebhabern vorgeſtellt wurde, und dann an einer Tafel, die wohl aus hundert Gedecken beſtand, ein prächtiges Abendeſſen.

Einige Tage nachher machten wir dem neuen engliſchen Gouverneur, Herrn Cartier eine Prunkviſite, um ihm zum Antritt ſeines Gouvernements Glück zu wünſchen. Unſere Geſellſchaft beſtand eigentlich nur aus acht Perſonen, aber der Troß, den wir bey uns hatten, erforderte nicht weniger als drey und dreißig Fahrzeuge. Auf dieſen eingeſchifft, fuhren wir, unter dem Donner der Kanonen ab. In dem Badjerah des Gouverneurs, das groß genug war, um ſechs und dreyßig Perſonen an einer Tafel zu bewirthen, hielten wir uns am Tage auf, und die Nacht über ſchlief jeder von uns in einem eigenen Schiffe; zwey Schiffe dienten zur Küche, zwey andere, um die Proviſionen fortzubringen und auf den übrigen befanden ſich die Leibwache des Directeurs von vier und zwanzig Mann unter Anführung eines Officiers, und eine Menge Bedienten aller Art.

Zu Sypur, das etwa eine Stunde über Calcutta liegt, wurden wir von den Deputirten des engliſchen Raths von Calcutta empfangen. Man führte uns nach dem Gartenhauße des Herrn Ruſſel, der einer von jenen Deputirten war. Hier wurden wir mit einem

Frühſtück bewirthet und dann in fünf Kutſchen, die uns der Gouverneur hieher entgegen geſchickt hatte, nach Calcutta gebracht. Sechs Mann von des Gouverneurs Leibwache, zu Pferde, in blauer, reich mit Gold beſetzter Uniform, umgaben den Wagen, in dem unſer Direkteur ſaß. In Calcutta ſelbſt, hatte man das Haus des Nabob Mahomed Reſichan für den Herrn Direkteur in Bereitſchaft geſetzt. Es war ein ſchönes Gebäude mit vielen und geräumigen Zimmern, alle auf europäiſche Art meublirt. Der Nabob hatte dies Haus von einem Engländer für hundert und zwanzig tauſend Rupien gekauft und bewohnt es, wenn er ſich in Calcutta aufhält; weil er aber gerade damals abweſend war, ſo hatte es der Gouverneur uns zur Wohnung anweiſen laſſen. Auf dem Platze vor dem Hauſe, ſtand eine achtzig Mann ſtarke und von europäiſchen Officieren commandirte Kompagnie Sypahis oder Seapoys unter den Waffen, als eine Ehrenwache für den Direkteur, und dieſe Ehrenwache blieb auch während unſers ganzen Aufenthalts hier.

Als der Direkteur vor dem Hauſe abtrat, ward vom Fort William aus, mit neunzehn Kanonenſchüſſen ſalutirt. Wir ließen nun unverzüglich durch einen Tſchubdar (oder Ceremonienmeiſter) bey dem Gouverneur anfragen, ob wir ihm aufwarten dürften? allein er und alle Mitglieder des Raths von Calcutta kamen uns gemeinſchaftlich mit dieſer Höflichkeitsbezeigung zuvor Unſer Direkteur ſprach franzöſiſch, der Gouverneur Herr Cartier engliſch, und weil dieſer nicht die franzöſiſche und jener nicht die engliſche Sprache verſtand, ſo machte Herr Ruſſel den Dollmetſcher. Eine gute Stunde dauerte der Beſuch, und eine halbe Stunde nachher ſtatteten wir unſern etwa drey Viertelſtunden dauernden Gegenbeſuch bey dem Gouverneur ab.

Zu

Zu Mittage wurden wir bey dem Gouverneur in einem großen Saale an einer Tafel von ſechzig bis ſiebzig Gedecken fürſtlich bewirthet. Alle Geräthſchaften waren von Silber. Unſer Direkteur ſaß oben am Tiſche zur Rechten des Gouverneurs, und dieſem letztern zur Linken der General des engliſchen Militärs. Die übrigen von der Geſellſchaft ſetzten ſich nach Belieben. Die volle Hälfte der Gäſte beſtand aus Officieren von der Landmiliz, für welche der Gouverneur täglich offene Tafel hält.

Bey Tiſch ſprach jeder ohne höfiſchen Zwang was und wie es ihm beliebte, ohne auf den Gouverneur und die übrigen hohen Perſonen Rückſicht zu nehmen. Der Geiſt der Freyheit, der den Engländer in ſeinem Vaterlande beſeelt, ſchien hier nicht im mindeſten geſchwächt. Wir fanden in dieſem Cirkel ganz das Gegentheil von dem ſteifen und läſtigen Ceremoniel, das man in den Geſellſchaften zu Batavia, bey dem Generalgouverneur und den Räthen von Indien, antrifft. Wahrhaftig ein Britte wäre nicht fähig, den unerträglichen Hochmuth zu dulden, mit welchem ein Unterbedienter der holländiſchen Kompagnie von den Obern ſowohl in Batavia, als auf den Untercomptoiren behandelt wird; und noch möchte es hingehen, wenn dieſe Art des Benehmens einzig auf Aſien eingeſchränkt und nicht auch von Aſien hinüber nach einem Lande gedrungen wäre, wo ſie ganz und gar gegen den Charakter des Volks ſtreitet und immer gegen ihn geſtritten hat. Ehrſucht, oder das Beſtreben wohl und recht zu thun, leitet denn aber auch im holländiſchen Aſien ſehr wenige von denen, die der Kompagnie dienen; ſondern ſtatt deſſen ſorgt jeder nur für ſeine Börſe und beeifert ſich aus allen Kräften, ſo ſchnell als möglich, ſich einer willkührlichen Macht wieder zu entziehen.

So wie die Tafel aufgehoben wurde, bekam jeder eine Huka, das iſt eine Tabakspfeife mit einem langen

Schlauchrohre und dazu gehörigen Geſchirr mit Waſſer, durch welches leztere der Tabaksrauch gezogen wird; wir dampften ein halbes Stündchen und darauf verfügte ſich jeder nach ſeinem Zimmer. Gegen ſechs Uhr Abends fuhren wir mit Herrn Cartier nach ſeinem Landſitze Belvedere, etwa zwey Stunden von Calcutta; dort wohnten wir einem ſchönen Concerte bey, das von Liebhabern gegeben wurde, und auf das Concert folgte eine prächtige Abendmahlzeit, von der wir erſt um Mitternacht aufſtanden und nach Calcutta zurückfuhren. Am folgenden Mittag war wieder Tafel bey dem Gouverneur und Abends ein großer Ball. Herren und Damen in Menge, alle ſehr prächtig gekleidet, und die Damen noch überdem mit vielen Edelſteinen geſchmückt, verſammelten ſich zu dieſem Tanzfeſte und ſetzten es bis zur Morgenröthe fort. Noch an eben dieſem Morgen reiſten wir nach Chinſura zurück. Man entließ uns ganz ſo feyerlich, wie man uns empfangen hatte; und ſo glänzend und koſtbar wurde hier alles betrieben und behandelt, daß blos die Trinkgelder, welche unſer Direkteur unter die Ehrenwache und unter die Bedienten des engliſchen Gouverneurs austheilen lies, nicht weniger als tauſend Rupien, oder funfzehnhundert holländiſche Gulden betrugen.

Kaum waren wir wieder in Chinſura angelangt, als aus Patna die traurigſten Nachrichten eingiengen. Patna iſt eine große Stadt in Bahar, etwa neunzehn Meilen von Chinſura, wo die holländiſche Kompagnie, des Salpeterhandels wegen, ein Comptoir hält. Dort wüthete die Hungersnoth jezt ſo ſchrecklich, daß ſie täglich die Eingebohrnen zu hunderten wegraffte. Unſere dortigen Beamten meldeten, daß keiner von ihnen aus der Factorey auf die Straße hinaus zu gehen wage, um ſich nur den fürchterlichen Anblick zu erſparen, in allen Gaſ-

Gaſſen und auf allen Landwegen die armen Menſchen ſchaarenweiſe des Hungertodes ſterben zu ſehen. Es ſey ſo weit gekommen, daß, des Abſcheues ohnerachtet, den die Hindus, ihrer Religion nach, gegen den Genuß aller und jeder Fleiſchſpeiſen haben, die Ueberlebenden doch jetzt über die todten Leichname ihrer zu Tode gehungerten Mitbrüder herfielen und gierig davon zehrten!

Auch Bengalen litt von dieſer Hungersnoth. Um einem noch qualvolleren Tode ſich und ihre Kinder zu entziehen, nahm ſelbſt in Chinſura eine Mutter ihre kleinen Kinder auf die Arme und ſtürzte ſich mit ihnen in den Ganges. Die Ufer dieſes Fluſſes waren faſt überall von Sterbenden bedeckt, und unter dieſen Unglücklichen befanden ſich mehrere, die zu ohnmächtig zur Gegenwehr, noch bey lebendigem Leibe den Tſchakals zur Speiſe dienten. So grauſenvoll dieſer Zuſtand auch war, ſo geſellte ſich doch bald noch eine neue Noth dazu, und das Elend ſchien grenzen- und endlos werden zu wollen. Es entſtand nemlich eine Pockenſeuche; dieſe ſchreckliche Krankheit verſchonte kein Alter und kein Geſchlecht. Sie kam zu einer Jahrszeit, in der die Hitze mit jedem Tage zunahm und endlich ſo ſtark wurde, daß der Thermometer im Schatten bis auf 104 Grad ſtieg und Menſchen und Vieh kaum noch zu athmen vermochten. Um das Gemählde des Elends vollſtändiger zu haben, denke man ſich nun, nächſt den Pocken und der Hitze, noch die Menge in Fäulniß übergegangener Leichname, die an den Ufern des Ganges unbeerdigt lagen, und durch ihre Auflöſung die Luft verpeſteten.

Die Hungersnoth war leider, nur zum Theil Folge einer ſchlechten Reiserndte; größtentheils war ſie das Werk der unmenſchlichen Habſucht der Britten. Dieſe hatten den Reishandel zum Monopol gemacht, allen Reis bey der letzten Erndte aufgekauft, und dann

dann ſolche Preiße beſtimmt, bey welchen dem größern Theile der Menſchen, der hier nur auf einen täglichen Verdienſt von einem oder anderthalb Stuiver rechnen kann, faſt nichts anders übrig blieb, als ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, oder des ſchmähligen Hungertodes zu ſterben. —

Ehe ich nach Batavia zurückgieng, hatte ich das Vergnügen, den engliſchen Gouverneur in Calcutta noch einmahl zu beſuchen. Auch hier wohnten wir der Vorſtellung eines Schauſpiels bey, die in einem dazu aufgeführten Hauſe, wie in Chandernagor, von Liebhabern gegeben wurde. Was mir unter den hieſigen Gebräuchen der Europäer am mehreſten auffiel, war die Trauer, welche in Chinſura ein Theil der Einwohner um die verſtorbene Gemahlin des neuen holländiſchen Direkteurs, des Herrn F. anlegte. Herr F. gehörte zum Orden der Freymaurer. Mit vieler Feyerlichkeit beſtattete man den Leichnam zur Erde und alle zu jener Brüderſchaft gehörige Herren nicht nur, ſondern auch die Frauen derſelben trugen drey Tage lang Trauerkleider ſammt den Ordenszeichen, und zwar dieſe letztern an einem ſchwarzen, auf der Bruſt befeſtigten Bande.

Erſt am ein und dreyßigſten März konnte ich Chinſura verlaſſen, und doch fand ich, als ich nach Jnſely kam, noch nicht die ganze Ladung meines Schiffes beyſammen. Länger zu warten wäre unmöglich geweſen, da die Mouſſons ſchon anfingen ſich zu verändern. Gefahrvoll war die Rückreiſe, die wir jetzt antraten, doch lief ſie ohne Unfall ab. Am zehnten Junius entdeckten wir die Weſtküſte von Sumatra, und am zweyten Julius kamen wir auf der Rhede von Batavia an. Geſtorben waren uns auf dieſer Reiſe nicht mehr als vier Perſonen.

Zwey-

Zweytes Buch.

Bengalen.

Erſter Abſchnitt.

Bengalens Lage, Größe und natürliche Beſchaffenheit.

Bengalen, die öſtlichſte Provinz des großmogoliſchen Staats *), liegt zwiſchen dem ein und zwanzigſten und ſieben und zwanzigſten Grad nordwärts vom Aequator, alſo zwiſchen eben den Paralellen, als die kanariſchen Inſeln. Die mittlere Länge iſt ohngefähr 105 Grad oſtwärts von Teneriffa, ſo daß man hier um ſechstehalb Stunden früher Mittag hat, als in Amſterdam.

Begrenzt wird das Land im Südweſten vom Reiche Orixa oder Oriſſa, im Weſten von der Provinz Malwa, im Norden von Monghir und Bahar, im Oſten und Südoſten vom Königreiche Arrakan, ſo wie im Süden von dem Meerbuſen, dem Bengalen ſeinen Nahmen mitgetheilt hat **).

Ben-

*) Der bekanntlich längſt zertrümmert iſt. L.

**) Befriedigende Angaben über die Größe aller einzelnen Beſtandtheile der Beſitzungen der Britten in Aſien fehlen uns noch, wenn auch ſchon mehrere Diſtrikte gemeſſen ſind,

Bengalen hat nur zwey Jahrszeiten, eine warme und eine kalte.

Die kalte Jahrszeit beginnt mit dem November und dauert bis zum Anfange des Februars. Während dieſer Periode wehen herbe Nordwinde, und führen eine Kälte herbey, welche vor Sonnenaufgang, zuweilen ſo heftig iſt, daß man Winterkleider ſehr gut vertragen könnte. Sahe ich doch ſelbſt im Februar Hagel fallen, darunter Eisſtücken von der Größe eines Taubeneyes waren. Nicht ſelten ſtellen ſich auch dicke Nebel ein, die aber Morgens gegen acht oder neun Uhr, vor der Macht der Sonnenſtrahlen verſchwinden, und in dem Fall pflegt nicht nur an dem Reſt deſſelben, ſondern auch noch an mehreren darauf folgenden Tagen der Horizont durchaus heiter und nirgends auch nur eine einzige Wolke zu ſehen zu ſeyn. Gleich im Anfange dieſer Jahrszeit werden die beſten Feldfrüchte eingeſammelt, und die Fluren bekommen neue Reiße und neues Leben, ſo bald die verſengende Hiße abnimmt.

Nähert ſich mit dem Februar, oder um die Mitte des Februars die Sonne der Linie wieder, ſo wird die Wärme mit jedem Tage auch wieder größer. Die Winde kommen nun nicht mehr aus Norden, ſie werden veränderlich, drehen ſich dann nach Süden und Südweſten, und wehen nun aus dieſen Gegenden bis zum September

ſind. Die letzten Eroberungen ungerechnet, beträgt nach Rennel das brittiſche Gebiet am Ganges und auf der Halbinſel Dekan über 13000 deutſche Quadratmeilen; das Reich am Ganges wird gegen 7000 Quadratmeilen groß gerechnet, und Bengalen ohne Bahar und Oriſſa ſoll noch etwas größer als Großbritannien ſeyn. Rennels Memoir of a Map. of Hindoſtan p. 8. und 335. und Tieffenthaler I. 26 und folg. und 297.

ber und Oktober. Der Himmel bewölkt ſich immer ſtärker und ſtärker; beſonders ſteigt bey Untergang der Sonne ein dickes Gewölke auf, und häufig toben fürchterliche Gewitter mit heftigen Platzregen verbunden. Im May fängt die Regenzeit an und dauert bis zum Auguſt; die Hitze iſt dann unerträglich, und nimmt ſie auch wieder ab, ſo bald die Sonne die Linie wieder paſſirt iſt, ſo wird ſie doch erſt im Oktober gemäßigt *).

Die

*) Die Beobachtungen, welche Herr Stavorinus mit einem Fahrenh. Thermometer anſtellte, der in freyer Luft, an einer hohen Mauer, von gegen über ſtehenden Häuſern gegen die Sonne geſchützt, hing, gaben folgende Reſultate. Vom Anfange Oktobers bis Anfang Aprils war die Hitze des Nachmittags um zwey und halb drey Uhr am ſtärkſten, eine Stunde vor Sonnenaufgang aber am ſchwächſten. Die ſtärkſte und ſchwächſte Hitze am Nachmittage war im

Oktober 94° bey N. Wind und hellem Himmel und 95° bey gleichem Wind und Himmel.
Novemb. 89° bey N. O. W. und hellem Himmel und 81° bey N. W. und hellem Himmel.
Decemb. 88½° bey O. W. und hellem Himmel und 76° bey N. W. und hellem Himmel.
Januar 85° bey S. O. W. und hellem Himmel und 74° bey N. W. und hellem Himmel.
Februar 92° bey S. W. und hellem Himmel und 76° bey W. W. und dunkelm Himmel.
März 104° bey S. W. und hellem Himmel und 93° bey trüber Luft.

Und vor Sonnenaufgang ſtand der Thermometer im
Oktober auf 70° bey N. Wind.
Novemb. auf 60° bey N. W. und Nebel.
Decemb. auf 52° bey N. W. und heller Luft.
Januar auf 63° bey N. O. W. und heller Luft.
Februar auf 68° bey S. W. und heller Luft.
März auf 72° bey S. W. und heller Luft.

Die Winde wehen hier gewöhnlich das ganze Jahr hindurch entweder aus Norden, oder aus Süden; und eben den Wind, welchen man auf dem Lande hat, hat man auch zur See, längſt der Küſte von Koromandel und im bengaliſchen Meerbuſen. Dreht ſich der Wind aus Norden nach Süden, oder aus Süden nach Norden, ſo erfolgen häufig Stoß- und Sturmwinde, die man, wenn ſie äuſſerſt heftig ſind, Elephanten nennet, und gegen dieſe hält kein Schiff aus. Solche Winde waren es, welche im Oktober des Jahrs 1754 von ſechs Schiffen der holländiſchen Kompagnie, die auf der Rhede von Woltha vor Anker lagen, fünfe mit einer ſolchen Gewalt an das Ufer warfen, daß ſie nie wieder in flottes Waſſer gebracht werden konnten; das ſechſte Schiff ward nur mit genauer Noth gerettet. Indeß iſt nicht gerade jede Veränderung der Paſſatwinde oder Mouſſons, mit Stürmen der Art verbunden *).

Ben-

*) Bengalen hat eben ſo wenig durchaus ein gleiches Klima, als das ganze Reich der Britten am Ganges; der Boden des Landes, wie die Lage der einzelnen Theile iſt gar zu verſchieden; auch müſſen die große Menge der Arme und Mündungen des Ganges, und die Waldungen und Moräſte im ſüdlichen Bengalen, bedeutenden Einfluß auf das Klima haben.

Nur häufig iſt die Abwechslung der Mouſſons oder Monſone oder Paſſatwinde, mit vier bis fünf Tage lang dauernden Stürmen verbunden, die ſtark genug ſind, Schiffe von ihren Ankern zu reißen und auf Sandbänke und an das Geſtade zu werfen.

Der Regen fängt im April nach Tieffenthaler an, und währt ſechs Monate. Am heftigſten und häufigſten iſt dieſer Regen in den letzten Monaten (nach Bucquoi aber ſchon im May ſo ſtark, daß Häuſer umzuſtürzen Gefahr laufen) und nun werden die niedern Gegenden des Landes ganz überſchwemmt. Läßt der Regen früh im

Septem-

Bengalen iſt ein niedriges und flaches Land. *) Sein leichter und fetter Boden bedarf nur weniger Arbeit und gar keines Düngers, wenn er auch ein Jahr nach dem andern unablåßig gebauet wird; die ſtarken Regen und die Ueberſchwemmungen unterhalten dieſe immer dauernde Fruchtbarkeit. Bengalen iſt bey weitem das fruchtbarſte von allen übrigen Ländern Aſiens. **) Viele derſelben verſorgt es mit dem ſo wohlthätigen Reis, der im ganzen öſtlichen Indien die Stelle des Brodtes vertritt, ſo wie mit mehreren ähnlichen Lebensmitteln; und ſeine Handelsprodukte, Baumwolle, Seide, Salpeter und Opium werden nicht nur über Aſien, ſondern auch in großer Menge bis nach Europa hin verbreitet. ***)

Große

September ſchon nach, ſo iſt die, durch Stürme, wie durch Gewitter håufig gemilderte Hitze unerträglich, und die Einwohner leiden dann ſehr an ihrer Geſundheit. Bucquoi p. 289. Tieffenthaler III. 135 und Rennel p. 339.
Die beſten Nachrichten und die beſtimmteſten Angaben von der Abwechslung der Monſone, findet man beym Renuel p. 359. R.

*) Ganz flach iſt nur der ſüdliche Theil Bengalens; im Norden und Oſten iſt das Land gebürgig, und auch die an das Ufer des Ganges ſtoſſenden Länder ſind einige Meilen landeinwärts beträchtlich höher als das übrige Land. Rennel 349. und Tieffenthaler I. p. 40. R.

**) Ueber die auſſerordentliche Fruchtbarkeit Bengalens, die dem Lande den Nahmen des indiſchen Paradieſes gab, aber auch verſchieden in verſchiedenen Gegenden iſt, ſehe man auſſer Rennel, Travels in Europe Aſia and Africa. London 1783. T. I. p. 255. ſq. und Tieffenthaler I. 313. ſq. R.

***) Von dem herrlichen Weizen, den man in Bengalen erndtete, geſchahen, wie der Herr V. ſagt, ehemals Verſendungen auch nach Batavia. Man zog aber keinen mehr von Bengalen, um den Einwohnern des Vorgebürgs der guten Hoffnung nicht zu ſchaden.

Große und kleine Waldungen findet man in verſchiedenen Gegenden, desgleichen mannigfaltige Arten von Fruchtbäumen. Unter dieſen letztern behauptet der Kokosbaum mit Recht den erſten Platz. Er wächſt hier überall, und vielleicht iſt auf der ganzen weiten Erde kein Baum, der leiſtete, was dieſer leiſtet.

Er wird aus Saamen gezogen; legt man eine reiſe Nuß in die Erde, ſo iſt nach wenig Jahren der Stamm gerade und hoch aufgeſchoſſen. Iſt er ausgewachſen, ſo hält er vierzehn bis funfzehn Zoll im Durchmeſſer, und wird funfzig und mehr Fuß hoch, ohne an einer andern Stelle, als oben am Gipfel Zweige zu treiben. Die Zweige haben durchaus nichts holzartiges, breiten ſich oben am Gipfel, wie eine Krone in die Runde aus, und die Blätter, die je zwey und zwey bey einander ſitzen, werden immer kleiner, je näher ſie dem Ende des Zweigs ſitzen; die größern Blätter mögen zwey Fuß lang und drey Zoll breit ſeyn.

Die Nüſſe, die der Baum trägt, ſitzen an den zarten Zweigen dicht am Stamme, in Büſcheln von fünf bis ſechs Stück beyſammen. So lange ſie grün ſind, ſind ſie voll ſüßen Waſſers, das ſehr kühlt, erfriſcht, und den Durſt löſcht, und in Aſien ſo wohl von Indianern, als Europäern häufig getrunken wird. Fängt die Frucht an zu reifen, ſo verdickt ſich das Waſſer zu einem Gallert, den man zur Erfriſchung ißt. Und wird die Nuß reif, ſo iſt ihr Inneres hart und weiß, und auf mannigfaltige Art zu benutzen.

Gekocht und gepreßt liefert der Kern ein Oel, daß dem Mandelöl gleich kömmt, und friſch als Butter gebraucht, nach Verlauf einiger Wochen aber, wenn es ſich verdickt hat, zum Brennen und zu andern ähnlichen Gebrauch benutzt wird. Aus der harten Schaale werden Taſſen, und aus dem garnartigen Faſern, die um die

Schaa-

Schaale ſitzen, werden Seile ja ſelbſt Ankertaue bereitet. Solche Seile verſendet man von Ceylon und Malabar in großen Quantitäten nach Batavia, und die Ankertaue, die wohl ſechs und mehr Zoll im Durchmeſſer dick ſind, werden nicht nur für eben ſo gut, als die in Europa von Hanf gemachten, ſondern noch für beſſer gehalten, weil ſie wegen ihrer Leichtigkeit auf dem Waſſer treiben, ſich ausdehnen und ſich wieder zuſammen ziehen.

Mit den Blättern des Baums deckt man die Häuſer, und bedient ſich ihrer auch als Pappier, in welchem letztern Fall dann ein kleiner eiſerner Stift die Stelle der Feder vertritt. Der Stamm endlich giebt Brennholz, läßt ſich aber nicht zu Meubeln verarbeiten, weil das Holz nicht Feſtigkeit genug hat.

Auſſer dieſem vortreflichen Baum beſitzt Bengalen noch Maulbeerbäume, Guavas, Mangosbäume, Orangebäume, den Piſang, die beyden letztern jedoch nicht in großer Menge, — und auch den Suribaum. Macht man einen Einſchnitt in den Stamm des Suribaums, ſo erhält man einen klaren, ſüßen Saft, der ein liebliches Getränk gewährt, aber betäubt, und nach wenigen Wochen zu ſauern Eſſig wird.

In den Gärten des Landes werden manche Gemüßarten gezogen, die eigentlich hier nicht einheimiſch ſind; nemlich Erbſen, Bohnen, alle Arten von Kohl, und noch verſchiedene andere, doch kann man ſie nur in der kalten Jahrszeit und nur bey großer Wartung und Pflege haben. Spinat und Gurken ſind das einzige dieſer Art, das auch in der heißen Jahrszeit zu haben iſt.

Bey den Pflanzen Bengalens verdient noch der Baum eine beſondere Erwähnung, den die Bengaler und Javaner für heilig halten; nemlich der Manglebaum. (Rhizophora mangle Linn.) Aus den Zweigen dieſes Baums ſchießen dünne Sproßen gerade

zur Erde herab; wenn dieſe den Boden erreicht haben, ſo treiben ſie Wurzeln, werden folglich Stützen des mütterlichen Zweigs und endlich ſelbſt zu Bäumen.

Der Ganges kömmt von den nordlichen Gebürgen Thibets, läuft von Nordweſten her durch das hindoſtaniſche Reich, und mitten durch Bengalen hindurch nach Südoſten zu. Einige Stunden über Coſſimbazar trennt er ſich in zwey große Arme, von welchen der öſtlichſte ſich wieder in mehrere kleine vertheilt. Der größte jener beyden Hauptarme fließt bey der Stadt Dekka vorbey, und ergießt ſich bey Chattigam in's Meer; und der andere, der weſtliche, gewöhnlich der Huglyſche genannt, geht bey Bandel, Hugly, Chinſura, Chandernagor, Calcutta, und bey mehrern andern Oertern vorbey, und ſtröhmt endlich bey Inſely in den bengaliſchen Meerbuſen.

Im Julius, Auguſt und September, hat der Fluß ſeine größte Höhe und den ſtärkſten Ablauf. Das Waſſer tritt über die Ufer, wo dieſe niedrig ſind, und die umherliegenden Lande werden überſchwemmt. Ebbe und Fluth ſind dann ſo heftig, daß ſie alles wegzuführen drohen. *) Die Ebbe iſt noch nicht ganz abgelaufen, wenn die

*) Die größte Höhe beträgt 32 Fuß, und 15½ Fuß ſteigt der Fluß nach Rennel am Ende des Junius. Die Haupturſache ſeines Steigens und Ueberſtröhmens iſt der Regen, der in den, nahe an ſeiner Quelle liegenden Gebürgen fällt, ſo wie der Regen in den Ebenen von Hindoſtan. Der Regen in den Gebürgen fällt ſchon im April; am Ende dieſes Monats kömmt das Regenwaſſer nach Bengalen herab, und in den erſten vierzehn Tagen ſteigt nun der Ganges täglich um einen Zoll, dann ſtärker und in den letzten Tagen des Julius ſind ſchon alle niedrige Gegenden am Ganges, wie am Burramputer überſchwemmt. Dieſe Ueberſchwemmung erſtreckt ſich oft über hundert Meilen weit. Rennel p. 348 und 349. L.

die Fluth ſchon wieder beginnt, und die Fluth erfolgt nicht etwa langſam, ſondern ſo mächtig, daß man ſie einige Stunden weit ankommen hört. Sechs, acht, und mehrere Fuß hoch hebt ſich das Waſſer, und Schiffe und Fahrzeuge wurden von ihren Ankern loßgeriſſen und fortgetrieben, wofern ſie nicht an Stellen liegen, wohin die reiſſenden Wogen entweder gar nicht, oder doch nur gebrochen kommen. Zu Voltha iſt man blos auf einer einzigen Seite, da, wo die Schiffe gewöhnlich liegen, ſicher, und am heftigſten ſtröhmt die Fluth von Serampour bis Hugly.

Im März und April hat der Fluß das wenigſte Waſſer; vor Chinſura iſt er während dieſer Zeit faſt ganz trocken, und nur der Stadt gegenüber, noch ein kleines Fahrwaſſer vorhanden.

Große und gefährliche Sandbänke liegen nicht nur vor den Mündungen, ſondern auch überall, ſelbſt im Bette des Fluſſes, theils in der Mitte deſſelben, theils in der Nähe des Ufers *). Das Bette iſt moraſtig und die Bänke und Untiefen beſtehen aus einem harten Triebſande. Bey ſeiner Mündung mag der Ganges vier teutſche Meilen breit ſeyn, doch wird er immer ſchmaler, je weiter er ins Land hinauf kommt, und bey Chinſura und noch höher hinauf mag die Breite nicht über eine halbe Stunde betragen **).

*) Nach Rennels Bericht, ſind in viel weniger, als einem Menſchenalter große Inſeln im Bette des Ganges entſtanden, und, indem der Fluß an der einen Stelle neue Inſeln hervorbringt, ſcheint er an der andern alte Inſeln zu vertilgen. L.

**) Die Breite des Ganges iſt ſehr verſchieden, wenn auch nicht in dem Grade, als man bey der Aufnahme ſo vieler Ströhme erwarten möchte, die ſich würklich in den Ganges ergießen; denn durch die Aufnahme manches

Das Waſſer iſt wegen der ſtarken Ströhmung des Fluſſes,*) immer dick und trübe. Trinken kann man es nur, wenn es einige Zeit geſtanden und ſich geſetzt hat. Um es ſchnell trinkbar zu machen, bedient man ſich einer Art Bohnen, die hier zu Lande wachſen. Eine einzige ſolcher Bohnen, mit etwas Waſſer zerrieben, und in ein großes gefülltes Faß geworfen, macht das Waſſer innerhalb ſechs Stunden völlig klar, und das auf dieſe Art gereinigte Gangeswaſſer bleibt auf der See ungewöhnlich lange gut.

Von Inſely bis hinauf nach Chinſura kann der Ganges mit großen Schiffen befahren werden; ſeine Tiefe ſteigt auf dieſer Strecke von viertehalb bis zu eilf und zwölf Faden.**)

Die Bewohner von Bengalen, Orixa, Golkonda, Koromandel, ſo wie von mehreren andern Län-

Strohms wird mehr die Tiefe, als die Breite des Ganges vergrößert. Nach der Aufnahme des Gogra, Soane, Gunduk, und mehrerer kleinern Flüſſe, hat der Hauptſtrohm ſeine völlige Breite erreicht; nun hält die Breite nirgends weniger, als eine halbe Meile, und ſteigt an den breiteſten Stellen, und zwar da, wo das Bette keine Inſeln enthält, bis zu drey Meilen. Rennel, a. a. O. L.

*) In den trockenen Monaten durchläuft der Ganges in einer Stunde drey engliſche Meilen, in der naſſen Jahrszeit aber fünf, ſechs, ſieben und auch wohl acht Meilen. Rennel p. 339. L.

**) Vor ſeiner Vereinigung mit dem Jumnah iſt der Ganges an einigen Stellen ſehr ſeicht, jedoch nicht ſo, daß deshalb die Schiffarth unterbrochen würde; nach jener Vereinigung aber hat er eine beträchtliche Tiefe. Fünfhundert engliſche Meilen vom Ausfluſſe iſt er beym niedrigſten Waſſer dreyßig Fuß tief, und dieſe Tiefe behält er bis zur See. Rennel p. 338. L.

Ländern Aſiens ſchreiben dem Ganges eine große Heiligkeit zu, und die Hindus verehren ihn gar als eine Gottheit, der zu Ehren ſie jährlich ein Feſt feyern. Nach der Meynung dieſer Völker hat das Waſſer des Ganges die Kraft, alle Sünden abzuwaſchen, und deshalb baden ſich nicht nur diejenigen, welche in der Nähe wohnen, täglich wenigſtens einmahl im Ganges, ſondern auch die, welche tief im Lande wohnen, müſſen, oft dreyßig und mehrere Tagereiſen weit, ohne Unterſchied des Alters und des Geſchlechtes, einmahl im Jahre ſich am Ganges einfinden, um durch ihn von ihren Sünden rein zu werden. Am Ende des Märzes ſah ich zu Hugly und Trippeny eine ſo ungeheure Menge ſolcher zum Ganges wallfahrender Sünder, daß ſie im buchſtäblichen Sinne des Worts gar nicht zu zählen waren. Drey Tage lang dauerte dieſer Zulauf, und keiner, der ſich gereinigt hatte, vergaß, ſein mitgebrachtes Gefäß zu füllen, um auch die zu Haus gebliebenen ſchwachen Alten und Kranken damit beſprengen zu können. *)

Bengalen iſt überall von großen und breiten Fahrwaſſern durchſchnitten, die man Kanäle nennet, und die alle in den Ganges ſich ergießen. Durch ſie wird

*) Die Hindus haben eine beſondere Ehrfurcht für das Waſſer des Ganges, des Kiſtna und Indus. Der Ganges wird zur Gottheit, wenn er nach einem Laufe von achthundert engliſchen Meilen aus den Gebürgen Thibets hervor tritt, und ſeinen großen, majeſtätiſchen und ſegensreichen Lauf in Bengalen beginnt. Doch wird des Ganges Waſſer an einigen Stellen für heiliger, als an andern gehalten. Die Reichen, welche entfernt wohnen, laſſen ſich das Waſſer bringen; bey gewiſſen geiſtlichen Ceremonien hält man es für unentbehrlich. Travels in Europe etc. I. 328. Rennel a. a. O. Tieffenthaler III. 136. L.

der Transport der Waaren von dem einen Ort zum andern das ganze Land hindurch ſehr erleichtert, und eben dieſe Kanäle verbinden auch die Hauptarme des Ganges *). Ob ſie das Werk der Kunſt oder das Werk der Natur

*) Bengalen wird von zwey Flüſſen, dem Ganges und dem Burrampunter durchſtröhmt, die zu den größten Flüſſen der Erde gehören. Beyde tränken und bereichern Bengalen nicht nur, ſondern verbinden auch mit ihren zahlreichen Nebenflüſſen die einzelnen Theile des Landes auf eine Art, die wohl ganz einzig iſt, und nichts zu wünſchen übrig läßt. Ein Sechstheil des Landes abgerechnet, giebt es, ſelbſt in der trockenen Jahrszeit, keinen Diſtrikt, der über fünf und zwanzig engliſche Meilen weit von einem ſchiffbaren Fluſſe entfernt wäre. Eine Verbindung, die auch in militäriſcher Hinſicht äuſſerſt wichtig iſt, da man ſo, gute Heerſtraßen weit weniger vermißt und Magazine unnöthig werden. In ſeinem Laufe durch die Ebene nimmt der Ganges nicht weniger als eilf Flüſſe auf, von welchen keiner ſchmäler als die Themſe iſt, und einige ſelbſt dem Rheine nahe kommen.

Auf dreyßigtauſend wird die Zahl der Schiffsleute geſchätzt, welche die inländiſche Schiffarth beſchäftigt; und ſo groß dieſe Zahl iſt, ſo mag ſie doch nicht übertrieben ſeyn, da theils alles Salz und ein großer Theil der Lebensmittel für ſechzehn Millionen Menſchen zu Waſſer nach Bengalen und in die zu Bengalen gehörigen Länder gebracht werden, und theils die aus- und eingeführten Waaren des Landes auf zwey Millionen Pf. St. jährlich betragen. Auch muß dabey noch der Transport der im Lande gegenſeitig vertauſchten Manufakturen und Produkte, die Fiſcherey, ſo wie die Menge der Reiſenden in Anſchlag gebracht werden.

Von Hurdwar, wo ſich der Ganges durch eine Oefnung in dem Berge hindurch drängt, durchläuft er bis zum Meer hin einen Weg von eintauſend dreyhundert und funfzig engliſchen Meilen. Rennel p. 338 u. 336. L.

Digitized by Google

Natur ſind, weiß man nicht;*) die Ufer prangen überall mit Dörfern und Flecken, mit ſchönen Aeckern und Wieſen. Einige von dieſen Kanälen haben eine ſolche Tiefe und Breite, daß ſie auch mit großen Schiffen befahren werden können. Dies iſt beſonders der Fall bey dem Haazekanal, als dem wichtigſten von allen. Dieſer geht gerade durch das Land demjenigen Arme des Ganges zu, an welchem Dekka liegt.

Auch ſtößt man überall, wo das Land bewohnt iſt, auf eine Menge gegrabener Waſſerbehälter. Man nennet ſie Tanke, und einige derſelben ſind im Umfange einen Morgen Landes groß. In der Regenzeit füllen ſie ſich an, und verſorgen dann die Einwohner während der trockenen Zeit mit einem Waſſer, das dem trüben, dicken Waſſer des Ganges weit vorzuziehen iſt. In vielen dieſer Behälter finden ſich Fiſche, die auffallende Aehnlichkeit mit unſerm Karpfen haben.

Zweyter Abſchnitt.

Von den Einwohnern Bengalens.

Bengalen wird von verſchiedenen Völkern bewohnt, unter welchen die Mongolen und Jentiven die vornehmſten ſind. Die Mongolen werden auch Mohren, ſo wie die Jentiven auch Bengaler und Hindus

*) Rennel nennt ſie natürliche Kanäle, bemerkt aber dabey, daß ſie auf eine ſo gleichförmige als bewundernswürdige Art über das Land ausgebreitet wären. Rennel p. 335. L.

dus genennt, welchen letztern Namen ſie mit den Bewohnern von Golkonda, der Küſte Koromandel und des größten Theils von Hindoſtan gemein haben.*) Die Hindus mögen wohl hundertmal zahlreicher als die Mongolen ſeyn.**)

Durch ihre Geſtalt unterſcheiden ſich die Hindus von den Europäern eben nicht ſehr. Sie ſind mehr mager als fleiſchig, von dunkelbrauner Farbe, die nur bey wenigen in's Gelbe fällt; ſie haben ſchwarzes Haar, das ſich aber nicht kräuſelt, und ſind alle von geraden, wohlgebildeten Gliedmaßen, wenigſtens fand ich nur einige Fakihrs, die aus Liebe zum Himmel krumm geworden waren. Auch das andere Geſchlecht iſt von ſchönen Wuchs und gefällt ſeiner braunen Farbe ungeachtet.

Weit weniger vortheilhaft erſcheinen die Hindus von Seiten ihres Charakters. Die mehreſten ſind faul und wollüſtig, diebiſch und furchtſam. Schlaf und Unthätigkeit ſind in ihren Augen, die größten unter allen Gütern dieſer Erde. Sie würden durchaus gar nichts thun, wenn ſie nicht das Bedürfniß dazu nöthigte. Nur der alles

*) Heiden (Gentios, Gentils) nannten die Portugieſen alle Einwohner des öſtlichen Indiens, ſowohl die, welche ſich zu der Brahmanen Religion bekannten, als auch die Anhänger des Propheten. In der Folge unterſchied man die Verehrer des Brahma von den Mohamedanern; jene nannte man nun Hindus, dieſe, ganz unpaſſend, Mohren. Doch wurden noch oft genug alle Einwohner Indiens unter dem Nahmen Hindus begriffen. Etat civil, polit. & commerçant du Bengale. Mastr. T. I. 1778 p. 2. L.

**) Die Hindus ſind die Ureinwohner des Landes. Die Mongolen, die Hindoſtan im Jahr 1525 denen Afgahnen entriſſen, wurden Stifter des großmogoliſchen Staats. L.

alles vermögende Hunger iſt im Stande, ſie aus ihrem geliebten Schlummer aufzuſchrecken. Die Banianen oder Kaufleute, machen in dieſem Betracht allein eine Ausnahme. Dieſen iſt keine Arbeit und keine Mühe zuwider, wenn ſich eine Gelegenheit zum Verdienſte darbietet, betrüge dieſer auch nicht mehr als eine halbe Ruppie, (oder einen halben Gulden.) Auch findet man allein unter dieſer Claſſe reiche Leute; alle übrige leben in der größten Armuth. Das weibliche Geſchlecht thut platterdings gar nichts, ſondern hält jede Art von Arbeit für läſtig und für ſchimpflich.*)

Ausſchweifungen in der Liebe werden hier niemanden zur Schande gerechnet. Es giebt öffentliche Oerter, wo die Prieſterinnen der Wolluſt in großer Anzahl beyſammen ſind und für eine Abgabe von einer halben Ruppie an den Fiskal, ihr ſchnödes Gewerbe, ſelbſt unter dem Schutze der Geſetze treiben. Das weibliche Geſchlecht übertrift in dieſer Hinſicht noch das männliche. Alle dazu nur erdenklichen Mittel, werden von den Schönen dieſes Landes angewendet, und ganz vorzüglich legen ſie es auf die Fremden an.

Feiger kann kein Volk ſeyn als die Hindus es ſind. Ein muthvoller Europäer könnte ihrer funfzig in die Flucht ſchlagen, ja nicht ſelten iſt dazu eine bloße Drohung hinreichend. Die Urſach davon liegt größtentheils in ihrer Religion, die ihnen gegen alles Blutvergießen den tiefſten Abſcheu gebietet.**)

Aber

*) In Hinſicht auf die Unthätigkeit, die hier den Hindus vorgeworfen wird, ſpricht der Herr V. wohl zu ſehr im allgemeinen. Der Landmann und Handwerker arbeitet doch ſicher mit großem Fleiſſe, zumal wenn man das Klima mit in Anſchlag bringt. L.

**) Allerdings hat die menſchenfreundliche Religion der Hindus einen großen Antheil an ihrer Feigheit, aber die Nah-

Aber an Gewandheit, an Fähigkeiten und an Kopf fehlt es den Hindus ganz und gar nicht; ihre Handarbeiten ſind vortreflich, und die Banianen verſtehen ſich meiſterhaft auf den Handel; in wenigen Augenblicken können dieſe leztern Summen im Kopfe berechnen, wozu der Europäer am Schreibtiſche vieler Zeit bedürfte. Sie haben ein eigenes Alphabet, das von dem perſiſchen und mohriſchen gänzlich verſchieden iſt; ſtatt des Griffels bedienen ſie ſich zum Schreiben eines geſpaltenen Rohres und zwar gehen die Zeilen von der rechten zur linken Hand.

Man verſicherte uns, vor der Beſiegung Bengalens von den Mongolen und vor der Einführung der Religion dieſer Sieger, hätten hier beſſere und reinere Sitten geherrſcht. Untugenden und Laſter verſchiedener Art, die man vorher nicht kannte, wären mit der mohamedaniſchen Religion verbreitet worden. —

Alle Hindus ſind in verſchiedene Klaſſen oder Kaſten eingetheilt, und wie man uns ſagte, ſollen dieſer Kaſten mehr denn ſiebzig ſeyn. Die Kaſte der Braminen iſt von allen die erſte und edelſte, ſo wie die Kaſte derer, welche das umgefallene Vieh und den Unrath wegzuſchaffen haben, die niedrigſte und verächtlichſte von allen iſt; die zu dieſer lezten Kaſte gehörigen Perſonen nennt man Pareaſſen.*)

Damit

Nahrungsmittel der Hindus, die bey einem großen Theile blos aus Vegetabilien beſtehen, mögen leicht eben ſo viel, wie jene Religion würken; und würkten beyde auch nicht, was ſie würken müſſen, ſo könnte doch der Baum der Tapferkeit nicht bey einem Volke gedeihen, das in Kaſten eingetheilt iſt, wie die Hindus es ſind. Falkoners Bemerkungen über den Einfluß des Himmelsſtrichs u. ſ. w. S. 318 u. f. L.

*) Die Zahl der Kaſten iſt ſehr verſchieden angegeben. Nach dem Code of Gentoo-Laws London 1777, den wir

Damit jede dieſer Kaſten unvermiſcht mit den übrigen erhalten werde, darf keiner ſich eine Frau aus einer Kaſte nehmen, die unter der ſeinigen ſteht; geſchieht es gleichwohl, ſo wird der Uebertreter jener Ordnung aus ſeiner Kaſte in die herabgeſtoſſen, zu welcher ſeine Frau gehört. Eben dieſe Strafe widerfährt auch dem, der mit einem Mitgliede einer geringern Kaſte ſpeiſet; er fällt herab in die Kaſte deſſen, mit dem er aß. Und doch ſind dieſe beyden Vergehungen bey weitem nicht die einzigen, um deren willen man ſeiner Kaſte verluſtig erklärt werden kann, ſondern dies findet noch um wer weiß wie vieler andern Urſachen willen ſtatt. Eben deswegen ſind die Hindus auch höchſt vorſichtig und ängſtlich, um nichts zu thun, weshalb ſie aus ihrer Kaſte ausgeſtoßen werden könnten; und ein Mitglied der erſtern Kaſte wird eher alles thun und alles dulden, als ſich das mindeſte erlauben, was ihn aus ſeiner Kaſte bringen könnte.

Jede Kaſte hat ihr eigenes Handwerk oder Gewerbe, mit dem die Mitglieder derſelben ſich ernähren; und dies Gewerbe vererbt ſich vom Vater auf den Sohn. So wird der Sohn eines Braminen ein Prieſter oder Gelehrter; eines Kodi oder Landbauers Sohn wird, was ſein Vater war, und der Sohn eines Palankinträ-

wir Herrn Hastings verdanken, giebt es vier Hauptkaſten, nämlich die Kaſte der Braminen, der Zſchetries oder Chetri oder Schatri, der Bice oder Banianen und der Suders. Mit den Unterabtheilungen aber zählt man bis auf hundert beſondere Klaſſen; die der niedrigſten Klaſſe, der Suders oder Schutter, nennt man Parier und Pareaſſen. Die erſte jener Hauptkaſten begreift die Geiſtlichen und Gelehrten, die zweite die Erbfürſten, Krieger und einige Künſtler, die dritte die Kaufleute, und die vierte die Handwerker und Landleute. L.

trägers trägt den Palankin bis an das Ende ſeiner Tage. Es fehlt hier alſo nicht an Gelegenheit, große Fortſchritte auf ſeiner Laufbahn zu machen, ob ſich gleich keiner zu einem höheren Stande erheben kann, als der iſt, in welchem der Himmel ihn gebohren werden ließ.*) Auch ſchränken ſich die Handwerker nur auf ein Handwerk, und zwar in ſo enge Gränzen ein, daß ein Goldſchmidt nie Silber, und ein Silberſchmidt nie Gold verarbeitet, und in den Arrengs, oder den von lauter Webern bewohnten Orten, verfertigt jeder Weber, ſein ganzes Leben hindurch immer nur Eine Art Zeug, und kann nur durch Gewalt zur Verfertigung mehrerer verſchiedenen Arten gebracht werden. Hier iſt alſo alles getrennt, was ſich trennen läßt, und vielleicht macht es dieſe Trennung zum Theil, daß der Hindus ſeine thätige Menſchenliebe faſt nur auf ſeine Bekannte und Verwandte einſchränkt.**) Ich erlebte es ſelbſt in Chinſura, daß ein Kranker auf offner Straße von Tſchakalen angefallen, vergebens um Hülfe ſchrie; man kannte ihn nicht und deshalb rettete man ihn nicht. Am folgenden Morgen fand man ſeinen Leichnam zerfleiſcht und von den Raubthieren ſchon halb aufgezehrt. Zeigt ſich ja einmal die Menſchenliebe eines Hindus bey einem ihm Unbekannten, ſo bewirkt ſie doch nie mehr, als daß er

*) Keine Macht reicht zu, einen Parier zum Sudder, oder Braminen zu machen. Die Geburt beſtimmt allein und auf immer, was aus dem Menſchen werden ſoll. Wie mancherley Nachtheil dieſe Einrichtung aber für das Ganze veranlaßt, iſt iezt bekannt genug. Niekamps Auszug aus den Miſſ. Berichten I. 116 u. f. L.

**) Jenes vielleicht iſt von mir. Was alles vermochte nicht der Geiſt der Gilden und der Innungen, und wo gieng dieſer Geiſt der Trennung je weiter, als hier? L.

er den Unglücklichen zum Ganges hinträgt, damit er dort am Ufer langſam ſterbe, oder von einer wohlthätigen Welle weggeführt, in den Fluthen ſelbſt, ſein Leben ſchneller endige. Ein Europäer würde mit einem ſolchen Liebesdienſt übel zufrieden ſeyn, der Hindus hingegen hat um deswillen weit mehr Urſach dazu, weil er glaubt, daß wer in der Fluth des Ganges ſtirbt, von allen Sünden gereinigt, dieſe Welt verläßt und zur Wohnung der Seligen eingehet.

Mit bewundernswürdiger Geſchiklichkeit arbeiten die Handwerker unter den Hindus. Vorzüglich iſt dies der Fall bey den Gold- und Silberſchmidten; dieſe können alles was nur von Silber oder Gold gemacht werden kann, ſo künſtlich nachmachen, daß es allen Glauben überſteigt. Sie arbeiten dabey ſo geſchwind, ſo ſauber, mit ſo wenigen Zurüſtungen und mit ſo wenigen Geräthſchaften, daß ein europäiſcher Künſtler vergebens verſuchen würde, es ihnen gleich zu thun. Bey dem allen ſind ſie arm, und gewöhnlich ſind es nur kleine Jungen, welche die Arbeit verrichten. Täglich ſieht man ſie auf den Märkten ſitzen, und auf Arbeit warten. Hat jemand ihrer nöthig, ſo läßt er ſie rufen, und dann kommen ſie gleich mit allen ihren Geräthſchaften, die alle zuſammen in einem kleinen Korbe Platz haben, weil ſie aus mehr nicht als einem kleinen Ambos, einem Hammer, einer Kneipzange, einer Feile und einem Blaſebalge beſtehen. Man reicht ihnen ein Feuerbecken, giebt ihnen das Modell, wiegt ihnen das Gold oder Silber mit Rupien zu und vereinigt ſich dann über den Arbeitslohn. Man bezahlt entweder Stückweis, oder giebt ein Tagelohn, in welchem letztern Fall ſelten mehr, als ſechs oder ſieben Stüber für den Tag gereicht werden. Die Arbeit verrichten ſie unter freyem Himmel und zwar müſſen die Füße ſo gut als die Hände Dienſte dabey leiſten.

ſten. Sie wiſſen nemlich mit den Füßen und den Zähen alles eben ſo feſt zu halten und eben ſo fertig umzudrehen, als die europäiſchen Handwerker es nur immer mit den Händen und Fingern zu thun vermögen.

Eben ſo verhält es ſich mit allen übrigen Handwerkern; ſie alle findet man auf dem Markte, ruft ſie, wenn man ihrer Arbeit bedarf in's Haus, und ſie kommen unverzüglich mit allem, was zur Arbeit erfordert wird. Ein Schuſter verfertigt an einem einzigen Tage nicht weniger als vier paar Schuhe für einen Thaler. Die Schneider liefern ſo ſchöne Kleider, nach europäiſcher Art verfertigt, ſo wohl für das weibliche als das männliche Geſchlecht, als man irgendwo in Europa zu machen im Stande iſt. Iſt ein Stück vom feinſten Neſſeltuch mitten durchgeriſſen, ſo wiſſen ſie es ſo künſtlich auszubeſſern, daß man den Riß ganz und gar nicht gewahr wird. Auch die Weber zeichnen ſich ſehr aus. Sie weben ſo feines Neſſeltuch, daß man ein Stück von fünf und zwanzig und mehrern Ellen in eine gewöhnliche Tabaksdoſe packen kann, und doch iſt das Handwerkszeug dieſer Weber, ſo wie das aller übrigen Arbeiter, ſo einfach und für einen Europäer ſo unzureichend, daß man ihren Arbeiten nicht anders als mit hoher Bewunderung zuſchauen kann.*)

Die

*) Die Hindus übertreffen wirklich in mehreren Arbeiten die Europäer. Dies iſt der Fall bey der Verfertigung feiner und gemahlter Kattune, des Neſſeltuchs und mehrerer anderer Waaren. Sie liefern Muſſeline mit goldenen Blumen, von welchen man das Stück in Europa mit dreyhundert Thalern bezahlt, das iſt ohngefähr fünf und zwanzig Thaler für die Elle. Man gebraucht dies Zeug zu Damenkleidern und ein Hauptvorzug deſſelben iſt, daß es gewaſchen werden kann.

Schlecht

Die geringern unter den Hindus gehen faſt ganz nackt. Häufig iſt nur ein Theil ihres Körpers mit einem einzigen Stück baumwollenen Zeuge bedeckt. Dieſes wird um die Hüften geſchlagen und zwiſchen den Beinen durchgezogen. Einige wickeln auch noch ein Tuch um den Kopf, andere gehen aber mit entblößtem Haupte. Die, welche von etwas hohem Stande ſind, tragen einen Rock von weiſſem Kattun, der bis auf die Füße herabhängt. Vor der Bruſt iſt dieſer Rock bis zu den Schultern hinauf, über einander geſchlagen und unten am Leibe mit Bändern zugebunden, die aber an der rechten Seite bey den Hindus nicht zugebunden ſind, um ſich dadurch von den Mongolen zu unterſcheiden. Strümpfe tragen ſie nicht, wohl aber eine Art Schuhe, die hinten niedergetreten ſind und vorn an der Spitze ſich aufwärts krümmen. Der größte Theil geht mit geſchornem Kopfe, und reißt an jedem andern Theile des Körpers die Haare

Schlecht iſt das Handwerkszeug der Hindus, aber doch dem der Europäer ähnlich; nur bey einigen Arbeitern vermißt man den europäiſchen ähnliche Geräthſchaften. Der Bretſchneider ſchneidet noch immer ſein Holz auf ſeine Art und bringt auch nur in drey Tagen zu Stande, was ein Europäer in einer Stunde verrichten könnte. Unermüdete Geduld erſetzt zum Theil das Unvollkommene des Handwerkszeuges, und manche Waare, auf deren Verfertigung ſo viele Zeit hier verwandt wird, würde zu theuer ſeyn, wenn die Hindus ſich nicht mit ſo ſehr wenigem begnügten.

Ganz unbekannt iſt den Hindus das europäiſche Glasmachen, und eben deswegen iſt das Glas ſehr theuer. Dieſe Unkunde erſchwert denn auch die Nachforſchungen in der Naturhiſtorie, da es dadurch koſtbar wird, in Weingeiſt aufbewahrte Thiere nach Europa zu ſenden. Hennings, Zuſtand der Europäer in Oſtindien. Kopenhagen 1784 Th. II. 541. 2. L.

re mit ſamt der Wurzel aus. Die Reichen tragen einen Turban, der aber auf eine andere Art, als die Turbane der Mohren gewunden iſt. Auch ſind kleine Ohrringe ſehr häufig.

Das ſchöne Geſchlecht trägt ein Stück Kattun, das über die Schultern geſchlagen iſt, eine Art Rock, und Unterhoſen. Auch werden die Brüſte mit einem unter den Armen durchgehenden und auf dem Rücken feſtgemachten kattunenen Tuche aufgebunden. Die Reichen ſchmücken das Haar mit goldenen Federn und tragen goldene und ſilberne Bänder und Ringe an den Armen, Beinen und Zähen, desgleichen in den Ohren und in den Naſenläppchen. Auch die Aermern tragen dergleichen Zierrathen, aber dann ſind ſie nur von einer Art Seemuſcheln gemacht, die von den Maldiven kommen, Chanclos heißen, und ſo künſtlich durchgeſägt werden, daß jeder Schnitt einen Ring giebt. Die Aermern gehen mit entblößtem Kopfe, und befeſtigen das Haar am Hinterhaupte.

Die Nahrung der Hindus beſteht in Reis, Erdfrüchten und Milch. Der Reis vertritt die Stelle des Brodts, und iſt bey weitem das wichtigſte aller ihrer Nahrungsmittel. Die Milch genießen ſie oft dick und ſauer; dagegen aber weder Fleiſch, noch Fiſche, noch irgend etwas, was Leben hat. Alle ſtarken Getränke haſſen ſie; klares Waſſer iſt ihr einziger Trunk. Beſoffene ſieht man hier alſo nicht, oder doch nur höchſt ſelten, denn blos Leute aus der allerniedrigſten Kaſte laben ſich zuweilen etwas zu ſtark, mit einem Getränke, das von verdorbenem Reis bereitet wird *).

Mit

*) Nicht alle Hindus enthalten ſich der Fleiſchſpeiſen; die Mitglieder einiger Kaſten eſſen Fleiſch, die der anderen Kaſten leben blos von Vegetabilien. Nur gewiſſe Thiere

Mit Hülfe eines Dolmetſchers unterredete ich mich vielfältig mit den Braminen über ihre Religion; aber ich konn mich nicht rühmen, je etwas beſtimmtes von ihnen heraus gebracht zu haben. Entweder wollten ſie ſich auf nichts einlaſſen, was das Weſentliche ihrer Religion betraf, oder ſie waren ſo ſehr unwiſſend, daß ſie mir keine Aufſchlüſſe darüber geben konnten. Was ſie darüber äuſſerten, war ſo unbegreiflich ungereimt und ſo voller Widerſprüche, daß meine Ausbeute herzlich gering war. Gewiß iſt es indeß, daß ſie ein höchſtes Weſen glauben, dem einige andere Gottheiten untergeordnet ſind, unter welchen der Ganges, wie es ſcheint, für die vornehmſte gehalten wird. Den Gott der Götter denken ſie ſich als den Urheber alles Guten, und den Zweyten der Götter, als den Urheber alles Unheils und Elends, das die Menſchen trift. Beyde liegen in einem ewigen Kampfe mit einander, und ſchrecklich iſt es, in welche Läſterungen und Verwünſchungen ſie gegen den böſen Gott losbrechen, zumahl wenn es donnert und blitzet, denn auch jedes Gewitter kömmt auf die Rechnung dieſes böſen Gottes. Er iſt gewöhnlich in Geſtalt eines Drachen oder einer Schlange mit vier Pfoten abgebildet. Der gute Geiſt hingegen, wird in mancherley Geſtalten vorgeſtellt, und immer ſieht man den Böſen unter den Füßen des Guten.

F 2 Nicht

Thiere zu tödten, iſt verbothen, und wird bald mehr, bald weniger hart geahndet; wer z. B. eine Ameiſe tödtet, darf nur einige Pfennige Strafe erlegen, indeß der, welcher eine Kuh tödtet, wie jemand, der einen Menſchen ermordet hätte, am Leben geſtraft wird. Auch giebt es unter den Hindus eine Klaſſe von Menſchen, die ganz ungehindert das Fleiſchergewerbe treibt. Travels in Europe etc. I. 332. und Zimmermanns und Bruns Repoſitorium I. 324. L.

Nicht nur eine Fortdauer jenſeits des Grabes glauben die Hindus, ſondern auch, daß dort das Gute belohnt und das Böſe beſtraft werde; aber dieſer ihr Glaube iſt ſo mächtig in ihre Seelenwanderungslehre verflochten, daß ich mir keine recht klare Vorſtellung davon zu machen wußte. Die Welt, ſagen ſie, wird ein Ende nehmen; alles wird in das Nichts zurückſinken und nur das höchſte gute Weſen und der Ganges werden übrig bleiben. Betel käuend und auf einem Piſangblatte ſitzend, werde dann der Gott der Götter von Jahrtauſend zu Jahrtauſend, auf dem Ganges ſich umhertreiben. *)

Drey

*) Menſchenliebe, Toleranz, eine Fortdauer jenſeits des Grabes, und die große beglückende Lehre, „des Himmels Gnade werde durch edle und gute Handlungen ſicherer, als durch alle Opfer errungen" predigt die Religion der Hindus; und kurz, rein und einfach waren die Grundlehren dieſer Religion. Aber ein Labyrinth von Ceremonien trat hervor; eine Bilderlehre, voll ungereimter Sätze und Ideen wurde aufgeſtellt; Schlauheit und Herrſchſucht unterjochte die Unwiſſenheit und Argloſigkeit; und jene allgemeine Harmonie des Glaubens, konnte ſich eben ſo wenig halten, als alle Unſchuld der Sitten, da mit europäiſcher Herrſchaft auch europäiſche Laſter aller Art ſich einſchlichen, und ſo oft dem Beſiegten vom Sieger nur die Wahl zwiſchen Erhaltung des Lebens und des Eigenthums und der Schande und dem Laſter gelaſſen wurde. Ueber tauſend und tauſend Gegenſtände verbreitete ſich die Religion der Hindus. Was bey hundert andern Völkern der bürgerlichen Geſetzgebung, dem Geſchmack der Sitten, dem Charakter in der Willkühr der Menſchen überlaſſen blieb, wurde bey ihnen von der Hand beſtimmt, die dem Altare diente. So bildete ſich hier, höchſt vollſtändig und ausgedehnt, eine Hierarchie, deren Schöpfung ſicher nur das Werk mehrerer Jahrhunderte ſeyn konnte. Und tief im Plane des Ganzen lag es, daß man dem des Himmels Ungnade ver-

Drey ihrer Feſte zeichnen ſich beſonders aus, nehmlich das Feſt des Ganges, das Hakenfeſt und das Feſt der Reinigung.

Der Feier des erſtern hatte ich Gelegenheit in Chinſura beyzuwohnen, und ganz unglaublich war die Menge von Menſchen, die zu dieſem Feſte ſich verſammelten. Es fällt in den Oktober und beſteht vorzüglich darin, daß gewiſſe Figuren mit großen Solennitäten in den Ganges geworfen werden. Jeder Banian, der reich genug iſt, die Unkoſten eines ſolchen Feſtes zu beſtreiten, und dieſe können ſich auf zehntauſend Rupien und wohl noch darüber belaufen, wird gewiß wenigſtens einmahl in ſeinem Leben ein ſolches Feſt geben. Von verſchiedenen ſolcher, zu Chinſura gefeierten Feſte, zeichnete ſich eines vor allen ganz beſonders aus; es koſtete dem, der es gab, volle achttauſend Rupien oder zwölftauſend Gulden, und währte drey Tage nach einander.

Ich verfügte mich an einem dieſer glänzenden Tage zu dem Banian, in deſſen Hauſe das Feſt gefeyert wurde.

In einem großen Zimmer deſſelben, von einer Menge brennender Lampen erleuchtet, war an dem einen Ende, ein vier Fuß hohes Gerüſte, und über dieſem ein auf Pfeilern ruhender Thronhimmel errichtet. Das Ganze war mit rothem Kattun bekleidet und auf den Kattun eine Menge Blumen von dünngeſchlagenem Silberblech geheftet; und die Decke des Zimmers hing voll von aneinander gereiheten Kokosnüſſen und andern Früchten.

 Auf

verkündigte, der ſein Feld unbeſäet ließ, und daß man dem den Himmel verhieß, der eine gewiße Anzahl von beſtimmten Bäumen gepflanzt habe. Hennings a. a. O. Th. II. S. 417. u. f. u. Travels in Europe etc. I. 299. u. f. L.

Auf dem Gerüſte befand ſich eine halbrunde Niſche, und in dieſer verſchiedene ungeſtalltete Figuren von Thon, alle reichlich bemahlt und vergoldet. Die größte und oberſte dieſer Figuren ſtellte die Göttin Dulga vor. Sie hatte zwey große und zwey kleine Arme. In der einen Hand hielt ſie einen abgehauenen Menſchenkopf, in der anderen eine Trinkſchale, in der dritten ein längtichtes Stück Holz, und in der vierten etwas, das wie ein Buch ausſah. Eine kleine menſchliche Figur ſtand neben ihr, auf jeder Seite; und wie der Banian mir ſagte, ſo ſollten dieſe Figuren die Kinder der Dulga vorſtellen. Zu den Füſſen der Göttin ſah man ein Ungeheuer mit einem Pferdeleibe und einem Drachenkopfe, das eine abſcheuliche, menſchliche Figur neben ſich hatte, die es zu verſchlingen drohete.

Auſſer der Dulga waren auch noch weibliche und männliche Figuren vorhanden, und das Glied, an dem man die letzteren erkannte, waren Priapen von einer Größe und in einer Stellung, die alle Begriffe von Ehrbarkeit ausſchloß.

Der äuſſerſte Rand der Niſche war in kleine viereckigte Fächer abgetheilt, und in jedem derſelben hatte man irgend eine Handlung der Götter vorgeſtellt, aber alles war unförmlich.

Hie und da ſah man auch Abbildungen von einer Gottheit, die ſie unter dem Nahmen Lingam verehren. Der Dienſt, welcher dieſer Gottheit erwieſen wird, iſt zuverläßig der ſchändlichſte, der ſich bey einer Religionsſekte nur auffinden läßt. Alles bey und an dieſer Niſche war blendend reich mit Gold und Silber verziert. Von Zeit zu Zeit warfen ſich die Gläubigen vor dieſem Götzen nieder und opferten ihm Blumen, wohlriechendes Rauchwerk und Gold und Silber, ſowohl gemünzt, als in kleinen gediegenen Stücken; alle dieſe Gaben wurden am

Ende

Ende des Feſtes von den Braminen, welche die Gott-heit bedienen, begierig aufgeſammelt.

Der Zufluß von Menſchen war groß, und der Saal überall angefüllt, die Mitte allein ausgenommen; dieſe war für die Tänzerinnen frey, welche, drey Nächte hindurch, von dem Abend bis zur Morgenſtunde, vor der Dulga tanzten, und dabey ſich in mancherley nichts weniger als ehrbaren Stellungen zeigten. Während des Tanzes, zu welchem kleine Trommeln, Triangel und andere indianiſche Inſtrumente geſpielt wurden, ſahen die Tänzerinnen mit unverwandten Blicken nach der Niſche, und Lobgeſänge ertönten zu Ehren der Götter, deren Feſt man feierte. Dieſe Muſik war zwar nicht harmoniſch, aber doch auch eben nicht widrig.

In der letzten Nacht dieſes Feſtes, ward ein reichlich mit Blumen ausgeſchmückter junger Büffel, auf folgende Art, feierlich geopfert.

In der Mitte des Saals, dem Gerüſte gegenüber, hatte man eine große längliche Grube gegraben, und an dem obern Ende derſelben zwey Pfähle, nicht weit von einander; in den Boden geſchlagen. In dieſe Grube ſtellte man den Büffel mit dem Halſe zwiſchen die Pfähle, den Kopf gegen die Niſche gerichtet, und damit er ihn nicht emporheben könne, ward ein Holz quer über den Hals an die Pfähle befeſtigt; alsdann zog man, ſo ſtark man nur immer konnte, am Schwanze des Thiers, um den Hals ſo viel möglich zu verlängern, und dann trennte ein Bramin mit einem Streiche den Kopf vom Rumpfe. Der Kopf ward nunmehr im Triumpfe zu der Göttin hingetragen. — Sieht der Büffel während den Zubereitungen fortdauernd die Niſche an, ohne den Kopf und die Augen zu verdrehen, ſo hält man es für eine gute Vorbedeutung; das Opfer iſt dann der Göttin ſehr angenehm; verdrehet der Büffel aber Augen und Kopf,

 ſo

ſo hält man es für ein Merkmal großen Unglücks. Eben ſo iſt es ein böſes Zeichen, wenn der Kopf nicht auf einen Streich fällt. Dann iſt jedermann traurig und im Gegentheil höchlich erfreut, wenn gleich der erſte Streich gelingt. Während dieſer dritten Nacht, war das jedem offenſtehende Zimmer immer gedrängt voll. Alle wurden von Zeit zu Zeit reichlich mit Roſenwaſſer beſprengt, und den Vornehmſten ſtrich man Roſenöl an Kopf und Hände.

Der zehnte October — es war der fünfte Tag vor dem Vollmonde und der vierte Tag des Feſtes — war von den Braminen beſtimmt, dem Ganges die Opfer darzubringen; und zwar nicht blos in Chinſura, ſondern auch für alle am Ganges liegende Oerter.

Nachmittag wurden alle Niſchen aus den Häuſern geholt. Man ſetzte ſie auf Tragbahren und zwar ſo; daß die große, nachſtröhmende Menge die Figuren im Geſicht behielt. Jede der Bahren wurde von vier Männern getragen; zu beyden Seiten derſelben giengen zwey Männer mit Fächern von Pfauenfedern, um die Fliegen und andere Inſekten von den Figuren abzuwehren; vorauf traten zwey andere, welche Poſaunen blieſen, und dieſen folgten noch mehrere andere mit Trommeln und kleinen kupfernen Becken, die gegen einander geſchlagen wurden. Dies zuſammen genommen machte ein wildes Getöſe, eine wirklich unangenehme Muſik. So bald man das Ufer erreicht hatte, wurden die Niſchen in Fahrzeuge gebracht, auch die Inſektenverſcheucher und die Muſikanten begaben ſich zu Schiffe; beyde ſetzten ihr Geſchäft fort, unterdeß andere vor der Göttin tanzten und ſich dabey in Stellungen zeigten, die nicht ſchamloſer erſonnen werden konnten. Eine Menge großer und kleiner Fahrzeuge, alle reichlich mit Flaggen geſchmückt und ganz mit Menſchen angefüllt, ſchloſ-

ſen

ſen ſich dem Fahrzeuge der Göttin an. Man fuhr den Fluß auf und nieder; die Freude, die das Volk bezeigte, war grenzenlos, und alle wetteiferten mit einander durch Gebehrden aller Art ihre Freude auszudrücken. Mit Sonnenuntergang wurden endlich alle Nischen in den Fluß geworfen, und damit hatte das Feſt ein Ende. Habe ich das, was der Banian mir ſagte, recht verſtanden, ſo war der letzte Akt des Feſtes, die Darſtellung einer Vermählung, denn jährlich ſoll der Ganges mit der Göttin Dulga ſich begatten, und die, zu beyden Seiten dieſer Göttin, ſtehenden Kinder ſollen die Früchte dieſer Ehe vorſtellen. Mit den ſchamloſen Stellungen der Tänzerinnen vor dem Angeſicht der Göttin wollte man nichts geringeres bewirken, als die Göttin anfeuern, der Welt, zur Beſiegung des böſen Geiſtes, noch mehrere Kinder zu ſchenken.

Das Hakenfeſt, wie die Europäer es nennen, fällt in den April; der Feyer deſſelben wohnte ich ſelbſt zwar nicht bey, was ich aber hier davon mittheile, erfuhr ich von glaubwürdigen Perſonen.

Die Hauptrollen bey dieſem Feſte ſpielen Menſchen, die ſich öffentlich auf mannigfaltige Art martern; und von denen, welche hier auftreten, hat ſicher derjenige, wenn auch nicht die traurigſte, doch die auffallendſte Rolle, der, in der Luft ſchwebend, ſeine Marter erduldet. Zu dieſem Behuf wird ein hoher Pfahl errichtet, und auf denſelben ein Querholz von dreyßig Fuß Länge, gelegt, das um einen eiſernen, in den Pfahl geſchlagenen Zapfen, gedreht werden kann. Der Dulder, zu ſeinem großen Werke von einem der erſten Braminen eingeweiht, erſcheint, mit einem großen, zwiſchen die Ribben ihm in den Leib getriebenen Haken, der mit einem Tuche umwunden iſt, damit er das Fleiſch nicht durchreibe. Vermittelſt eines kurzen Strickes wird ſodann der Haken an dem einen En-

de jenes Querholzes befeſtigt, und dieſes leztere, vermittelſt eines Strickes, der an das entgegengeſetzte Ende angebunden iſt, von dem anweſenden Volke mehreremale ſchnell im Kreiſe herumgedreht. Während der Büßende mit den Haken am Querholze hängend ſo im Kreiſe herumgeſchwenkt wird, wirft er Reis und Blumen auf die Umherſtehenden, die beydes eifrig auffangen und es als Reliquien aufbewahren. Hat dies einige Zeit gedauert, ſo wird der Haken wieder aus dem Fleiſche herausgezogen und alles angewendet, um die Wunde ſo bald als möglich zu heilen.

Andere Büßende ſuchen ſich des Himmels Gnade dadurch zu verſchaffen, daß ſie eiſerne Stifte oder Drathe, von der Dicke eines Fingers ſich durch die Zunge ſtechen, ſie ſo lange das Feſt dauert, in der Zunge ſtecken laſſen und überall mit ſich herumtragen.

Eine dritte Art, ſich an dieſem Feſte zu martern, iſt noch origineller. Die, welche dieſe Art wählen, machen ſich zwey Oefnungen; in jeder Seite eine, ziehen durch dieſelben einen Strick, der feſt angeſpannt wird, und an dieſem Stricke laufen ſie dann vor und rückwärts.*)

Wieder andere werfen ſich auf die Erde, und laſſen große ſchwere Wagen mit breiten Rädern, auf welchen die Bildniſſe der Gottheit nebſt einer Anzahl dabey befindlichen Menſchen im Triumph einhergezogen werden, über ſich weggehen und ſich ſo quetſchen. Doch findet man dieſe Art zu büßen, häufiger unter denen **Hindus**, welche auf der Küſte von **Koromandel** wohnen, als in **Bengalen**. Alle dieſe Arten von Büßungen, ſind bey

*) Dieſe Art der Marter iſt mir unbegreiflich, vielleicht werden in jede Seite zwey Oefnungen gemacht. L.

bey weitem nicht die einzigen, ſondern nur die merkwürdigſten.

Die Hindus feiern ihre Feſte nicht jährlich an denſelben Tagen, ſondern bald um einige Tage früher, bald um einige ſpäter, je nachdem die Braminen einen ſolchen Tag für glücklich oder unglücklich ausgeben. In dieſer Hinſicht ſind die Hindus im höchſten Grade abergläubiſch; an einem Tage, den ſie einmal für unglücklich halten, werden ſie ſchlechterdings gar nichts unternehmen. Auch auf die Zahl halten ſie ſehr; die ungleiche Zahl gilt für unglücklich und die gleiche für glücklich. Hat ein Hindus eine große Summe Geldes zu bezahlen oder zu empfangen, ſo wird er immer lieber eine Rupie verliehren; als eine gleiche Zahl von Rupien geben oder nehmen.

Die Tempel der Hindus, oder die Pagoden, ſind ſteinerne Gebäude, meiſt alle viereckigt, nicht ſehr hoch, und oben mit einer Kuppel verſehen. Fenſter haben dieſe Gebäude nicht, nur durch den Eingang fällt in das Innere einiges Licht, folglich ſind ſie innerhalb allemahl ſehr dunkel. Ganz im Hintergrunde, alſo in der dunkelſten Gegend dieſer Tempel, ſteht das Götzenbild, eine monſtröſe Figur, die mit vielen Händen und Armen verſehen iſt, und in jedem derſelben irgend etwas hält. Unter den vielen Götzen, die ich ſah, zeichnete ſich einer durch ſeine Scheußlichkeit ganz beſonders aus. Man hatte ihm eine menſchliche Geſtalt und die Stellung eines Sitzenden gegeben; das Haupt war in Vergleichung mit dem Körper ſehr groß, die Zunge hing zum Munde heraus bis zur Hälfte der Bruſt hinab, und die Augen waren aufgeriſſen; das Ungeheuer hatte vier Arme und vier Hände; die eine Hand war leer und die innere Fläche aufwärts gelehnt, in der zweyten hielt es ein kleines Bret,

in

in der dritten ein bloßes Schwerdt, und mit der vierten hatte es einen Menſchenkopf bey den Haaren gefaßt.

Ich fand Götzen mit acht und wieder andere mit ſechszehn Armen; dieſe hatten wohl einen menſchlichen Körper, aber einen Hundskopf, und hielten geſpannte Bogen und andere Kriegsgeräthſchaften in den Händen. Einige waren ſchwarz, andere von gelblichter Farbe; einige ſtanden ganz allein da, andere hatten ihre Frauen bey ſich.

Ich kam aber auch in Pagoden, in welchen gar kein Götzenbild, ſondern nur auf einem runden, reichlich mit Blumen und Sandelholz beſtreuten Altare, ein einzelner, polirter, ſchwarzer Stein aufgerichtet ſtand. Dieſem Steine wurde eine noch größere Ehrerbietung bewieſen, als den Götzenbildern. Die Andächtigen warfen ſich vor ihm auf die Erde nieder, machten mit den Händen ihre Salammas, (oder Begrüſſungen) und ſagten ihre Gebete in der Stille her.

Man opfert den Göttern Blumen, Reis, Stücke Kattun, Seide, und auch wohl Gold und Silber. Die Opfer werden bey oder vor den Götzen hingelegt, und dann von den Braminen aufbewahrt. Auch ſind es die Braminen, welche die Pagoden bey Tage ſo wohl, als bey Nacht bewachen.

Die Braminen oder Prieſter, von den Hindus Bramane genannt, ſind, wie ich bereits bemerkt habe, aus der erſten und edelſten Kaſte. Man erkennt ſie an einer kleinen dünnen Schnur mit einer kleinen Koralle, die ſie beſtändig um den Hals und auf die Bruſt herabhangend, tragen. Alle, aus den übrigen Kaſten hegen die größte Hochachtung gegen die Braminen, ſie nähern ſich ihnen nie anders als mit den Zeichen der tiefſten Verehrung; wie ſehr aber auch immer ein Hindus dem Bramin ſeine Ehrerbietung äuſſern mag, der Bra-

mis

min zeigt ihm doch nur zum Gegengruß die offene Hand.

Aber auch in der erſten Kaſte, in der Braminenkaſte, giebt es noch verſchiedene Rangordnungen. Einige der Braminen ſtehen in ſo großer Achtung und Ehre bey'm Volke, daß der gemeine Hindu das Waſſer, worin jene höhere Weſen ihre Füße gewaſchen haben, für hochheilig hält, und es als das größte Glück anſieht, wenn er etwas davon trinken kann. Eben dieſe Heiligen ſind, wie die Hindus ſagen, die Aufbewahrer des Vedam oder des Buchs, das ihre Religionsvorſchriften enthält. Man hat Abſchriften von dieſem Buche mit perſiſchen Lettern; und das zu den Abſchriften gewählte Pappier ſoll von Würmern nicht beſchädigt werden können.

Nie wird es ein Bramin verſäumen, ſich am frühen Morgen, mit Sonnenaufgang, in dem Ganges zu waſchen. Ehe er in den Fluß geht, begrüßt er den Strohm, dann ſchöpft er ein wenig Waſſer mit der hohlen Hand und bietet es mit vielen Verbeugungen der aufſteigenden Sonne dar; hierauf beſprengt er alle Theile des Körpers, einen nach dem andern, und zuletzt die Stirne und die Bruſt. Verſchiedene ſahe ich bey dieſem Bade mit kleinen Töpfen Waſſer ſchöpfen und es dann gleich wieder ausgießen, wobey ſie Gebete hermurmelten; wenn ſie aber zum letztenmale den Topf vollgeſchöpft hatten, ſtiegen ſie aus dem Fluße, goſſen das Waſſer auf das Ufer hin und machten ſich darauf mit gelbem Thon ein Zeichen an den Augen und auf die Naſe, das ohngefehr die Geſtalt eines Y hatte. Auch wurden wohl andere von ihnen gezeichnet, doch bekamen dieſe nur einen geraden Strich auf Stirn und Naſe. Vom Baden hinweg begeben ſie ſich in die Pagoden, um zu beten

und

und die Götzenbilder mit Blumen zu ſchmücken und mit Sandelholz zu beſtreuen.

Man verſicherte mich, daß es in der Nachbarſchaft von Dekka Braminen gebe, die, weit über die Dummheit und Unkunde ſo vieler aus ihrer Kaſte erhaben, durch die Hülle ungereimter Ceremonien zum höchſten Weſen ſich hinaufgeſchwungen, würdige Begriffe von der Gottheit ſich gebildet hätten und die mit ihrem beſſern Glauben einen tugendhaften Lebenswandel vereinigten; aber ſelten ſey es, daß ſie über ihr Glaubensſyſtem mit Fremden ſich einließen.

Auſſer jenen Geiſtlichen, den Braminen, iſt Bengalen auch noch mit einer Art geiſtlicher Bettler oder Bettelmönche überſchwemmt, die Fakihrs heißen. Im ganzen genommen iſt dies der Abſchaum der ganzen Nation.

Dieſe Menſchen arbeiten nicht, ſondern leben von Almoſen, die ihnen der Aberglaube des Volks gutwillig und im Ueberfluß darreicht. Sie gehen ganz nackt, und die Schamhaftigkeit ſcheint ihnen nicht einmahl dem Nahmen nach bekannt zu ſeyn. Eine Keule oder einen dicken Stock, deſſen Ende mit Lappen von baumwollenem Zeug von allerley Farben umwunden iſt, tragen ſie auf der Schulter. In einſamen Gegenden oder im Walde, iſt es gefährlich, ihnen zu begegnen, denn ſie ermorden unbedenklich jeden, der nur irgend etwas von Werth bey ſich führt. Sie durchſtreichen das Land in Haufen von zwey bis dreyhunderten. Ein Oberhaupt, das an ihrer Spitze ſteht, muß ſie in ihren Orden aufnehmen, und zu demſelben einweihen. Sie laſſen das Haar bis auf die Hälfte des Rückens hinabhängen, und beſtreuen es mit Aſche; oft wälzen ſie ſich ſogar in Aſchenhaufen, wodurch ſie ſich ein ganz ſcheußliches Anſehen geben. Keiner von ihnen darf heyrathen, aber ſie wiſſen ſich auf viehi-

viehiſche Art ſchadlos zu halten. Gewöhnlich nehmen ſie ihren Aufenthalt in ſchattenreichen Oertern, unter freyem Himmel oder in alten verfallenen Gebäuden; dort liegen ſie auf dem nackten Boden und ohne irgend eine Decke.

Die ächten Fakihrs glauben, daß ſie, um zu büſſen, ihr ganzes Leben hindurch, ſich in der einen oder andern widernatürlichen Stellung halten, oder ihren Körper auf irgend eine Art peinigen müſſen. Doch iſt der Grund der Peinigungen bey den mehrſten gar nicht im Himmel, ſondern in eitler Ruhmbegierde zu ſuchen. Sie wollen ſich nemlich dadurch bey dem Volke beſondere Ehre und Achtung erwerben.

Ich traf mit verſchiedenen dieſer elenden Menſchen zuſammen. Einige derſelben waren nicht vermögend, den einen ihrer Arme anders, als ausgeſtreckt in die Höhe zu halten. Viele Jahre lang hatten ſie ihn ſo getragen und ſo mußten ſie ihn nun bis an das Ende ihrer Tage behalten. Andere, die eine vorn übergebogene Stellung des Körpers gewählt hatten, waren ſo krumm geworden, daß ihr Körper faſt einem umgekehrten Winkelhacken glich. Mehrere giengen einher, mit hinterwärts gebogenem Kopfe und waren unfähig, den Kopf wieder in ſeine natürliche Richtung zu bringen. Wieder andere ſahe ich in ſchweren Ketten, und mit dieſen Ketten hatten ſie ſich auf ihre ganze Lebenszeit beladen. Noch auffallender war die Marter, die ein Fakihr gewählt hatte, zu dem mich der Zufall, auf einer meiner Jagdparthien führte. Wir fanden ihn in einem kleinen Gehölze zwiſchen den Ueberreſten eines alten Gebäudes. Er ſaß da ganz nakt, bey einem nur glimmenden Feuer, und war ringsum mit Aſchenhaufen umgeben; ſein langes und ſchwarzes Haar ſträubte ſich ſcheuslich empor von Aſche und Schmiere ſtarrend. Durch den Kopf ſeines Zeugungsgliedes hatte er einen kupfernen Ring gezogen, der ohngefehr die Di-

cke

cke einer Schreibfeder und neun Zoll im Umfang haben mochte; er war ſo durch die Subſtanz des Gliedes geſtochen, daß die Harnröhre unverletzt geblieben war. An jenem Ringe hingen kettenartig, noch drey andere eiſerne Ringe; alle viere mochten etwa zwey und ein halbes Pfund ſchwer ſeyn. Gieng unſer Heiliger, ſo ließ er die Kette frey hinabhängen, und es ſchien nicht, als verurſache ihm dies Unbequemlichkeit. Wir richteten verſchiedene Fragen an ihn in Betreff deſſen, was wir ſahen, aber die Sittſamkeit verbietet mir dieſe Fragen, wie die Antworten hier mitzutheilen. Während wir bey ihm waren, meldete ſich eine bengaliſche unfruchtbare Frau und bat um Erlaubniß und erhielt ſie, das bekettete Glied, des Heiligen küſſen zu dürfen. Sie that es in unſrer Gegenwart voll Vertrauens, dadurch fruchtbar zu werden. *)

Eine Menge Gaukler und Schlangenbeſchwörer findet man gleichfalls in Bengalen.

Die Schlangenbeſchwörer leben vorzüglich auf Dörfern und üben ihre Kunſt für wenig Geld aus. Glaubt man, es halte ſich hie oder da eine Schlange auf, es ſey im Hauſe, oder im Freyen, ſo läßt man einen Schlangenbeſchwörer rufen. Man führt ihn an den Ort hin, und der Beſchwörer kriecht nun auf Händen und Füßen herum, riecht in alle Ecken und Löcher, und entdeckt es gleich durch den Geruch, ob eine Schlange würklich vorhanden iſt oder nicht.

Hat er erforſcht, wo ſie ſteckt, ſo ſetzt er ſich nieder, zieht eine kleine knöcherne Flöte hervor und ſpielt auf derſelben, bis die Schlange aus ihrem Schlupfwinkel

*) Von den Fakihrs ſehe man auch die Sammlung aller Reiſen. B. XI. S. 276. u. f. L.

kel hervorkommt und wüthend auf ihn zuſchießt. Nun läßt er die Flöte fallen, ergreift das Thier mit beyden Händen und ſchleudert es, ohne von ihm gebiſſen zu werden, mit dem Kopf ſo heftig gegen den Boden, daß es auf der Stelle getödtet iſt.

Auch verſtehen ſich dieſe Leute auf die Kunſt, den Schlangen ihr Gift zu nehmen. Sie bedienen ſich zu der Operation kleiner Compreſſen oder Päuſchgen von Kattun; mit denſelben ſchaffen ſie das Gift aus den, zwiſchen den Zähnen befindlichen Blaſen, in welchen es ſich befindet. Die ihres Giftes beraubten Schlangen ſetzen ſie in Körbe, ſtreifen mit ihnen im Lande umher und laſſen ſie — tanzen.

Als ich mich zu Woltha befand, ließ ich einen Schlangenbeſchwörer rufen, um einen ſolchen Tanz mit anzuſehen. Er kam mit drey Körben, in welchen verſchiedene Schlangen ſaßen; zwey derſelben, — und ſie gehörten zu den giftigſten, — nahm er heraus und warf ſie in das Gras auf den Boden. Sogleich ſchoſſen ſie blaſend, mit dem halben Leibe aufgerichtet, auf einander los und umſchlängelten ſich, ſo oft, als ſie gegen einander gehetzt wurden. Zuweilen ſchoſſen ſie auch auf die Zuſchauer los, dann aber ergriff ſie der Beſchwörer ſchnell beym Schwanze und zog ſie zurück. Mehreremahle hetzte er ſie auch auf ſich ſelbſt, und ließ ſich von ihnen in die Bruſt, in die Hand und in die Stirn beiſſen, daß das Blut hinabfloß. Nunmehro ward eine große Schlange aus einem der Körbe gezogen, die wohl zwölf bis dreyzehn Fuß lang, und ſehr ſchön, grün und gelb gefleckt war. Dieſe mußte ihn in die Bruſt beiſſen; ſie biß ſo ſtark, daß ſie an den Zähnen hängen blieb, und dem äuſſern Anſehen nach litt der Gebiſſene dabey ganz und gar nichts. Zuletzt kam eine kleine Schlange zum Vorſchein; der Beſchwörer ſteckte ihren Kopf in ſeinen Mund, das Thier faßte die Zunge ſeines Herrn, blieb

an der Zunge hängen, und wand ſich dann um des Beſchwörers Hals und Arme. Ohnerachtet aus den Wunden das Blut über das Geſicht und die Bruſt des Kerls hinabfloß, ſo bemerkte man doch an ihm keine Zeichen, daß er Schmerz oder Schaden davon erlitten habe. Täglich wird den Schlangen das Gift genommen, der Biß kann alſo den Künſtler nicht tödten; doch bemerkt man, daß dieſe Menſchen überall Ausſchlag haben und voller Blattern ſitzen.

Die Gaukler in Bengalen übertreffen ihre Brüder in Europa ſehr weit. Man findet unter ihnen auch Leute, die ſich im Balanciren ſehen laſſen. Ich ſah zu Woltha einen, der ein Bambusrohr von zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß Länge, gerade auf in ſeinem Gürtel hielt, ohne eine Hand an daſſelbe zu bringen. Ein Mädchen von ſieben oder acht Jahren kletterte am Rohre hinauf, legte ſich mit dem Leibe auf die Spitze deſſelben, ſtreckte Arme und Beine aus, gerade als ſchwämme ſie in der Luft, und der, welcher das Rohr trug, lief mit dem Rohr und dem Mädchen hin und her, ohne auch hiebey von ſeinen Händen Gebrauch zu machen. Erſt nach einer halben Viertelſtunde kletterte das Mädchen wieder herab, und verrichtete dann noch mehrere andere Kunſtſtücke.

Ein großes Vergnügen gewähren den Mohren und Hindus die Tänze, die von Frauenzimmern aufgeführt werden. Die Tänzerinnen widmen ſich ganz ihrem Berufe, und werden von Jugend auf zu demſelben angeführt. Jedem Feſte und jeder großen Mahlzeit würde vieles fehlen, ſähe man nicht ſechs bis acht dieſer Tänzerinnen dabey ihre Kunſt treiben.

Läßt man Tänzerinnen kommen, ſo bringen ſie auch allemahl einige Muſikanten mit, die auf kleinen kupfernen Becken, Trommeln und einem Inſtrumente ſich hören

ren

ren laſſen, das unſerer Violine gleicht, und mit einem kleinen Stocke geſtrichen wird; die Muſik iſt, wenigſtens nach bengaliſchem Geſchmack, nicht unangenehm, auch wird dazu geſungen, aber der Geſang erbauet eben nicht ſehr.

Die Tänzerinnen ſind auf ihre Art zierlich geſchmückt, mit goldenen oder ſilbernen Ringen an den Armen, Beinen, Fingern, Zähen und am Halſe. Auch durch das Naſenläppchen der linken Seite haben ſie goldene Ringe gezogen. Ihre Kleidung beſteht in weiten Beinkleidern, die bis auf die Ferſen hinabhängen und um die Hüften feſtgebunden ſind. Ueber die Beinkleider tragen ſie eine Kabay, die oben aus einem kleinen Leibchen beſteht, und unten einem Frauenrocke gleicht. Dieſer Anzug ſchürzt den Buſen auf und bedeckt ihn ganz und gar. Die Ermel ſchließen an den Vorderarm dicht an und ſind zugeknöpft. Sie haben durchgehends ſchwarzes Haar, welches dem Kopf hinabgeſtrichen, gebunden und mit Oel ſo lange geſchmiert wird, bis es glänzt. Noch tragen ſie einen Schleyer von weißem Neſſeltuch, mit dem ſie während des Tanzes das Geſicht von Zeit zu Zeit bedecken. Der Tanz ſelbſt beſteht in fortdauernden Drehungen und Biegungen des Körpers; wobey ſie, gerade ſo wie bey den ſpaniſchen Tänzen, bald vor, bald rückwärts gehen. Jedem, der durch ihren Tanz oder ihre Perſon bezaubert wird, dienen ſie auch noch für einen geringen Preis auf eine andere Art; der Bezauberte wirft ſich dann ohne Umſtände in die Arme ſeiner Göttin, keiner nimmt daran ein Aergerniß, und der Tanz der übrigen dauert ungeſtöhrt fort.

Dritter Abſchnitt.

Fortſetzung des Vorigen.

Die Bengaler nehmen ſich nur eine Frau, die Braminen ausgenommen, die ſich der Weiber ſo viele zulegen, als ſie für gut finden, oder als ſie zu ernähren im Stande ſind; iſt aber die Frau eines Hindu unfruchtbar, und iſt der Mann reich genug, noch eine zweyte zu halten; ſo erlauben es ihm die Braminen, wenn er vorher eine gewiſſe Summe erlegt und einige Allmoſen ausgetheilt hat.

Die Feyerlichkeiten, welche hier zu Lande bey den Hochzeiten ſtatt finden, ſind von wenigem Belang.

Die Mädchen werden in Bengalen, wie in allen warmen Ländern, früh mannbar, hören aber auch früh auf, Kinder zu gebähren.

Die Weiber der Hindus ſind ihren Männern ſehr ſtrenge ſubordinirt, und die Weiber von einigen Kaſten ſind ſogar verpflichtet, wenn der Mann ſtirbt, dieſem in jene Welt zu folgen, und, entweder mit dem Leichname des Mannes ſich lebendig begraben oder verbrennen zu laſſen; Schande und Schmach würde das Loos der Wittwe ſeyn, die ſich weigerte, ihrem Manne zu folgen.

Ich ſelbſt ſah der Verbrennung einer Frau zu, die ganz in der Nähe von Chinſura an dem Ufer des Ganges vorgenommen ward. Die Leiche des verſtorbenen Mannes lag auf einem Kadel oder Ruhebette, mit einem Stücke weiſſen Kattun bedeckt, das mit Siri-oder Betelblättern beſtreuet war.

Die zum Schlachtopfer Beſtimmte, ſaß auf dem Ruhebette zu den Füſſen der Leiche, mit kreuzweis untergeſchla-

geſchlagenen Beinen, ihr Geſicht nach dem Geſicht des Verſtorbenen gerichtet, das nicht bedeckt war. Der Verſtorbene ſchien mir ein Mann von etwa funfzig Jahren geweſen zu ſeyn, und die Frau konnte höchſtens über dreyßig ſeyn. Die Unglückliche hatte ein gelbes baumwollenes Gewand an, Ringe von Chancos an Armen und Händen, das Haar, das ungebunden um den Kopf herabhing, war reichlich mit pulveriſirtem Sandelholz beſtreuet, und in ihrer rechten Hand hielt ſie einen grünen Zweig, mit dem ſie die Fliegen von der Leiche ſcheuchte.

Um ſie her ſäßen auf der Erde zehn bis zwölf Frauen, die ihr friſchen Betel zureichten; immer hatte ſie davon ein Stück im Munde, und war das Stück halb ausgekäuet, ſo reichte ſie es einer ihrer Freundinnen; auch wurde ſie wohl um ein ſolches halb ausgekäutes Stück von den Umſtehenden angeſprochen, die es als ein Heiligthum in ein Tuch wickelten und aufbewahrten.

Die mehreſte Zeit ſaß ſie da, wie in tiefes Nachdenken verſenkt; aber immer doch mit einem Geſichte, das nichts weniger als Furcht verrieth. Die Frauen, ihre Verwandtinnen und Freundinnen, unterhielten ſich mit ihr fortdauernd, über das Glück, das ſie an ihres Mannes Hand in einer beſſern Welt erwarte. Eine dieſer Frauen, die hinter der Wittwe auf dem Ruhebette ſaß, umarmte dieſe mehreremahle und ſprach am meiſten mit ihr.

Auſſer dieſen Frauen befanden ſich auch einige Männer, theils Verwandte, theils Braminen zugegen; dieſe machten ein Getöſe mit Trommeln und kupfernen Becken; die Weiber ſangen und ſchrien dazu, und ſo lange das dauerte, war keiner vermögend, irgend ein Wort zu vernehmen.

Gegen halb eilf Uhr Morgens fing man an, den Scheiterhaufen zu errichten, und zwar nicht weiter als

etwa acht Fuß von der Stelle, wo die Unglückliche ſich befand; gleichwohl ſah ſie dem Bau mit ſolcher Gleichgültigkeit zu, als ob das ſie nicht im mindeſten angehe.

Vier grüne Bambuspfäle wurden ins Viereck, volle ſechs Fuß von einander in den Boden geſchlagen, ſo daß ſie fünf Fuß hoch über der Erde hervor ragten. Zwiſchen dieſelben legte man eine Lage ſchweres Holz, das ſehr trocken war und ſchnell Feuer faſſen konnte. Auf das Holz kam trocknes Stroh oder Rohr, das aus dem Holze hervorragte, und reichlich mit Ghi, einer Art alter Butter beſchmiert war. Auf das Stroh legte man wieder eine Lage Holz und dann wieder Stroh, bis der Holzſtoß eine Höhe von fünf Fuß erreicht hatte. Ganz oben auf ſtreute man fein zerſtoßnes Schiffpech. Ein weiſſes baumwollenes Laken, das man vorher in dem Ganges gewaſchen hatte, wurde noch über den Holzſtoß gebreitet, und nun war das traurige Werk vollendet.

Jetzt benachrichtigte man die Arme, die Zeit ſey gekommen, die Feyerlichkeit zu beginnen.

Zwey von den Frauen hoben ſie von dem Ruhebette und ſetzten ſie auf die Erde hin. Andre umringten ſie, reichten ihr unaufhörlich Betel, und baten ſie dringend, von dem Bam oder dem oberſten ihrer Götter, vor dem ſie nun bald erſcheinen werde, ihnen dieſe oder jene Gnade zu erflehen. Und vorzüglich bat man ſie, die ſchon voran gegangenen Freunde, die ſie finden werde, herzlich zu grüßen.

Unterdeß wurde die Leiche mit dem Ruhebette von vier Männern aufgenommen und nach dem Ganges getragen. Man wuſch den Leichnam, rieb ihn mit Curcuma, und wuſch ihn wieder ab. Dann trat einer der Braminen hervor, nahm ein wenig thonartige Erde aus dem Fluſſe, beſtrich damit die Stirn des Verſtorbenen

und

und wickelte weiſſen Kattun darum. So brachte man die Leiche nach dem Holzſtoße.

Nun wurde die Frau, die alles, was geſchehen war, mit angeſehen hatte, von ihren Verwandtinnen nach dem Ganges geführt, um ſich zu waſchen. Sie wuſch ſich im Fluſſe ſelbſt, und als ſie wieder am Ufer ausſtieg, zog man ihr die Kleider aus und wickelte ihr ein Stück rothen Armeſin um den Leib. Darauf ſetzte ſie ſich mit untergeſchlagnen Beinen nieder und nun trat einer von ihren Anverwandten heran, nahm ihr den Goldſchmuck, den ſie in der Naſe trug, und überreichte ihn ihr; ſie aber gab ihn zum ewigen Andenken der Hand zurück, die ihn ihr abgenommen hatte. Jetzt gieng ſie noch einmal zum Ganges, ſchöpfte mit den Händen Waſſer aus dem heiligen Fluſſe, und reichte es der Sonne dar, wobey ſie ſtill für ſich Gebethe herſagte. So kam der Augenblick, in dem man ſie aller ihrer Zierrathen beraubte; ihre Armringe wurden zerbrochen, Hals und Arme mit Kränzen von weiſen Blumen umwunden, das Haar mit fünf Kämmen aufgeſteckt, und an der Stirn zeichnete man ſie, wie ihr Mann gezeichnet worden war. Zuletzt band man ihr ein ſeidnes Tuch um den Kopf, und ein zweytes Tuch, in welches die Braminen Reis gethan hatten, um den Leib.

Jetzt erſt nahm ſie den letzten Abſchied von ihren Freunden und Freundinnen, die bis dahin ihr beygeſtanden hatten, und zwey ihrer Anverwandtinnen führten ſie darauf zum Holzſtoße. Hier warf ſie zuerſt, und zwar auf die Seite hin, auf der der Kopf des Verſtorbenen lag, Blumen und Reis auf die Umſtehenden, und dann nahm ſie eine Hand voll gekochten und zu Kugeln zuſammengedrückten Reis und ſteckte ſie in den Mund ihres todten Mannes; auch legte ſie noch verſchiedene dieſer Kugeln unter den Holzſtoß. Nunmehro ward ſie von

zwey Braminen dreymahl um den Holzſtoß herumgeführt. Während des Umhergehens warf ſie Reis auf die Zuſchauer, die ihn eifrigſt aufſammelten, und beym letzten Gange ſetzte ſie an jede der Ecken des Holzſtoßes eine kleine brennende Lampe von Thon. Dies alles geſchah unter unaufhörlichem Trommel- und Beckenſchlagen und dem lauten Schreyen der Braminen und der Verwandten. Nachdem der Holzſtoß dreymal umgangen war, beſtieg ſie ihn mit männlichem Muthe, legte ſich zur rechten Seite dicht neben dem Leichnam und umfaßte ihn mit beyden Armen. Dann breitete man ein weißes baumwollenes Gewand über beyde aus, band die Lebende und den Todten an einander mit zwey weichen Stricken, die um die Arme und um die Mitte des Leibes giengen und auf beyde wurde nun noch eine Lage Holz mit Stroh, Ghi und Pech gelegt. Nun kam der nächſte Blutsverwandte, eben der, welcher den Goldſchmuck zum Andenken erhalten hatte, mit einer brennenden Fackel, ſteckte das Stroh in Brand, und in einem Augenblick ſtand der ganze Holzſtoß in vollen Flammen. In eben dieſem Augenblick verdoppelte man das Getöſe mit den Trommeln und die Zuſchauer erhoben zugleich ein ſo durchdringendes Geſchrey, daß wir kein Wehklagen gehört haben würden, wenn die Unglückliche es auch würklich erhoben hätte.

Das Unbegreiflichſte bey dieſem abſcheulichen und unmenſchlichen Auftritte war mir die Ruhe der Frau, und die Freude ſowohl ihrer Verwandten als der Zuſchauer! Das unglückliche Schlachtopfer, das alles zu ihrem ſchrecklichen Tode zubereiten ſah, ſchien noch viel weniger gerührt zu ſeyn, als ich und meine Landsleute, die wir doch nur Zuſchauer waren. Mit der größten Unerſchrockenheit that ſie jeden Schritt; ja zu mehrerenmah-

len

len ſah ſie ſogar äußerſt freudig aus, nahmentlich in dem furchtbaren Augenblick, da ſie den Holzſtoß beſtieg!

Ich befand mich auf der Seite des Scheiterhauſens, auf welcher ihre Füſſe etwas aus dem Holze hervorragten und auf der wir den Wind im Rücken hatten; etwa ſechs oder acht Fuß weit mochte ich entfernt von dem Holzſtoße ſtehen; ich ſah mit der größten Aufmerkſamkeit auf die Füſſe hin, ob nicht etwa Zuckungen zu bemerken ſeyn würden, aber die Füſſe blieben unbeweglich bis alles in Flammen ſtand.

Auch die anweſenden Frauen, welche doch früh oder ſpät, ſtirbt der Mann vor ihnen, eben das Schickſal zu erwarten haben, gaben auf alle Art ihre Freude zu erkennen.

Berührt ein Europäer, auch nur durch Zufall eine Frau, die ſich mit ihrem verſtorbenen Mann verbrennen will, ſo wird ſie dadurch entheiligt, und kann nicht verbrannt werden. Der aber, welcher ſie berührt, zieht ſich dadurch das größte Unglück zu, iſt er anders nicht im Stande mit einer großen Summe Geldes ſich loszukaufen. So gieng es einem holländiſchen Direkteur, einem Herrn Sichterman; er berührte eine ſolche Frau und mußte dafür fünf und zwanzig tauſend Rupien erlegen.

Weigerte ſich die Frau, auf die erwähnte ſchreckliche Art ihrem Manne in jene Welt zu folgen, ſo würden ihre Freunde ſie als einen Schandpfleck ihres Geſchlechts betrachten und verſtoſſen; ſie dürfte nicht wieder heyrathen, das Haar würde ihr abgeſchnitten und eine ewig dauernde Schande würde auf ihrer Familie haften. Eben deswegen greiffen denn auch die Verwandten zu allen nur erſinnlichen Mitteln, um die Unglückliche auf den Scheiterhauſen zu bringen. Doch iſt dies, wie man mir ſagte, ſelten nöthig, da dieſe Weiber Muth genug

 beſitzen,

beſitzen, ſich dem fürchterlichſten Tode freywillig in die Arme zu werfen.

Kurz vor meiner Ankunft in Bengalen ſtarb ein reicher Hindu, der Mäkler bey der holländiſch-oſtindiſchen Kompagnie geweſen war. Er hinterließ eine ſchöne Frau, noch nicht ſiebzehn Jahre alt, mit der er blos im Anfange der Ehe zuſammen gelebt, ſie aber bald nachher gegen eine Maitreſſe vertauſcht hatte. Kaum war der Mann todt, als die Verwandten erſchienen. Wie der Verſtorbene mit ſeiner Frau gelebt hatte, wußten die Verwandten recht ſehr wohl, ſie kamen daher ganz und gar nicht in der Abſicht, in welcher bey ſolchen Fällen die Verwandten ſich zu der Wittwe verfügen. Sie riethen vielmehr auf das dringenſte der jungen Frau ab, dem Manne zu folgen. Sie ſey, ſagten ſie ihr, von ihrem Manne verächtlich behandelt worden, ſie ſey würklich nicht die Frau des Verſtorbenen geweſen, und mithin ſey ſie auch nicht verpflichtet, ſich mit dem Leichnam des Verſtorbenen den Flammen zu übergeben. Aber die Frau antwortete, ſie ſey doch würklich mit ihm verheyrathet geweſen; ſie habe ihren Mann geliebt, habe ſich auf immer mit ihm verbunden geachtet, und alſo wolle ſie ihm auch in den Tod folgen. Noch an eben dem Tage beſtieg ſie mit froher Seele den Scheiterhaufen, umarmte und küßte den Todten und wurde mit dem Leichnam des geliebten, aber untreuen Gatten, gemeinſchaftlich in Aſche verwandelt. Der Holzſtoß auf dem dieſe zweyfach Unglückliche ſtarb, war von Sandelholz und koſtete nicht weniger als ſiebentauſend Gulden.

Die Weiber, welche auf dieſe Art ſich aufopfern, leben der Ueberzeugung, daß ſie jenſeits des Grabes, ihren Gatten wieder finden, und mit ihm dann alle Freuden genießen, welche den Sinnen ſchmeicheln; dieſer Glaube zerreißt bey ihnen alle Bande, die den Men-

ſchen

ſchen an die Erde feſſeln und erhöht den Muth des von Natur ſchwachen Weibes dergeſtalt, daß es ſich dem ſchrecklichſten Tode freudig Preiß giebt.

Aber nicht alle ihren Männern freywillig folgende Frauen ſterben auf Scheiterhaufen. Die, welche ſich nicht verbrennen laſſen, laſſen ſich lebendig mit dem verſtorbenen Gatten begraben. Geſchieht das letztere, ſo wird eine viereckigte Grube gegraben, von ſechs Fuß Länge und ſechs Fuß Breite. Der Leichnam des Mannes wird in dem Ganges gewaſchen, ſo wie bey dem Verbrennen geſchieht, und dann auf den Rücken in das Grab gelegt. Auch die Frau wäſcht ſich in dem heiligen Waſſer des Ganges, ſpringt hinab in das Grab, legt ſich dicht neben dem Todten und umſchließt ihn mit ihren Armen. Nun wird das Grab ſchleunig zugeſchüttet und die hinabgeworfene Erde feſt eingetreten. Während des ganzen Vorgangs wird eine lärmende Muſik gemacht, und mit dieſem Getöſe vereinigt ſich das Geſchrey der Zuſchauer. *)

Die

*) Das frühe Verheyrathen der Mädchen, die gänzliche Abgeſchiedenheit der Frau von der Welt, der frohe Hinblick auf ein Leben jenſeits des Grabes, das alles verſpricht, was den Sinnen höchſt wollüſtiger Geſchöpfe ſchmeichelt, die allmächtige Gewohnheit, und die Ausſicht auf ein Leben dieſſeits des Grabes, das ſtrenge Keuſchheit von der Wittwe fordert, und in dem Schande und Verachtung auch beym züchtigſten Leben das Loos der Wittwe bleibt, bewürken gemeinſchaftlich bey den Weibern der Hindus die unmenſchlichen Aufopferungen, vor welchen den Europäer ſchaudert. Iſt die Wittwe aber Mutter von unmündigen Kindern, ſo darf ſie ſich nicht zum Manne auf dem Scheiterhaufen legen; auch kann ſie dieſem Tode entgehen, wenn der Mann abweſend geſtorben iſt.

Nach Herrn Martones Nachrichten giebt es unter den Hindus fünf Gilden oder Stämme; (die nemlich der

Gold-

Die in Bengalen am allgemeinſten herrſchende Krankheit iſt der Durchlauf. Die unkräftigen Nahrungsmittel, welche die **Hindus** genießen, verurſachen ihn.

Auch an geſchwollenen Beinen leiden viele. Ich ſahe eine Menge, deren Beine ſo dick waren, wie ein Mann im Leibe. Gewöhnlich folgt auf die Geſchwulſt der kalte Brand und dann der Tod. Die Aerzte der **Hindus** wiſſen dieſe Krankheit nicht zu behandeln, und eben ſo wenig verſtehen ſie es, ein Glied abzunehmen; daher kommt es denn auch, daß ſo viele dieſer Unglücklichen ihr Leben auf eine ſehr elende und quälvolle Art endigen.

Noch herrſcht hier eine Art von Krankheit oder Fieber, das man **Jounibaad** nennt. Gewöhnlich werden die, welche von dieſer Krankheit ergriffen werden, in Zeit von drey Tagen ein Raub des Todes, und die dem Tode entgehen, behalten als Folge der Krankheit Taubheit, Blindheit oder verfallen in eine Abzehrung; zuweilen ſtellt ſich auch eine Lähmung am ganzen Körper ein.

Gold- Eiſen- und Kupfer- Schmiede, der Zimmerleute und der Steinhauer) welche ihre Todten nicht verbrennen, ſondern ſie begraben; und wenn in dieſen Stämmen eine Frau ihrem Manne folgen will, ſo endigt ſie ihr Leben auf dieſe Art: Sie ſetzt ſich unter einen äußerſt ſchweren und auf ſchwachen Stützen ruhenden Korb. Auf ein, von ihr gegebnes Zeichen zerſchlägt man die Stützen, der Korb ſtürzt herab und bricht ihr das Genick. Nun beerdigt man die Frau mit dem Manne. Doch erlebte Herr Martone während ſeines achtzehnjährigen Aufenthalts unter den **Hindus** auch nicht ein einziges Beyſpiel der Art, und vielleicht hat auch dieſe Ceremonie ganz aufgehört. An Blattern Geſtorbene werden durchaus nicht verbrannt, ſondern beerdigt, weil man fürchtet, die Epidemie durch den Rauch zu verbreiten. Bucquoi p. 295 u. 296. Travels in Europe I. 336 u. f. und Zimmermanns und Bruns Repoſitorium I. 324. **L.**

ein. Dieſe Krankheit wiſſen die inländiſchen Aerzte beſſer als die dortigen europäiſchen Chirurgen zu behandeln, denn ihre Kennzeichen ſind nicht zu verkennen, und die Krankheit gehört mit zu den Landſeuchen.

Auch die Pocken gehören in dieſe Klaſſe. Als ich Bengalen verließ, fingen ſie eben an ſtark zu graſſiren. Die Inoculation iſt ziemlich allgemein üblich, doch pflegt man gewöhnlich die Pocken pulveriſirt einzugeben; durch Einſchnitte hingegen werden ſie ſelten eingeimpft. In jedem Fall wird aber der Körper durch Abführungsmittel und durch Baden dazu vorbereitet. Am Tage nach der Operation ſtellt ſich das Fieber ein, die Pocken brechen ſchnell aus und nach drey Wochen iſt der Patient wieder hergeſtellt.

Die inländiſchen Aerzte ſind mehrentheils Braminen; ſie ſtehen ihrer Wiſſenſchaft wegen in großer Achtung, und doch iſt ihre Kunſt, wie es mir ſcheint, eben nicht weit her. Die hieſigen inländiſchen Aerzte haben von ihren Vorfahren, die auch Aerzte waren, für allerley Arten von Krankheiten eine Menge Vorſchriften ererbt, für deren Werth eine lange Erfahrung ſpricht; irren alſo die Aerzte nicht in Erkennung der Krankheit, ſo entſprechen die gewählten Mittel ſicher ihrem Zweck. Aber gerade in der Beurtheilung der Krankheit ſind dieſe Aerzte am ſchwächſten, und ganz verlohren ſtehen ſie da, wenn Zufälle eintreten, die ſie nicht erwarteten.

Von der Anatomie haben ſie auch nicht die mindeſte Kenntniß und ſie können ſie nicht haben, da ihre Religion es nicht duldet, Blut zu vergießen oder einen Leichnam zu öfnen. Fühlen ſie den Puls, ſo geſchieht es mit einer trommelnden Bewegung der Finger. Alle Krankheiten, ſagen ſie, werden entweder von Hitze, oder von Kälte, oder von Galle erzeugt. Faſt alle Arzneyen, die ſie verordnen, ſind einheimiſche Producte; unter andern

ver-

Digitized by Google

verordnen ſie auch Pulver von einer Gattung kleiner Steine, die aus Goa kommen und einen ſtarken aromatiſchen Geruch haben; dies Pulver wird mit ein wenig Waſſer und Zucker dem Kranken eingegeben. Den Zucker findet man überhaupt bey allen ihren Heilmitteln, und nie erſcheint der Arzt, ohne Zucker bey ſich zu führen. *)

Grüßen die Hindus, ſo berühren ſie mit der rechten Hand die Stirn und beugen dabey den Kopf vorwärts. Soll es aber eine tiefe Verbeugung oder Salam ſeyn, ſo legen ſie erſt die rechte Hand auf die Bruſt, berühren dann mit eben dieſer Hand die Erde, und zuletzt die Stirn.

So unterthänig dieſe Art zu grüßen iſt, ſo fehlt es ihnen auch nicht an demüthigen Ausdrücken. Sprechen ſie mit jemand, deſſen Gunſt ſie bedürfen, ſo nennen ſie ſich buchſtäblich ſeinen unterthänigen Sclaven, doch geht es in dieſer Hinſicht auch hier, ſo wie bey uns; dies ſind nur Töne, Worte ohne Bedeutung.

Mit einem Europäer oder Muhamedaner wird ein Hindu eben ſo wenig, wie mit einem ſeiner Brüder von einer andern Kaſte aus einem Gefäße trinken. Trinkt ein Hindu, ſo ſetzt er das Glas oder den Krug nicht an den Mund, ſondern hält ihn in einer Entfernung vom Munde empor, und läßt das Getränk in den Mund fließen, ohne die Lippen zu ſchließen oder Athem zu ſchöpfen, und durch Uebung ſind ſie in dieſer unbequemen Art zu trinken ſo geſchickt, daß auch nicht ein Tropfen vorbeyfällt. Stühle oder Bänke ſind bey den Hindus gar nicht im Gebrauch.

Die

*) In Hinſicht auf wiſſenſchaftliche Kultur ſind die Hindus noch ſehr zurück; auch beſchäftigen ſie ſich nur mit einzelnen Theilen der Wiſſenſchaften. L.

Die Mohren oder Mongolen, bilden die zweyte Klaſſe der Einwohner Bengalens. Sie ſind durchaus brauner von Farbe, als die Hindus, doch findet man auch mehrere, deren Farbe weiß, oder vielmehr gelblicht iſt; dieſe aber ſind aus den höher im Norden des Landes gelegenen Gegenden gebürtig. Die mehreſten, welche um Agra und Delhi wohnen, ſind, wie man mich verſicherte, in Vergleichung mit denen, welche die ſüdlichen Provinzen bewohnen, weiß zu nennen.

Die Mongolen beſitzen weit mehr Muth als die Hindus; ihre Sypahis oder Seapoys ſind ziemlich gute Soldaten, wenn ſie von europäiſchen Officieren angeführt werden; ein Zeugniß, das die Britten ihnen nicht nur ertheilen, ſondern es auch durch die That beweiſen, indem ſie viele von dieſen Leuten unter ihrer Armee haben.

Ihre Religion iſt die muhamedaniſche; ſie haſſen alſo den Götzendienſt der Hindus, aber was ihre Sitten betrift, ſo ſtehen ſie tief unter den Hindus. Ihre Sittenloſigkeit iſt überaus groß, und ſowohl das weibliche als das männliche Geſchlecht leben in dieſer Rückſicht nicht anders als das Vieh. Einer meiner Freunde, der lange ſich in Patna aufhielt, erzählte mir ſo gar ein Beyſpiel davon, von einer Mohrin und einem Hengſte, welches der Mohrin das Leben gekoſtet habe. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß es irgend noch ein Land giebt, in dem die Unzucht ſo häufig und auf ſo mannigfaltige Weiſe getrieben wird, als in den ſüdlichen Gegenden des hindoſtaniſchen Reichs. Nicht nur die beyden erwähnten Völker, die Hindus und die Mohren, ſondern auch die Europäer wälzen ſich hier in allen Laſtern der Wolluſt. Doch würkte auch wohl das Klima hier mächtiger als ſonſt irgendwo.

Der Arme kleidet ſich auf eben die Art, wie der Reiche; nur der Werth des Gewandes macht einen Unterſchied. Die Kleidung beſteht in einem langen Rocke, den man Kabay nennet, und den ich ſchon weiter oben beſchrieben habe. Um die Hüften tragen die Männer einen Gürtel, in dem auf der linken Seite eine Art Dolch ſteckt, deſſen Benennung in der Landesſprache ſo viel als Bauchſtecher bedeutet. Ein ſolcher Dolch iſt ohngefähr vierzehn Zoll lang, hinten breit, und vorn endigt er ſich in einer ſcharfen Spitze, die Klinge iſt von feinem Stahl, der Griff iſt auf beyden Seiten mit zwey Klammern (bergſels) verſehen, die, wenn die Hand den Griff gefaßt hat, um den Arm ſchließen. Selten wird jemand aus dem Hauſe gehen, ohne dies Gewehr bey ſich zu führen.

Vierter Abſchnitt.

Fortſetzung des Vorigen.

Bengalen wird von einem Gouverneur regiert, der den Nahmen Nabob oder Nawab führt. Ehemals ernannte der Kaiſer des Hindoſtanſchen Reichs, oder der Großmogul, dieſen Gouverneur, jetzt ernennen ihn die Britten. Die Würde kam gewöhnlich vom Vater auf den Sohn, und fehlte es an einem Sohne, ſo folgte der nächſte Blutsverwandte. Die Nabobs ſollten nur Statthalter ſeyn, ſie wurden aber zu würklich ſouverainen Fürſten. Sie waren blos verpflichtet, in Kriegszeiten, dem Kaiſer Mannſchaft und Waffen zu liefern, und nur ein beſtimmter Theil der Abgaben des Landes

floß

floß dem Kaiser zu, das übrige war für die Kasse des Nabobs. Gegenwärtig haben es die Britten schon dahin gebracht, daß dem Nabob blos die äusserliche Glorie eines Gouverneurs geblieben ist, und der Großmogol, wie der Nabob, erhalten von den Landeseinkünften gerade nicht mehr, als den Britten beliebt.

Jeder einzelne Distrikt hat wieder seinen besondern Gouverneur, der Fausdahr heißt, und von seiner Regierung dem Nabob Rechenschaft abzulegen schuldig ist. Der Fausdahr stellt wieder in jedem Dorfe einen Semidahr oder Zemindar an, welcher Vorsteher des Dorfs, wie des umherliegenden Landes ist, und die Händel und Streitigkeiten der Einwohner schlichtet.

Das einzige gangbare Geld in Bengalen, und selbst im ganzen hindostanischen Reiche, sind silberne und goldene Rupien; alles vom Auslande eingeführte Silber und Gold wird gestempelt, oder nach der Münze gebracht und in Rupien verwandelt; das Gepräge dieser Rupien besteht auf beyden Seiten aus persischen Buchstaben.

Von der Zeit an, da eine Rupie aus der Münze kommt bis zum Ablauf des ersten Jahres nach ihrer Ausprägung, werden sie Sicca-Rupien genennt, und haben vollen Werth. Dieser Werth verringert sich aber in der Folge, (wegen der Abnutzung des Silbers) von Jahr zu Jahr. — Was nicht eine Sicca-Rupie ist, wird im Handel und Wandel jedesmahl gewogen, und verlieret nach Maasgabe ihres verringerten Gewichts, gegen eine Sicca-Rupie, bis zwölf Procent. Nach dergleichen Sicca-Rupien, die in der Münze zu Morud-abahd ausgeprägt sind, rechnet die holländisch-ostindische Compagnie bey ihrem Einkauf und Verkauf, und diese Münzsorte ist der Maasstab, nach welchem sie bey ihrem Handel den Werth aller übrigen cur-

ſirenden Geldſorten beſtimmt. Im Durchſchnitt wiegt die Sicca-Rupie von Moxud-abahd, ſieben Engel und achtzehn und einen halben As. Ihr innerer Werth in holländiſchem Gelde iſt ein Gulden vier Stüver und acht Pf. oder wie die Kompagnie rechnet, fünf und zwanzig Stüver holländiſch; in indiſchem Gelde aber ein und dreyßig und einen halben Stüver. Die Arcat-Rupien, welche von den Britten zu Arcat, und von den Franzoſen zu Pondichery geſchlagen werden, ſind zu dreyßig Stüver gangbar, doch hält man die letztern für ein bis drey Procent beſſer, als die erſtern.

Die goldene Rupie, Muhr genannt, hat einen Werth von funfzehn ſilbernen Sicca-Rupien.

Auſſer den ganzen werden auch halbe, viertel, achtel und ſechszehntel Rupien geſchlagen; die letzten werden Anas genannt.

Kupferne Münzen ſieht man in Bengalen nicht; als Scheidemünze bedient man ſich der kleinen Seehörner, eine Art Muſcheln, die Kouwris, (Kaurys) genannt werden. Achtzig derſelben gelten einen Poni, und ſechszig bis fünf und ſechszig Poni — je nachdem ſie ſeltener oder mehr in Menge vorhanden ſind — haben den Werth einer Rupie. Dieſe kleinen Muſcheln kommen von den Maldiviſchen Inſeln her, die Wechsler ſitzen mit denſelben überall auf den Märkten, um ſie an geringe Leute zu verwechſeln. Hunderttauſend Rupien werden ein Lak, und hundert Lak, oder zehn Millionen Rupien, ein Carohl genannt. *)

Das

*) Nach Tieffenthaler machen vierzig Dam eine Rupie — ein Dam iſt aber ſchon lange eine eingebildete Münze — hundert Lak machen einen Coror (Crore) und hundert Coror einen Arab.

Jetzt hat man auch kupferne Münzen, nehmlich den Duddi und den Begelar Payas; zwey Duddi machen

Das Gewicht wird in Bengalen nach Maons angegeben, von welchen man dreyerley Arten hat; alle werden wiederum eingetheilt in vierzig Ceer oder acht Pahns-Ceer. Zu Hugly und Chinſura hält die Maon-Katſa, oder diejenige Art des Maon, nach welchem die holländiſch-oſtindiſche Kompagnie rechnet, acht und ſechzig Pfund amſterdammer Gewicht, die Maon-Bazaar hält ſechs und ſiebzig, und die Maon Pakka ſieben und ſiebzig Pfund. Zu Coſſimbazar giebt es noch zwey beſondere Maons, nehmlich die Maon-Fſitthur, beym Seidenhandel üblich, welche zwey und ſiebzig Pfund hält, und die Muts-Maon, die dreytauſend und zweyhundert Sicca-Rupien ſchwer iſt. Ein Ceer-Katſa hält 1 $\frac{7}{10}$ Pf, ein Ceer Bazaar 1 $\frac{9}{10}$ Pf., und ein Ceer-Pakka 1 $\frac{37}{40}$ Pfund. Faſt alles, ſogar Gemüß und Milch, wird nach Ceeren beſtimmt, abgewogen und verkauft.

Die Längenmaaße ſind Cobidos und Geſſen. Der Cobido zu Chinſura beträgt einen Fuß und fünf Zoll rheinländiſch, und ein Ges oder Gos, zu Chinſura hält zwey Fuß zehn Zoll rheinländiſch. Die Entfernung der Oerter von einander berechnet man nach Coſſen, deren ohngefähr fünf auf eine teutſche Meile gehen. Der Cobido iſt ein allgemeines Maaß in dem ganzen weſtlichen Theil von Indien. *)

machen einen Begelar Payas, vier Stück von dieſen ſind gleich einem Fanam, deren man ſilberne und goldene hat; fünf und vierzig Fanam betragen eine Sternpagode, und drittehalb Pagoden ſind einem Pfund Sterling gleich. Die gewöhnlichſten Silbermünzen ſind die Rupien, deren drey und eine halbe auf eine Pagode gehen. Tieffenthaler I. 41. Polit. Journal 1792. 3 St. p. 236. und Hamilton T. II. L.

*) Auſſer dem was Hamilton am Ende des 2ten Bandes mittheilt, ſehe man Tieffenthaler I. S. 35. u. f. L.

Tag und Nacht theilt man in vier Viertel, jedes von ſechs Stunden, und dieſe werden wieder in funfzehn Theile, jedes von 24 Minuten, eingetheilt. Statt Uhren bedienen ſich die Eingebohrnen einer kleinen Schaale von Kupferblech, in welche unten ein kleines Loch gemacht iſt; dieſe ſetzt man in ein Faß oder in einen groſſen Topf, der mit Waſſer angefüllt iſt, da denn in einer abgemeſſenen Zeit die Schaale voll wird. Das erſte Viertel des Tags beginnt des Morgens um ſechs Uhr. Statt der bey uns gewöhnlichen Thurmuhren ſchlägt man hier, um die Stunden des Tages öffentlich anzuzeigen, mit einem kleinen hölzernen Hammer auf ein rundes und plattes Stück Eiſen oder Stahl von zehn Zoll im Durchmeſſer, welches Gerniahl genannt wird, und einen ſo ſtarken Klang hat, daß man es weit hin hören kann; erſt giebt man das Viertel an, und dann wie oft die Schaale bereits voll gelaufen ſey. Auſſer dem Oberhaupte des Orts darf niemand ein ſolches Gerniahl beſitzen, und ſelbſt die Oberhäupter dürfen nicht die erſten Abtheilungen des erſten Viertels nach ſechs Uhr ſchlagend angeben; dies darf nur der Nabob allein thun. Der, welcher die Tageszeiten auf die erwähnte Art angiebt, muß aus dem Geſchlechte der Braminen ſeyn.

Die Fahrzeuge, deren man ſich hier zu Lande auf dem Ganges bedient, ſind ſehr leicht, von dünnen Bretern und ohne Kiel oder Innenhölzer gebaut. Die Breter werden blos, Kante gegen Kante, mit Krammen an einander befeſtigt und die Fugen mit Moos feſt zugeſtopft. Die größte Weite hat der Hintertheil, der krumm aufläuft und eben über den Waſſer hervorragt; vorn laufen dieſe Schiffe ſpitzig zu und erheben ſich nicht ſehr hoch über die Waſſerfläche. Der Größe nach, ſind dieſe Fahrzeuge ſehr verſchieden, aber groß und klein durchaus von einerley Bauart. Es giebt deren, die mit funfzigtau-

zigtauſend Pfund und noch darüber beladen werden kön-nen. Die Schiffe, welche die Europäer und die begüterten Inländer zum Reiſen gebrauchen, werden Badjerahs genannt. Das Aeuſſere dieſer Schiffe gleicht ganz den ſo eben beſchriebenen, aber inwendig ſind ſie weit bequemer eingerichtet. Von der Mitte an bis zum Hintertheil hin ſind zwey Zimmer, bey einigen auch wohl nur ein einziges, mit kleinen Fenſtern auf den Seiten befindlich; in der Mitte ſind dieſe Zimmer ſechs bis ſieben Fuß hoch, ſo daß man in denſelben alles eben ſo gemächlich verrichten kann, wie im Hauſe ſelbſt. Das hinterſte Zimmer dient zum Schlafgemach; weiter nach dem Vordertheil hin ſteht der Maſt. Man findet dieſe Fahrzeuge von verſchiedener Länge, von fünf und zwanzig bis ſechzig Fuß und drüber. Beyde Gattungen von Schiffen, ſowohl die zur Fracht und zum Handel, als dieſe Badjerahs, die zum Reiſen und zum Vergnügen dienen, werden gerudert, gewöhnlich von ſechs bis zu zwanzig Mann. Eine Eigenthümlichkeit in der Bauart aller dieſer Schiffe iſt es auch, daß ſie nur ſehr flach, nemlich nur zwölf, höchſtens achtzehn Zoll tief im Waſſer gehen. Noch findet man eine Art Fahrzeuge, die Boulias genannt werden; dieſe ſind ſehr lang und ſchmal, und dienen nicht zum Waarentransporte, ſondern gleichſam zu Courierreiſen zu Waſſer, indem ſichs damit ganz ungemein ſchnell fahren läßt.

Will man zu Lande reiſen, ſo läßt man ſich in einem Palankin fortbringen. Dies iſt ein Ruhebett, auf welchem der Reiſende der Länge nach ausgeſtreckt liegt. Ueber daſſelbe reicht, vom Kopf- nach dem Fuß-Ende hin, ein ziemlich hoch gekrümmter Bügel, an welchem Vorhänge angemacht ſind, die der Reiſende nach Belieben auf- und zuziehen kann. Dieſer Bügel läuft hinten und vorn in eine gerade Stange aus, vermittelſt welcher

eine Anzahl Träger, die wie bey unſern Portechaiſen, mit abgemeſſenen Schritten gehen, und von Zeit zu Zeit von andern abgelöſet werden, den Palankin auf ihren Schultern tragen.*) Zum Waarentransport bedient man ſich einfacher Wagen, die von Ochſen oder Büffeln gezogen werden; aber bey weitem die mehrſten Waaren werden auf Schiffen transportirt.

Unter den Thieren Bengalens zeichnet ſich der Elephant vorzüglich ſeiner Größe wegen aus. Zu Hugly ſahe ich ihrer vier, die volle zwölf Fuß hoch waren. Jeder hatte ſeinen eigenen Führer, der ihn auf dem Nacken ſaß, und einen kurzen eiſernen Haken in der Hand hielt. Nur dieſes Hakens und der Stimme des Führes bedurfte es, um das große Thier ganz nach Belieben zu lenken.

Tyger halten ſich in den Waldungen in Menge auf und wagen ſich oft bis zu den bewohnten Orten. Zu Calcutta hatte ich Gelegenheit einige in einer Menagerie zu ſehen, die von der Größe eines großen Kalbes waren. Die Vornehmen des Landes finden ein Hauptvergnügen daran, Tyger mit Elephanten und Büffeln kämpfen zu laſſen. Auch Büffel giebt es in den Waldungen ſehr viele; ſie ſind ungleich größer und wüthender als unſere Stiere; ihre Hörner ſind volle fünf Fuß lang; und es iſt äußerſt gefährlich ihnen ohne Schießgewehr zu begegnen, aber auch durch die Flinte allein iſt man nicht immer geſichert; trift man den Büffel nicht gleich auf den erſten Schuß ſo, daß er ſtürzt, ſo iſt man verloren, es ſey denn, daß man auf einen Baum klettern könnte. Bey

Inſeln

*) Eine umſtändlichere Beſchreibung des Palankins findet man in der allgemeinen Sammlung von Reiſen. ꝛc. Theil XII. S. 706. L.

Inſeln erlegten unſere Schiffsleute verſchiedene von dieſen Thieren. Ich fand das Fleiſch ſehr wohlſchmeckend. Die Weibchen laſſen ſich zahm machen, und dann wie unſere Kühe melken; doch hält man die Milch nicht für geſund, ſie ſoll ſtark erhitzen.

Die Tſchakals ſind eine Art wilder Hunde, etwas größer wie ein gewöhnlicher Hühnerhund; ſie haben einen dicken Kopf und eine ſpitzige Schnautze; ihr Haar iſt braun und lang, der Schwanz iſt dick und zotticht und hängt gewöhnlich gerade herab. Wenn ſie nicht verfolgt werden, laufen ſie eben nicht ſchnell. Es giebt ihrer die Menge in den Waldungen; mit Sonnenuntergang kommen ſie an das Ufer des Ganges und verzehren dort das Aas, namentlich die todten Leichname, die nicht verbrannt oder begraben worden ſind, und dadurch leiſten ſie dem Lande in der That einen großen Dienſt; denn, blieben die Leichname und das Aas liegen, ſo müßte die Luft bald verpeſtet werden. Die Tſchakals können heulen wie ein Menſch. Ihr eigentlicher Nahme iſt Chakal und daraus haben die Holländer Jakhals gemacht.

Schlangen aller Art giebt es auf den Feldern und in alten Gebäuden in großer Menge. Es iſt ſehr gefährlich bey feuchtem Wetter in das Gras zu gehen, denn im Graſe liegen ſie ſo verborgen, daß man ſie nicht gewahr wird. Hat man das Unglück, auf eine zu treten, ſo wird man ohnfehlbar gebiſſen, und auf den Biß kann der Tod folgen, wenn ſich nicht gleich ein Schlangenbeſchwörer in der Nähe befindet; bekömmt man aber die Hülfe eines ſolchen Mannes, ſo iſt nach Erduldung kurzer Schmerzen das Uebel gehoben. Skorpione, Tauſendfüße und ſehr viele andere Inſekten ſind hier ebenfalls in zahlreicher Menge vorhanden.

Die läſtigſten von allen ſind die Fliegen, Mücken und Wanzen, von welchen man dort Tag und Nacht gequält wird. Von Raubvögeln findet man eine ganz unglaubliche Menge; unter dieſen giebt es eine Art Adler, die nur von todten Körpern ſich nähren, und, gleich den Tſchakals, nicht wenig dazu beytragen, daß die Geſtade des Ganges nicht zu Wohnſitzen der Peſt werden. Auch der Raubvogel iſt ſehr merkwürdig, welcher die Größe eines Hühnergeyers hat, und ſo dreiſt iſt, im Fluge einem Menſchen ein Stück Fleiſch oder Brod aus der Hand zu reiſſen; ich ſelbſt ſah ſie mehreremahle einen ſolchen Raub an den Kindern des Hauſes begehen, in dem ich wohnte. Auch dieſe Vögel gehen dem Aaſe nach, wie die Adler.

Von Fiſchen giebt es in den Flüſſen Bengalens nur wenig verſchiedene Arten; der Kahlkopf wird für den wohlſchmeckendſten und beſten von allen gehalten.

Auch Krokodille findet man, doch ſind ſie gewöhnlich nicht ſehr groß.

Die wichtigſten Handelsproduckte Bengalens ſind: Seide, Kattun, Opium, Salpeter und Gummilack; Weitzen, Reis, Butter und einige andere Produckte werden zwar ebenfalls ausgeführt, doch können ſie nur zu den zufälligen Verſendungen gerechnet werden.

Die bedeutendſten und mehrſten Seidenwinden befinden ſich in der Gegend von Coſſimbazar. Man gewinnet die Seide hier auf folgende Art. Beym Eintritt der zur Seidenzucht erforderlichen Jahreszeit werden die vom vorigen Jahre, auf einem Stücke weißen Kattun aufbewahrten Grains oder Eyer der Sonnenwärme ausgeſetzt. So bald die Würmer aus den Eyern hervorgekommen ſind, legt man ſie in einem Zimmer auf ein Stück weißen Kattun, unter welchem eine Matte liegt, und füttert ſie dann täglich mit friſchen Blättern

von

von einer Art Maulbeerbaum, den man hier Toet nennet und deſſen Früchte nicht gegeſſen werden können. Man läßt das Holz dieſes Baums nicht über drey oder vier Fuß hoch wachſen, damit die Blätter nicht hart werden; denn hartes Futter würde gröbere und weniger gute Seide geben.

Gegen die Zeit des Einſpinnens wird eine runde Matte bereitet, die überall mit einer, zwey Zoll hohen Borte umſeʒt iſt, welche ſchraubenartig nach der Mitte ſich hinwindet und anderthalb Zoll breite Gänge bildet. So bald nun der Wurm zu ſpinnen anfangen will, wird er von jener Matte hinweggenommen und in einem der Gänge niedergelegt; dort ſpinnet er ſich ein. Das Abhaſpeln geſchieht in warmen Waſſer.

Baumwolle oder Capok iſt das Material, aus dem die Kattunleinwand verfertiget wird. Ohnerachtet Bengalen eine ſehr große Menge Baumwolle hervorbringt, ſo wird für die ungeheure Zahl von Arbeitern doch noch ſehr viel aus Suratte hier eingeführt. Zu einigen Sorten dieſer Kattunleinwand wird zweyerley Art von Baumwolle verarbeitet.

Die Zubereitung der Baumwolle iſt äußerſt einfach, ſie wird vermittelſt einer Schnur an einem krummen, bogenähnlichen Holze ausgeſpannt, von ihrem Schmuʒe geſäubert, dann von den Töchtern und Frauen des Landes geſponnen und endlich von den Männern gewebt. Dieſe Webereyen ſind über das ganze Land verbreitet und werden Arrengs genannt. Jeder Diſtrikt hat ſeine beſondere Art von Kattun, die nur er liefert. Gemahlter Kattun, gewöhnlich Ziʒ genannt, wird nicht in Bengalen verfertigt, ſondern vornehmlich auf der Küſte von Koromandel, doch liefert auch der Diſtrikt von Patna etwas Ziʒ. Die feinſte Kattunleinwand und das feinſte Neſſeltuch wird in der Nachbarſchaft von

Digitized by Google

Dekka gewebt; woſelbſt auch die feinſte Baumwolle gewonnen wird.

Ein ſehr wichtiges Produckt ſowohl für den einheimiſchen, als für den auswärtigen Handel iſt das Opium. In Bengalen ſelbſt erndtet man es nicht, ſondern in dem angränzenden Bahar, aber alles Opium, das ausgeführt wird, geht auf dem Ganges durch Bengalen. Auf holländiſchen Schiffen werden von Bengalen nach Java, den molukkiſchen und nach andern Inſeln des öſtlichen Indiens mehr als hunderttauſend Pfund ausgeführt. Für die Bewohner der eben genannten Inſeln iſt das Opium ein unentbehrliches Bedürfniß; mit Tabaksblättern vermiſcht, rauchen, und unvermiſcht käuen ſie es. Es wird auf folgende Art gewonnen.

Der Saame wird im October und zwar auf ſehr gut zubereitetes Land ausgeſtreut. Vierzehn Tage oder drey Wochen nach der Ausſaat gräbt man einige Körner auf, um zu ſehen, ob der Saame bereits zu keimen angefangen und Wurzeln getrieben habe. Iſt dies würklich der Fall, ſo wird das Land gewäſſert, zu welchem Endzweck das Feld überall mit kleinen Graben und Rinnen durchſchnitten iſt.

Wenn die Staude abgeblüht hat, ſo ſieht der Pflanzer täglich nach, ob nicht die Früchte ſchon Reiſe genug haben, um die Erndte anzufangen. Um dies zu erfahren, macht man an einer der kleinſten Früchte, am frühen Morgen mit einem kleinen Meſſer einen nur die Haut durchdringenden Einſchnitt. Findet ſich dann am Abend, daß ein gummichter Saft — das wahre Opium — herausgedrungen iſt, ſo haben alle Früchte die gehörige Reife. Männer, Frauen und Kinder verfügen ſich nun zur Erndte auf das Feld; und zwar wird eine unglaublich große Menge Menſchen dazu erfordert. Jede einzelne Frucht wird nun auf die zuvor beſchrie-

ſchriebene Art eingeſchnitten oder vielmehr nur geritzt, denn wenn dies nicht äußerſt vorſichtig gemacht und das innere Häutchen nur im mindeſten verletzt wird; ſo iſt die Frucht verlohren. Sind die Einſchnitte am Abend gemacht, ſo eilen früh am Morgen des andern Tages die Arbeiter, jeder mit einem kleinen Topfe nach dem Felde. Der herausgefloſſene und geronnene Saft wird mit einer kleinen Schaale behutſam abgekratzt und in die Töpfe geſammelt; dann macht man den zweyten Einſchnitt und am Abend des Tages wird der Saft wieder eingeſammelt.

Sind die Früchte gut, ſo können drey bis vier ſolcher Einſchnitte gemacht werden.

Der Saft, den man am Abend und Morgen ſammelte, wird bey Rückkunft der Arbeiter dem Eigenthümer des Feldes überliefert, und von dieſem in große Fäſſer geſchüttet, wo er, um rein zu werden, gähren muß.

Die Opium-Erndte fällt in die Monate Januar und Februar.

Hat der Saft ausgegohren und die gehörige Dicke bekommen, ſo macht man Kuchen daraus. Zu Bereitung dieſer Kuchen ſind zuvor die abgefallenen Blüthen oder die Blätter der Blumen geſammelt worden; dieſe werden jetzt, jedes einzeln mit Waſſer angefeuchtet und bis zu einer gewiſſen Dicke über einander gelegt. Auf ein ſolches Lager von Blättern wird ſodann der Saft, drey bis vier Finger dick geſchüttet und wieder mit einer Schicht Blätter zugedeckt.

Das ſo veredelte Product wird alsdann nach dem Hauſe des Oberhaupts gebracht; dort genau unterſucht, ſortirt und endlich in viereckigte, inwendig mit Leder ausgeſchlagene Kaſten gepackt; die Kaſten werden von auſſen mit Goeny benehet, gewogen; das Bruttogewicht

darauf

darauf geſchrieben und von Patna nach Hugly oder Chinſura geſandt. Hier wiegt man ſie abermahls; findet es ſich, daß ſie nur um zwey oder drey Pfund leichter geworden ſind, als ſie zu Patna waren, ſo werden ſie für vollwichtig erkannt, denn das Opium trocknet ein und wird folglich leichter; findet man die Kiſten aber ſchwerer, ſo iſt das ein Beweiß, daß ſie auf dem Wege naß geworden ſind; in dieſem Falle packt man ſie wieder aus, ſortirt die Waare abermahls, und ſendet ſie dann erſt nach Batavia. Man nimmt an, daß ein Acker von zehn Quadratruthen fünf bis ſechs Pfund Opium liefert, und die Pflanzer ſollen von dieſem Product anſehnlichen Vortheil haben.

Dieſe, vom Opium hier mitgetheilten Nachrichten erhielt ich von einem Manne, der ſich viele Jahre lang zu Patna aufgehalten hatte. Seiner Angabe nach werden in dem Reiche (Provinz) Bahar jährlich wohl ſechszehntauſend Maons von dieſem Safte eingeſammlet, alſo über eine Million Pfunde, und bey weitem der größte Theil dieſer Quantität wird in dem hindoſtaniſchen Reiche und im übrigen Aſien verbraucht.

Zu den wichtigen Ausfuhrproduckten Bengalens, gehört ferner der Salpeter. Auch dies Erzeugniß, ein Salz, was das Erdreich aufwirft, und das mit Erde vermiſcht iſt, wird in der Provinz Bahar gewonnen. Man ſammlet dieſe ſalzhaltige Erde, bringt ſie in groſſe Wannen, gießt Waſſer darauf und rührt die Maſſe ſo lange, bis die Salpetertheile geſchmolzen ſind; nun wird das, mit dem Salpeter vermiſchte Waſſer abgelaſſen und in großen Pfannen gekocht, da denn der Salpeter auf dem Boden zurück bleibt, die trockenen Kryſtalle werden hernach in Säcke geſchüttet, verſandt. Im Jahr 1770 wurden auf ſechs holländiſchen Kompagnieſchiffen, von welchen drey nach Batavia und drey

nach Holland giengen, volle zwey und eine halbe Million Pfunde ſowohl nach der Hauptſtadt des holländiſchen Indiens, als nach Europa geſchickt.

Den Gummilack (Gomlack) liefert ein kleines Inſeckt, das ſehr viel Aehnlichkeit mit der fliegenden Ameiſe hat. In dem öſtlichſten Theile Bengalens und im Reiche Pegu wird wohl das mehrſte von dieſem Produkt gewonnen. Um es zu erhalten, ſtecken die Einwohner kleine Stöcke in die Erde, die ein wenig über den Boden hervorragen. Jene kleine Inſeckten kommen dann in großer Menge, ſetzen ſich auf die Stöcke und laſſen eine klebrige Feuchtigkeit zurück, mit der die Stäbe wie überzogen ſind. Hat die Sonne dieſe Feuchtigkeit getrocknet, ſo iſt ein etwas harter Gummi daraus geworden, der, in Waſſer gelegt, eine ſchöne hochrothe Farbe giebt, welche man zum Färben des Kattuns, beſonders auf der Küſte von Koromandel, anwendet. Iſt der Gummi am Feuer geſchmolzen und gereinigt, ſo macht man davon Schelllack, in platten, dünnen Stücken; und läuft dieſer Lack tropfenweis ab, wenn man ihn anbrennt, ſo hat er die gehörige Güte.

Die Waaren, welche man mit Vortheil nach Bengalen bringen und abſetzen kann, ſind alle Arten von Specereyen, Pfeffer, japaniſches Kupfer, Sandel- und Sappan-Holz, Zinn, Bley und noch verſchiedene andere europäiſche Handelswaaren.

Fünf-

Fünfter Abſchnitt.

Von den Europäern in Bengalen.

Auſſer den beyden genannten Völkern, den Hindus und den Mohren, von welchen jedes ſeine eigene Sprache und ſeine eigene Schrift hat *), verdienen die Europäer in Bengalen noch einer vorzüglichen Erwähnung.

Vier europäiſche Nationen, die Britten, Holländer, Franzoſen und Dänen nehmlich, haben, des Handels wegen in Bengalen ſich Niederlaſſungen verſchaft, und als die oſtindiſche Kompagnie zu Oſtende noch vorhanden war, hatte auch dieſe ihr Comptoir in Aſien; es lag zwey Stunden von dem holländiſchen, weiter den Ganges hinab, am öſtlichen Ufer deſſelben, zu Bankibazar. Die Mohren belagerten es eine geraume Zeit lang, und als ſie es endlich im Jahr 1738 einnahmen, mußten die Oſtender den Ganges verlaſſen.

Von den vier erwähnten europäiſchen Nationen ſind die Britten gegenwärtig die bedeutendſte. Nachdem ſie des Nabobs und des großen Moguls Heere beſiegt hatten, gerieth die Herrſchaft über den größten Theil des Landes in ihre Hände; und nun beſtimmten ſie auch den Handel der übrigen Nationen ganz nach Belieben.

Die Britten hatten freylich im öſtlichen Indien ſchon früh ein Handelsverkehr eingerichtet, doch hatten ſie, in Vergleichung mit den Holländern, nur geringe Fortſchritte

*) Die Sprache der Mohren hat viel ähnliches mit der perſiſchen Sprache, und dieſe wird am Hofe geſprochen.

ſchritte darin gemacht. Die Rolle, die ſie hier ſpielten, war und blieb unbedeutend bis zu dem Zeitpunkt, da ſie vom Rande des Untergangs ſich ſchnell und mächtig empor hoben, und im Weſten Indiens ein Reich ſchufen, das mit jenen von den Holländern in Oſten errichteten wetteiferte. So weit umfaſſend ihren Folgen nach dieſe große Weltbegebenheit auch war, ſo ward ſie doch durch einen dem Anſchein nach geringen Vorfall veranloßt, von dem wohl keiner der Theilnehmer oder der Zeugen ahndete, wohin er führen werde.

Der Nabob von Coſſimbazar, oder der Unterkönig von Bengalen, ſandte einen ſeiner Bedienten im Jahr 1755 nach dem brittiſchen Hauptkomptoir in Hughly, um europäiſche Waaren einzukaufen. Eine Kleinigkeit, die nur augenblickliches Mißvergnügen hätte erregen ſollen, empörte den damaligen Gouverneur, einen übermüthigen und brutalen Menſchen, dergeſtalt, daß er den Geſandten des Nabobs greiffen, an einen Pfahl binden, geiſſeln und ihn dann ohne die begehrten Waaren zurückſchicken ließ.

Der Nabob fand ſich, wie natürlich, durch dieſe Behandlung ſeines Geſandten aufs äußerſte beleidigt. Er rückte ſogleich mit einigen Truppen nach Calcutta, nahm den Ort ein, plünderte ihn und ließ alle dortigen Britten umbringen, die nicht auf Schiffen entfliehen konnten. Dieſer Vorfall war es, der einen Krieg veranlaßte, den die Engländer mit dem außerordentlichſten Glücke führten. Es gelang ihnen, bis nach Delhi, der Hauptſtadt und Reſidenz des Kayſers, vorzudringen, dort bemächtigten ſie ſich der Perſon des Kayſers, machten einen großen Theil des mächtigen großmogoliſchen Reichs ſich zinsbar, und unterwarfen die Reiche Bengalen und Bahar ihrer Herrſchaft unumſchränkt.

Der

Der größte Sieg, der im Laufe dieſes merkwürdigen Kriegs von den Britten erfochten wurde, war der Sieg bey Plaſſi; denn er entſchied das Schickſal dieſer Länder. Fünfhundert Europäer und ein kleines Corps Seapoys mußten hier gegen eine Armee von funfzigtauſend Mann fechten, an deren Spitze der Großweſſir des mogoliſchen Reichs Suja Daula ſtand. Es blieb den Europäern nichts übrig, als zu ſiegen oder zu ſterben; ſie fochten wie Verzweifelnde, und ſiegten. In dieſem merkwürdigen Treffen hätte General Clive das ihm anvertraute Heldencorps perſöhnlich anführen ſollen; ſtatt deſſen übertrug er das Commando dem Oberſten Coote. Er ſelbſt ſah dem Treffen, in weiter Ferne, auſſerhalb der Schußweite, von ſeinem Palankin aus, zu, und kam nicht eher zum Vorſchein, als bis ſich der Feind bereits auf der Flucht befand. Dieſe, dem Andenken Clivens eben nicht rühmliche Anekdote erzählten mir mehrere engliſche Officiere, die dem Treffen ſelbſt beygewohnt hatten.

Von den jährlichen Einkünften, welche die Britten aus dieſen reichen Ländern ziehen, laſſen ſie dem Mogul und den Nabobs nicht mehr als fünf und zwanzig Lack Rupien zu Theil werden; das übrige, mehr als noch einmahl ſo viel, behalten ſie für ſich; indeß erfordert die Unterhaltung der Miliz, die hier ſehr zahlreich iſt, den größten Theil dieſer Summe, vielleicht gar die ganze Summe. Im Jahr 1770 beſtand die Miliz aus etwa viertauſend europäiſchen Soldaten und aus fünf und dreyßig bis vierzigtauſend Mann Sipays.

Wenn die Britten ſich aber auch als die Beherrſcher des Landes benehmen, ſo ſind ſie doch klug genug, nicht öffentlich den Oberherrn zu ſpielen. Der Eingebohrne ſieht noch immer die Krone auf des Moguls Haupte; in des Moguls Nahmen wird noch jetzt wie ehemals

mals von einem Nabob regiert; aber dieſen Nabob ernennen die Britten, und ohne Wiſſen der Britten darf ihr Nabob nichts thun. Man hat deshalb dem Nabob einen Mann an die Seite geſetzt, der die zweyte Stelle im Rathe zu Calcutta beſitzt, und der in der Rathsverſammlung des Nabobs den Vorſitz führt. So bewürkte man es, daß alle, im Rathe des Nabobs abgefaßte Schlüſſe durchaus dem Willen des Raths zu Calcutta gemäß seyn müſſen. Der Engländer, welcher dieſen wichtigen Poſten bekleidet, führt den Titel eines Oberhaupts in dem Dherbaar, (ſo heißt die Rathsverſammlung oder der Staatsrath des Nabobs) und dieſer Mann hat in der That eine ſolche Macht in Händen, daß der Nabobs-oder Unterkönigs-Titel paſſender für ihn, wie für den Nabob ſelbſt wäre. Es iſt nicht der Engländer der zum Nabob kömmt; ſondern der Nabob geht jeden Morgen zu ihm, um ſchuldigſt Bericht abzuſtatten, was am geſtrigen Tage vorgefallen und abgehandelt worden iſt. Der Engländer empfängt den Nabob und hört ſeinen Rapport an, ohne ſich vom Stuhle zu erheben, und hat der Engländer Geſchäfte, ſo muß der Nabob geduldig ſo lange warten, bis dieſe Geſchäfte geendigt ſind, und man Belieben trägt, ihn vorzulaſſen. Wahrhaftig! der Stolz dieſer Unterdrückten iſt unſäglich gebeugt, jener Stolz, der ehemals keinem Europäer erlaubte, anders als in der ehrerbietigſten Stellung ſich ihnen zu nähern.

Die Stelle eines ſolchen engliſchen Regierungsoberhaupts iſt nicht nur eine der angeſehenſten, ſondern zugleich eine der einträglichſten; wer ſie drey bis vier Jahre verwaltet hat, iſt ein ſchatzreicher Mann. Im Jahr 1767 kehrte ein ſolcher engliſcher Nabob nach Europa zurück, der während dreyer Jahre ſeinem Poſten ſo redlich vorgeſtanden hatte, daß er mit vollen neun

Millionen Gulden **Bengalen** verließ. Auch ſagte man mir, Lord **Clive** habe bey ſeiner letzten Abreiſe nach England nicht weniger, als ein Carohl Rupien mitgenommen; ein Carohl Rupien aber beträgt funfzehn Millionen Gulden.

Das Joch der Dienſtbarkeit, welches die Britten den Mohren auferlegt haben, wird von dieſen eben nicht mit ſehr großer Geduld getragen. Wären die Feſſeln nur weniger ſtark, ſie würden das Aeuſſerſte dran wagen, ſich davon zu befreyen. In Ermangelung deſſen beruhet die einzige Hoffnung, die den Armen übrig bleibt, auf der Ueberzeugung, es werde den **Britten** unmöglich ſeyn, nach der gänzlichen Erſchöpfung des Landes ſich länger im Lande zu halten. Das Loos, welches den unglücklichen **Bengaler** traf, war noch härter; erſt wurde er von den Mohren und dann von den Britten unterdrückt; und doch waren es einzig die **Hindus**, welche alle die Schätze ſo wohl aus Europa, als aus den benachbarten Reichen, durch die, nach allen Welttheilen geſandten, Arbeiten ihrer Hände herbeyſchaften, und in die Schatzkammern des großen Moguls oder des Nabobs lieferten. Sie arbeiten für einen geringen Lohn und leben äuſſerſt mäßig von ein wenig Reis und Erdfrüchten. Nichts, oder ſehr wenig von dem, was eingeführt wird, wird wieder ausgeführt, da das rohe Material zu ihren Arbeiten im Lande ſelbſt gewonnen wird; nur Baumwolle zieht man von **Sumatra**. Dieſe, ſo viel zum Flor des Landes beytragenden Menſchen ſollten von den **Britten** aufgemuntert werden, aber ſtatt deſſen hat man ſie den räuberiſchen Händen harter Oberherren Preis gegeben, und auf alle Art ſie unterdrückt. Man erlaubt ſich gegen ſie offenbare Gewaltthätigkeiten, und drückt ſie durch Monopole; dieſem Monopol iſt **alles** unterworfen, nicht nur alle Lebensmittel, ſondern

ſelbſt

ſelbſt der Kuhmiſt, der den Armen zur Feuerung dient, geht durch die Hände privilegirter Aufkäufer.. Doch hat man dieſe empörende Behandlung nicht der engliſch-oſtindiſchen Kompagnie, ſondern ihren Beamten zuzuſchreiben; dieſe ſind es, welche kein Mittel unbenutzt laſſen, um Geld zuſammen zu ſcharren; auf welche Art ſie es bekommen, gilt ihnen gleich, wenn ſie nur ſchnell reich werden können. Dergleichen Aufkäuferey war vorzüglich Urſach an jener ſchrecklichen Hungersnoth im Frühlinge des Jahrs 1770, und man hätte daher glauben ſollen, das dadurch entſtandene Elend würde die engliſche Regierung zu Calcutta vermocht haben, die Monopole aufzuheben; da ſie aber demohnerachtet noch fortdauern, ſo muß man vermuthen, daß die Regierung ſelbſt Antheil an denſelben habe.

Dieſe eben erwähnte Regierung beſteht aus einem Gouverneur, (der von der Regierung zu Madras und Bombay ganz unabhängig iſt) und nächſt ihm aus zehn Rathsherren, von welchen der zweyte, der in dem Dherbaar des Nabobs den Vorſitz hat, den Verſammlungen des engliſchen Rathes ſelten beywohnt. Der dritte iſt der General, oder der Chef vom Militair; dieſer iſt vom Gouverneur unabhängig, und hat blos den Beſchlüſſen des geſammten Raths zu gehorchen. Der vierte Rath iſt der zweyte in der ſpeciellen Regierung von Calcutta, und ſo hat jedes der übrigen Mitglieder noch ſeine beſondern Geſchäfte.

Der engliſche Gouverneur hat bey weitem nicht ſo viel Macht über ſeine Untergebenen, als die holländiſchen Gouverneure oder Direkteure in ihren Gouvernements, beſitzen. Ueberhaupt iſt bey den Engländern die Subordination bey weitem nicht ſo groß, als bey den Holländern; zugleich ſind die engliſchen Bedienten ſicher, daß ſie bey Erledigung einer Stelle befördert werden, wofern

ſie nur eine gewiſſe Anzahl von Jahren gedient haben. Die Beförderung hängt hier nicht von der Gewogenheit des Machthabers ab, wie dies der Fall in den holländiſchen Beſitzungen iſt, wo man ſo häufig geſchickte Männer, welche der Kompagnie viele Jahre mit Fleiß und Ruhm gedient haben, verächtlich übergeht, weil es ihnen an Freunden fehlt. —

Calcutta, Calcatta oder Coulicatta, wie die Mohren es nennen, iſt der Hauptort der Britten in Bengalen; ein offner Ort, der aber wegen ſeiner Größe und mannigfaltigen Gebäude den Nahmen einer Stadt verdient. Calcutta liegt am öſtlichen Ufer des Ganges, etwa dreyzehn Stunden weiter hinab, als Chinſura, und beynahe dreyßig Stunden weit vom Ausfluß des Ganges bey Inſely. Der Fluß iſt hier völlig ſo breit, wie vor dem holländiſchen Comptoir, aber er iſt dort viel tiefer und zu allen Jahreszeiten für große Seeſchiffe befahrbar. Alle Schiffe liegen vor der Stadt, dicht am Ufer geankert; das Ufer iſt hier ſteil, und die Ströhmung in der Mitte des Fluſſes beträchtlich ſchnell.

Der Länge nach zieht ſich die Stadt volle drey Viertelſtunden weit längſt dem Fluſſe hin, und etwa anderthalb Viertelſtunden vom Ufer ab landeinwärts. Es giebt ſehr große und prächtige Gebäude in Calcutta, doch würde die Stadt noch mehr gefallen, wenn ſie ſo regelmäßig als Batavia gebaut wäre.

Ohngefähr in der Mitte der Stadt iſt eine ſehr geräumige Ebene, mit einem großen Tank oder Waſſerbehälter, der mehr als fünfhundert Ruthen Landes umfaßt. Die Regierung ließ ihn graben, um die Einwohner mit Waſſer zu verſorgen; das Waſſer des Ganges wird, in der trocknen Jahrszeit, durch die hineintretende Meeresfluth ſalzig, das Waſſer in jenem großen Teiche iſt

hin-

hingegen ſüß und von ſehr angenehmen Geſchmack. Die Menge Quellen in dieſem Behälter machen, daß das Waſſer deſſelben faſt immer gleich hoch ſteht. Er iſt mit einer Hecke umgeben, und niemand darf ſich in demſelben baden, aber Waſſer daraus ſchöpfen kann jeder ſo viel als ihm beliebt.

Dicht bey dieſem Waſſerbehälter ſteht ein ſteinernes Monument zum Andenken an jene dreyßig unglücklichen Britten — theils Männer, theils Frauen — die der Nabob nach der Einnahme von Calcutta in ein Haus ſperren und todt hungern und durſten ließ; nur eine einzige Frauensperſon flehte um Erbarmen, und ward erhört. Der Barbar ließ Thüren und Fenſter verrammeln, es fehlte den Eingeſperrten nicht nur an Nahrungsmitteln, ſondern ſelbſt an der zum Einathmen nöthigen Luft, daher die Unglücklichen jämmerlich erſticken mußten. *)

Etwas höher hinauf kömmt man zu dem Court, oder Rathhauſe. Im obern Geſchoſſe dieſes Hauſes findet man zwey lange Säle, die ſchön eingerichtet ſind und zu Bällen benußt werden; auf dem einen ſieht man auch ein Gemählde vom jeßigen König von Frankreich und ein anderes von der verſtorbenen Königin; beyde ſind in Lebensgröße und wurden von den Britten in dem leßten Kriege bey der Eroberung von Chandernagor als eine Beute hieher gebracht.

 Dicht

*) Im Ganzen genommen iſt dieſe Begebenheit wahr, in den Umſtänden aber irrt ſich der Verfaſſer. Die Zahl der Unglücklichen, welche im Jahr 1756 in die ſogenannte ſchwarze Höhle geſperret wurden, belief ſich auf hundert und ſechs und vierzig; von welchen, als ſie am andern Morgen auf Befehl des Nabobs geöfnet wurde, nur noch drey und zwanzig am Leben waren. L.

Dicht beym Rathhaus ſteht das Schauſpielhaus, in welchem zuweilen von Liebhabern einige Vorſtellungen gegeben werden.

Noch weiter hinauf gelangt man zu einer armeniſchen Kirche; es iſt ein anſehnliches Gebäude mit einem ſchönen Thurme.

Zu meiner Zeit war noch keine engliſche Kirche vorhanden, man machte aber Anſtalten, eine zu bauen, und hatte die nöthigen Baumaterialien bereits zuſammen gebracht.

Auf der andern Seite der großen Ebene, an der Flußſeite, ſteht das alte Fort, von dem man jedoch nichts mehr als die Mauren noch ſieht.

Das neue Fort, Fort William genannt, von dem aus alle Reſolutionen und Briefe datirt ſind, liegt eine kleine Viertelſtunde von der Stadt, an dem Ufer des Ganges, in einer großen Ebene. Man begann den Bau deſſelben im Jahr 1757, als die Britten Calcutta wieder erobert hatten. Es iſt ein regelmäßiges Fünfeck, mit verſchiedenen Auſſenwerken verſehen; die untere Hälfte iſt von Stein gebaut, die obere von Thon und Erde. Rund um den Hauptwall und die Auſſenwerke gehen Graben, die in der Mitte noch eine ſchmale Vertiefung von ſechs bis ſieben Fuß haben; das Waſſer kann aus dem Ganges in den großen Graben durch Hülfe von Schleuſſen mit Schutzgattern bis zu einer Höhe von acht Fuß gebracht werden; jedes Auſſenwerk hat ſolcher Schleuſſen zwey, und dieſe ſind ſo eingerichtet, daß die Graben um die anderen Auſſenwerke und um den Hauptwall ihr Waſſer auch dann behalten, wenn der Feind ſich auch einer von den Schleuſſen ſollte bemächtigt haben.

Sechshundert Stück Kanonen würden ſich füglich anbringen laſſen, wenn man alle Werke beſetzen wollte.

In dem Fort ſind bombenfeſte Caſematten angelegt, die zehntauſend Mann beherbergen können. Jedem Einwohner iſt erlaubt worden, innerhalb des Forts ſich bombenfeſte Häuſer zu erbauen; im Jahr 1770 aber hatte noch keiner von dieſer Erlaubniß Gebrauch gemacht.

Alle Werke ſind mit Minen und Contraminen verſehen. Kein Schiff kann den Ganges hinauf- oder herabfahren, ohne ſich den Kanonen des Forts auszuſetzen, und von der Landſeite kann kein Feind ſich nähern, ohne ſchon in einer Entfernung von drey oder vier Stunden entdeckt zu werden.

Den Plan zu dieſem Fort entwarf ein Ingenieur, Nahmens Boyer; weil er aber einiger Unannehmlichkeiten wegen die engliſchen Dienſte verließ und in holländiſche trat, ſo gieng auf königlichem Befehl ein Ingenieur von England nach dem Ganges, um das Fort zu vollenden.

Dicht bey dem Fort fingen die Engländer den Bau einer Dokke *) an; die, wenn ſie vollendet iſt, die einzige ſeyn wird, welche die Europäer in Indien haben. Auſſerdem war man auch mit Errichtung zweyer Batterien beſchäftigt; dieſe wurden zwey Stunden unterhalb Calcutta, auf jeder Seite des Fluſſes eine erbaut. Auch ſagte man, es ſolle noch eine dritte Batterie auf der Landesſpitze angelegt werden, welche der alte Ganges mit dem bey Hougly vorbeyfließenden Arm bildet, um durch Hülfe derſelben den Fluß gleichſam mit einem Zuge nach Belieben ſperren zu können.

*) Ein umſchloſſener Platz am Strohme, in welchem Schiffe zur Ausbeſſerung in Arbeit genommen werden; und zu dieſem Behuf das Waſſer, vermittelſt Schleuſſen ſo hoch oder ſo niedrig als es erfordert wird, ein- und ausgelaſſen werden kann.

Auf dieſe Art iſt es den Britten gelungen, ſich ſo feſt zu ſetzen, daß Verrätherey ausgenommen, ein europäiſcher Feind, ihnen wenig anhaben kann, zumahl da ſie allen, den Ganges hinauf- oder herabfahrenden Schiffen, den Weg verſperren können.

Sollten ſie einmahl ihre Herrſchaft in dieſen Ländern verliehren, ſo kann aller Wahrſcheinlichkeit nach dieſer Verluſt einzig durch die großen Ausgaben bewürkt werden, die eine ſo anſehnliche Kriegsmacht erfordert, als ſie hier ſtets zu Gebote haben müſſen, theils um die Einwohner in der Unterwürfigkeit zu erhalten, theils um Meutereyen vorzubeugen. Dadurch aber werden ſie das Land erſchöpfen, beſonders wenn die Bedienten der Kompagnie ihre Räubereyen fortſetzen. Die Schiffahrt der Britten von hier durch ganz Indien iſt indeß ſehr bedeutend, und die große Menge von Schiffen, die täglich ankommen und abfahren, geben einer ſehr großen Anzahl von Menſchen Beſchäftigung und Nahrung. Die Menge von Schiffen, die man hier auf dem Ganges liegen ſieht, deutet eine blühende, mächtige Handelsſtadt an.

Seit dem unglücklichen Zuge der Holländer im Jahr 1759, iſt das Anſehen derſelben in dieſen Ländern ſehr tief geſunken. Seit dieſem Zeitpunkt müſſen ſie mit den Britten ſehr behutſam und nachgebend umgehen, um nur den zu ihren jährlichen Verſendungen nach Batavia und nach dem Mutterlande nöthigen Kattun zu erhalten. Im Anfange der Regierung des holländiſchen Direkteurs V. im Jahr 1765 oder 1766, und noch während des Aufenthalts des Lords Clive in Bengalen ſchien alles einen friedſamen Handel zu verſprechen. Die erwähnten beyden Herren trafen die Uebereinkunft, alle Arrengs oder Weberplätze im ganzen bengaliſchen Reiche aufnehmen oder zählen zu laſſen, und dann jeder Nation

Nation eine gewiſſe Anzahl von Arrengs zuzutheilen, um aus dieſen ihre Kattune zu beziehen. Würklich wurden auch von den Britten, Holländern und Franzoſen, — von jeder Nation zwey — Kommiſſarien ernannt, die das Land durchreiſeten und die Weberplätze aufnahmen.

Aber alle dieſe ſchönen Ausſichten verſchwanden, da Lord Clive Bengalen verließ, Herr Verelſt ſein Nachfolger wurde, und der Direkteur V. mit Herrn Verelſt in eine Feindſchaft gerieth, die ſo weit gieng, daß der Direkteur von Herrn Verelſt, bey Abſtattung der jährlichen Staatsviſite zu Calcutta, auf eine ganz unſchickliche und erniedrigende Art empfangen wurde. Von da an folgte, von beyden Seiten, eine Beleidigung der andern, und alle jene Ausſichten mußten nicht nur verſchwinden, ſondern verſchwanden auch zum alleinigen Nachtheil der Holländer.

Im Grunde hatten die Britten Urſache, gegen den holländiſchen Direkteur aufgebracht zu ſeyn; er that alles was er konnte, um ausſchließender Weiſe, den Franzoſen zu huldigen, da dieſe doch im mindeſten nicht im Stande waren, der holländiſchen Kompagnie nützlich zu werden; ſie waren ja nicht einmal vermögend, ſich ſelbſt zu helfen. Dies Benehmen gegen die Franzoſen konnten die Engländer eben ſo wenig dulden, als ſie es dulden konnten, daß Herr V. all das japaniſche Kupfer, das mit holländiſchen Schiffen kam, den Franzoſen verkaufte, und eine ganze Zeit lang den Britten auch nicht ein einziges Pfund zukommen ließ, ohngeachtet ſie mehr Geld dafür bothen, als die Franzoſen zahlten.

Daß des Herrn V. Verfahren ganz unvereinbar mit dem Intereſſe der holländiſchen Kompagnie war, ſieht man klar, wenn man weiß, daß auch bey den unbedeutendſten Uneinigkeiten der Holländer mit den Moh-

ren jene ihre Zuflucht zu den Britten nehmen mußten; ſelbſt während meines Aufenthalts in Bengalen war dies zwey bis dreymal der Fall.

Die Holländer gründeten ihren Handel in Bengalen ſchon früh; nemlich ſchon im vorigen Jahrhunderte, und ſie blieben die erſte und vornehmſte europäiſche Nation, bis durch die letzte Revolution die Britten Beherrſcher des Landes wurden, und die übrigens gut berechnete Unternehmung unter des Generals Moſel Regierung zum Nachtheil der Holländer ausfiel.

Das holländiſche Comptoir in Bengalen ſteht unter der hohen Regierung in Batavia. Dieſe ertheilt die, den Handel betreffenden Befehle und beſetzt die erledigten Stellen, die vom Rath zu Hougly nur proviſoriſch beſetzt werden können. Auch gelangen an dies Comptoir Briefe und Befehle direkt aus dem Mutterland und direkt wird auch wieder nach dem Mutterlande berichtet.

Die Regierung beſteht aus einem Direkteur, und, außer dem Oberhaupte von Coſſimbazar, aus ſieben Mitgliedern, von welchen fünfe beſchließende, und zwey rathgebende Stimmen haben.

Der Direkteur hat die Obergewalt über alles, was die Beſitzungen und den Handel in dieſem Reiche betrift, und ſein Titel lautet: Edel Achtbaar Heer, Directeur van's Compagnis importanten Handel in de Rijken van Bengalen, Bahar en Orixa.

Seiner Inſtruktion nach iſt der Direkteur verpflichtet, alle Sachen von Belang dem Rathe zur Ueberlegung vorzutragen und nach Mehrheit der Stimmen die Schlüſſe abzufaſſen. Aber ſelten wird ein Beſchluß gegen den Willen des Direkteurs genommen, denn alle Mitglieder des Raths ſind im Betreff der Vortheile ihrer

rer Bedienun.. n von dem Direkteur abhängig, und ſo verhält es ſich auch auf allen übrigen holländiſchen Comptoiren, ſelbſt zu Batavia.

Die Einkünfte des Direkteurs ſteigen zu großen Summen hinan. Die Kompagnie hat ihm ein gewißes Procent von den Waaren zugeſtanden, die eingeführt und verkauft werden; und außerdem hat er hundert Mittel, die großen, in ſeinen Händen ſich befindenden Summen zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Dies kann er mit deſto größerer Sicherheit thun, da keiner, ſelbſt nicht die erſten Mitglieder der Regierung, im Stande ſind, nachzurechnen, was ihm nach ſeinem großem Aufwande jährlich als Ueberſchuß bleibt. Herr Direkteur V. ſagte mir, daß ihm ſeine Haushaltung jährlich volle fünf und dreyßigtauſend Rupien koſte; und das iſt nur eine geringe Summe im Vergleich mit den Summen, die ſeine Vorfahren bedurften oder die ein engliſcher Gouverneur in Calcutta bedarf; dieſer leztere verzehrt laut ſeiner eigenen Ausſage, die ich von vielen Engländern beſtätigen hörte, jährlich nicht weniger als hunderttauſend Rupien!

Der Direkteur iſt, in den der Kompagnie zugehörigen Oertern, der einzige, der auf einem Stuhle ſitzend, in einem Palankin ſich tragen laſſen darf; nicht einmahl ein angekommener Direkteur hat dies Vorrecht, ſo lange ſein Vorgänger die höchſte Gewalt noch beſitzt. Wenn der Direkteur ausgeht, muß die Wache ins Gewehr treten und die Trommel gerührt werden; vor ihm her laufen außer einigen Dienern verſchiedener Art noch ſechs oder acht Sjabdahrs, oder auch mehrere oder weniger, wie es ihm gerade beliebt. Reitet er, oder wird er durch ein Dorf getragen, ſo ſind die Eingebohrnen in einigen Oertern verpflichtet, ihre Inſtrumente, Trommeln und Poſaunen hören zu laſſen. Jene Sjabdahrs ſind mohriſche Bediente, die theils als Bothen gebraucht,

theils

theils zur Vergrößerung des Staats gehalten werden; ſie führen einen langen Stab in der Hand, der über und über mit Silber beſchlagen iſt, und den ſie immer tragen, wenn ſie dem Palankin des Gouverneurs und der beyden im Range auf ihn folgenden Räthe voraufgehen; die Räthe aber dürfen nur zwey Sjabdahrs vorausgehen laſſen und die Stöcke derſelben dürfen nur halb mit Silber beſchlagen ſeyn.

Die zweyte Perſon in der Regierung iſt das Oberhaupt von Coſſimbazar. Dieſer hat Oberkaufmannsrang und die Direktion und Aufſicht über das dortige Comptoir, oder vielmehr über das Comptoir zu Calcapur, das nicht weit von jenem liegt. Auch ſteht unter ihm der Reſident der Kompagnie in der Münze zu Moxud-ahbad, wo unter kayſerlichem Stempel Silber ausgemünzet wird; auch hat er dort einen Aufſeher und andere weniger bedeutende Bediente, ſo wie ein Kommando Soldaten von vier und zwanzig Mann.

Die dritte Perſon im Rathe iſt der Hauptadminiſtrator; auch er hat Oberkaufmannsrang, und genießt eben die Auszeichnung, wie das Oberhaupt von Coſſimbazar. Iſt dieſer leztere nicht gegenwärtig, ſo hat der Hauptadminiſtrator die zweyte Stimme im Rathe, als der zweyte beym Hauptcomptoir, wo er ſich denn auch immer aufhält. Alles, was den Handel und die Packhäuſer betrift, gehört zu ſeinem Reſſort, doch ſteht er auch in dieſer Hinſicht unter dem Direkteur.

Der erſte der Rathsglieder hält ſich in dem Dezaan oder Kleiderſaal auf; dies iſt der Ort, wo die Kattune der Kompagnie in Empfang genommen, nachgeſehen, ſortirt und zur Abſendung bereitet werden. Man unterſcheidet viererley Sorten; die erſte heißt Duel, die zweyte Doom, die dritte Ceer und die ſchlechteſte Firty. Der Werth oder Preis der Stücke wird

wird im vollen Rathe in Beyſeyn des Direkteurs feſtgeſetzt. Der Poſten des erſten der Rathsglieder iſt einer der ergiebigſten bey der Regierung, wenn die Kompagnie viele Kattune machen läßt; und deshalb iſt demjenigen, der dieſen Poſten bekleidet, nicht nur noch ein zweyter zugeordnet, der Unterkaufmannsrang hat, ſondern auch noch drey Buchhalter oder Aſſiſtenten, ſo wie einige Banianen. Die Buchhalter führen die Aufſicht beym Abladen der Güter und die Banianen, die wohl von allen die mehrſte Kenntniß beſitzen, ſind gerade diejenigen, die das Ganze lenken und betreiben, ob dies gleich den übrigen und vorzüglich dem Rathe zugeſchrieben wird.

Ihre Emolumente ſind auf folgende Art regulirt; von jeder, hundert Rupien werthen Quantität Kattun, welche die Kompagnie einkauft, bekommen ſie alle zuſammen eine Rupie oder dreyßig Stüver; und von dieſen erhält der Hauptadminiſtrator acht Stüver, der erſte in dem De laan eilf; der zweyte ſechs, der erſte Ablader drittehalb, der zweyte anderthalb, und der dritte einen Stüver.

Der Kapitain, oder das Haupt der Miliz, iſt gleichfals Mitglied des Raths, doch beſitzt er nur eine rathgebende Stimme; er hat Oberkaufmannsrang und ſchließt ſich unmittelbar an den Hauptadminiſtrator an. Die Einkünfte dieſes Poſtens ſind gering und reichen nicht zum Auskommen.

Der erſte Packhausmeiſter, der zugleich Buchhalter iſt, hat Kaufmannsrang und ſeiner Aufſicht ſind die Handelsbücher, desgleichen alle Waaren anvertraut, welche auf Befehl des Hauptadminiſtrators in die Packhäuſer niedergelegt oder ausgeliefert werden.

Der

Der Fiskal, der auch zugleich Schulze im Dorfe iſt, hat Kaufmannsrang, aber nur Unterkaufmannsgehalt und Koſtgeld.

Als Fiskal muß er dafür ſorgen, daß die Gerechtſame der Kompagnie nicht durch den Privathandel ihrer Bedienten geſchmälert werden, und als Schulze entſcheidet er die kleinen Händel der in holländiſchen Dörfern wohnenden Landeseingebohrnen. Er läßt diejenigen, welche etwas ſtraffälliges begangen haben, entweder auspeitſchen, oder belegt ſie mit Geldſtrafen; dies Letztere geſchieht am gewöhnlichſten, und eben deswegen iſt der Poſten eines Fiskals einer der ergiebigſten. Man erzählte mir zu Chinſura Beyſpiele von unglaublichen Erpreſſungen, die ein ſolcher Fiskal verübt haben ſollte. Das unbedeutendſte Verſehen eines reichen Banianen wird nicht ſelten mit zwanzig oder fünf und zwanzigtauſend Rupien Strafe belegt und bis er dieſe richtig und baar erlegt hat, muß er beſorgen, ergriffen und öffentlich ausgepeitſcht zu werden. Die Einländer nennen den Fiskal Jimidaar, welches ſo viel als Dorfmeiſter oder Schulze heißt.

Die Emolumente des Fiskals beſtehen vorzüglich in fünf Procent von allen Gütern, welche von Privatperſonen eingebracht werden; doch iſt der Antheil an der Schiffsladung, den die Kompagnie den Officieren ihrer Schiffe zugeſteht, von dieſer Abgabe ausgenommen; hiernächſt empfängt der Fiskal auch noch fünf Procent von allen ausgehenden Gütern. Im Durchſchnitt genommen kann man annehmen, daß der Fiskal von jedem Schiffe über viertauſend Rupien zieht; jährlich auch nur ſechs Schiffe angenommen, die ankommen und abgehen, ſo macht dies doch eine Summe von vier und zwanzigtauſend Rupien.

Der

Der Fiskal wird von den Eingebohrnen mehr gefürchtet, als der Direkteur ſelbſt; — ſehr begreiflich! — geht er durch ein Dorf, ſo wird er eben ſo wie jener mit Muſik bewillkommt.

Auch der Equipagenmeiſter hat einen Sitz im Rathe, aber nur eine rathgebende Stimme; iſt er ein Schiffer, ſo hat er Kaufmannsrang; überhaupt iſt dieſe Stelle keine der ſchlechteſten.

Der Dispencier, oder Aufſeher über die Packhäuſer, in welchen die der Kompagnie zugehörigen Proviſionen aufbewahrt werden, hat Unterkaufmannsrang und iſt zugleich Faktor.

Dem Rathe hat man einen Sekretair zugeordnet, der gewöhnlich auch Kaſſirer iſt. Der letzte Poſten gewährt ihm in ſo fern große Vortheile, als er viel Geld unter Händen hat, und daran fehlt es ihm, wenn er mit dem Direkteur in gutem Vernehmen ſteht, ſelten. Dies Geld pflegt er dann auf kurze Friſt und gegen hohe Intereſſen unter die Einländer auszuleihen. Der Sekretair, den ich fand, hatte Buchhaltersrang, ſonſt iſt mit dieſem Poſten nur Unterkaufmannsrang verknüpft.

Außer dem Rathe, oder dem Regierungsrathe, giebt es hier auch noch einen Juſtizrath, deſſen Präſident der Hauptadminiſtrator iſt. Dieſer Juſtizhof kann, mit Approbation der Regierung zu Batavia, Todesurtheile ſprechen; aber nur innerhalb der Factorey oder auf den Schiffen der Kompagnie dürfen dieſe Todesurtheile vollzogen werden. Iſt ein Todesurtheil geſprochen, ſo müſſen die Akten mit einem Manne nach Batavia geſandt werden, der wenigſtens Unterkaufmannsrang hat. Die Mitglieder des Juſtizrathes ſind Unterkaufleute; auch findet man zwey Officiere vom Militair unter denſelben; aber dieſe Stellen ſind nicht im mindeſten einträglich.

Sie-

Digitized by Google

Sechster Abſchnitt.

Beſitzungen der Holländer in Bengalen.

Die eigenthümlichen Beſitzungen der Holländer in Bengalen beſtehen aus den beyden Dörfern Chinſura und Bernagor; die mohriſche Regierung ſchenkte ſie ihnen, oder ließ ſie ſich vielmehr von ihnen abkaufen. Auch haben die Holländer ſogenannte Handelslogen, oder Faktoreyen, zu Calcapur bey Coſſimbazar, zu Patna und zu Dacca, ſo wie eine inländiſche Wache zu Bellezoor. Ehemals beſaßen ſie auch eine Faktorey auf Malda für den Seidenhandel, aber dieſe iſt bereits vor vielen Jahren verlaſſen worden.

Chinſura, in den Büchern der Kompagnie unter dem Nahmen Hugly aufgeführt, liegt an dem weſtlichen Ufer des Ganges, volle vierzig Stunden von dem Ausfluß deſſelben bey Inſely, und ohngefähr neunzig Stunden von Patna entfernt. Es iſt zum Theil längſt dem Strohme hin gebauet; auf der Landſeite wird es von hohen Hecken eingeſchloſſen, und ſein Umfang beträgt volle drey Viertelſtunden. Es iſt höchſt unregelmäßig gebaut, und unter den verſchiedenen Marktplätzen zeichnet ſich der der Wechsler — eine lange breite Straſſe — wohl am vortheilhafteſten aus.

Die beſten Häuſer ſind von Steinen gebauet, haben platte Dächer und nur ein Stockwerk, von auſſen ſind ſie mit Kalk beworfen, daher der Ort, im ganzen genommen, ein gutes Anſehen hat.

Beym Bauen nimmt man der weißen Ameiſen wegen, ſo wenig Holz, als möglich; die Ameiſen würden das Holz in wenigen Jahren zerfreſſen. Man findet dieſe zerſtöhrenden Thiere hier in Menge; ſie können die En-

den, oder Köpfe der Balken, welche auf den Mauern liegen, ſo durchfreſſen, daß ſie, ohne daß man am Aeuſſern des Balkens das mindeſte bemerkt, plötzlich herabſtürzen. Die Mittel, die man zu Abwendung dieſes Uebels bisher anwandte, waren alle vergebens.

Gläſerne Fenſter kennt man hier nicht; ſtatt derſelben bedient man ſich von Schilf *) geflochtener Vorhänge, die in Rahmen geſpannet ſind; bey der großen Hitze, die hier acht bis neun Monate des Jahres herrſcht, kann man das Glas ſehr wohl entbehren. Wenn im December und Januar die Nordwinde am ſtärkſten wehen und des Morgens und Abends Kälte herbeyführen, ſo verſchließt man alle nach Norden gehenden Fenſter und Thüren, und öfnet dagegen die nach Süden hin gelegenen. Die Zimmer ſind geräumig, luftig und auswärts mit Gallerien verſehen, welche an der Südſeite auf Pfeilern ruhen. Die Platte der Dächer und der Boden in den Zimmern, wird von klein geſtoßnen Steinen, die man Zurki nennet, verfertigt; man vermiſcht jene klein geſtampften Steine mit Kalkwaſſer und ſchlechtem Syrup, und in kurzer Zeit werden ſie ſo hart, als machten ſie nur einen einzigen Stein aus. Die platten Dächer beſteigt man nach Sonnenuntergang, um die Abendluft zu genießen: auch bringt man zuweilen mit Geſellſchaftern einen Theil der Nacht auf denſelben hin.

Die Häuſer, oder vielmehr die Hütten der armen Bengaler ſind meiſt von Stroh und Lehm; ihr Licht erhalten ſie durch die Thür.

Chinſura prangt mit einer ſchönen Kirche und einem ſchönen Thurm; jene baute der Direkteur Sichtermann, dieſen Herr Vernet, aber es fehlt an einem

*) Bindrottingen.

nem Prediger; ein Küſter verſieht den Gottesdienſt; er lieſt des Sonntags Morgens eine Predigt vor. Sind Kinder zu taufen, ſo nimmt man ſeine Zuflucht zu dem engliſchen Geiſtlichen in Calcutta, und der läßt ſich denn ſeine Mühe reichlich bezahlen.

Nicht weit von der Kirche hat Herr Sichterman ein ſchönes Gebäude aufgeführt, dem er den Nahmen Welgelegen (Wohlgelegen oder Bellevüe) gab. Es liegt dicht am Ganges. Ueber das Waſſer hin ragt eine Gallerie hervor, mit zwey Reihen von Pfeilern verſehen; auf dieſen Pfeilern ruht ein plattes Dach, oder eine Plattform, von welcher herab man ganz Chinſura vor ſich ſiehet; auf der einen Seite reicht der Blick noch über Chandernagor hinaus und auf der andern noch weiter, als Bandel. Die bey dem Gebäude liegenden Gärten ſind durchgehends mit ſchattenreichen Bäumen bepflanzt.

Die Loge der Kompagnie, welche den Nahmen des Forts Guſtav führt, iſt auf einer geräumigen Ebene gebauet, etwa dreyßig bis fünf und dreyßig Ruthen vom Fluſſe. Sie bildet ein längliches Viereck. Die längſten Seiten — die nördliche und die ſüdliche — ſind über vierzig Ruthen lang, und die kürzeſte etwa halb ſo lang. Das Fort hat drey Thore, eines am Fluſſe, das zweyte auf der Landſeite gegen Norden, das dritte auf der Südſeite. Der, über dem Landthore befindlichen Inſchrift zufolge, ward dies Fort im Jahr 1656 gebauet. Die Mauern ſind von Stein, etwa funfzehn Fuß hoch, aber ſo ſehr verfallen, daß man die auf derſelben liegenden Kanonen nicht mehr abfeuern darf. Innerhalb derſelben ſtehen die Packhäuſer und die Wohnung des Direkteurs, vielleicht das ſchönſte aller dortigen Häuſer.

Um

Um die ankommenden Schiffe begrüßen zu können, hat man eine Batterie von ein und zwanzig Kanonen aufgeführt.

Eine ſtarke Viertelſtunde von Chinſura, nach der Seite von Chandernagor hin, wurde unter der Regierung des Herrn Vernet ein großes und ſchönes Haus gebauet, das man zum Verſammlungsort für die Freymaurer beſtimmte. Während meines Aufenthalts in Bengalen wurde es vollendet und eingeweiht; man beſchloß dieſe Feyerlichkeit mit einem ſchönen Feuerwerke und Ball, zu dem die vornehmſten engliſchen und franzöſiſchen Herren und Damen eingeladen worden waren. Bey der Einweihung trugen die Damen, deren Männer zu der Brüderſchaft gehörten, die Ordenszeichen an einem blauen oder rothen Bande an der linken Bruſt. Die Damen wiſſen ſich viel damit, dieſe Zeichen zu tragen, und mächtig plagen die Weiber die Männer, die nicht zum Orden gehören, um ſie zum Eintritt zu bewegen. Nicht weniger als dreyßigtauſend Rupien koſtete der Bau dieſes Hauſes, dem man den Nahmen Concordia gab, und jene große Summe brachten die Mitglieder der Factorey zu Hugly aus eigenen Mitteln auf.

Hugly, das ſeinen Nahmen Chinſura leihen mußte, iſt ein kleines mohriſches Fort, das eine halbe Stunde höher am Fluſſe hinauf liegt. Es befindet ſich in ſchlechtem Vertheidigungszuſtande, und im Innern deſſelben trift man nichts Sehenswerthes, als die Wohnung des Fausdaar und die Ställe ſeiner Elephanten an.

Das Comptoir der Kompagnie zu Patna in Bahar dient zum Einkauf des Salpeters und Opiums. Das dortige Oberhaupt, das Kaufmannsrang, und noch einen Unterkaufmann zum Gehülfen hat, kann dem hug-

 liſchen

liſchen Rathe beywohnen, wenn er ſich zu Chinſura befindet. Dieſer Poſten wird nächſt der Direkteursſtelle, für den einträglichſten gehalten.

Das Comptoir zu Dacca war ehemals faſt von gar keiner Bedeutung, aber ſeit drey Jahren hat man dort wieder angefangen, Kattune fabriciren zu laſſen.

Bernagor iſt ein Dorf, das der Kompagnie gehört, weshalb dort, wie zu Chinſura, die holländiſche Flagge weht; aber außer einem Vicefiskal hält die Kompagnie dort keine Bediente. Es liegt am öſtlichen Ufer des Ganges, zehn oder eilf Stunden unterhalb Chinſura. Hier verfertigt man die gröbſten Sorten von blauen Schnupftüchern. Nicht weit vom Fluſſe ſteht ein Haus, das der Kompagnie gehört. Es wird aber nicht bewohnt, ſondern dient blos für die Bedienten der Kompagnie zum Abſteigequartier; nächſtdem iſt es auch, wegen einer Menge in demſelben ſich aufhaltender gutwilliger Mädgen, ſehr berüchtigt. Dieſe Dirnen entrichten dem Fiskal zu Chinſura einen monatlichen Tribut, wogegen ſie dieſer ihr lüderliches Gewerbe im Hauſe der Kompagnie ganz ungehindert treiben läßt.

Die holländiſche Beſatzung in Bengalen, die nicht über hundert und funfzig Mann ſtark iſt, wird von einem Hauptmann, zwey Lieutenants und einem Fähnbrich kommandirt.

Sie-

Siebenter Abſchnitt.

Schluß.

Die Europäer in Bengalen führen ein ſehr gemächliches Leben. Die Männer, die faſt alle im Dienſt der Kompagnie ſtehen, verwenden nur einen Theil des Morgens auf ihre Amtsgeſchäfte, und jeder, der nur etwas Vermögen beſitzt, hält ſich zum Schreiber, einen Schwarzen, der dafür zwanzig oder fünf und zwanzig Rupien monatlich erhält. Dieſe Schwarzen ſind Abkömmlingen von Portugieſen, mit inländiſchen Weibern gezeugt; ſie verlohren die Farbe der Väter, und bekamen dafür die Farbe der Mütter; nur bey der Religion der Väter blieben ſie. Dieſe Leute ſchreiben eine gute Hand, und kopiren das Holländiſche ſehr genau, ohne ein Wort davon zu verſtehen. Ueberhaupt verrichten ſie vieles von dem, was die Europäer hier zu verrichten haben; denn im Grunde geſchieht von den letztern nur äuſſerſt wenig. Iſt jenes dem Dienſte gewidmete Stündchen vorüber; ſo weiß der Europäer von keiner Arbeit mehr; ſondern theilt die ganze übrige Zeit, zwiſchen Vergnügen und Schlaf, wofern zu dieſem letztern die Hitze nicht zu übermäßig groß iſt.

Auſſer den ſchwarzen Schreibern findet man bey den mehreſten noch einen oder zwey Banianen, die alle Ausgaben und alles was einkömmt, zu Buche bringen, und durch deren Hände auch ſowohl beym Einkauf, wie beym Verkauf, alle Geldzahlungen gehen. Ein ſolcher Banian dient ohne beſtimmten Lohn, aber er weiß genau, wie viel von jeder Rupie, die durch ſeine Hände geht, für ihn abfallen muß, oder er verſteht ſich, wie man es hier nennet, auf das Coſtumado. Endlich findet man auch noch mohriſche Diener, welche die Haushaltungs-

geſchäfte beſorgen helfen; dergleichen ſind die Pioris, die dem Palankin voraufgehen, oder die, wenn der Herr zu Fuß ausgeht, den Schirm tragen, u. ſ. w.

Jedes Haus hat ſeinen Thürhüter, der vom Morgen bis zum Abend an der Thür ſitzt und ſonſt nichts zu thun, als auf die Ein- und Ausgehenden acht zu geben hat; ferner einen oder zwey Züge Berras, oder Palankinträger, jeder Zug von ſechs Kerln; und dann noch eine große Menge Sklaven und Sklavinnen.

Dieſe Lebensart führt zu ſehr großen Ausgaben. Die Unbedeutendſten bedürfen fünf oder ſechstauſend Rupien, und bey einer ſolchen Summe muß doch noch Oekonomie herrſchen. Die mehrſten verzehren noch einmahl ſo viel, wenn gleich ihre eigentlichen Einkünfte nur die Hälfte jener Summe gewähren. Zu dieſem Geldaufwande trägt die auſſerordentliche Prachtliebe der Frauen vieles bey; doch muß man auch die hohen Preiſe der Bedürfniſſe in Anſchlag bringen, die aus Europa kommen. Will der Mann Ruhe und Friede im Hauſe haben, ſo darf es unter andern auch an einem Ueberfluß von Juwelen, koſtbaren Kleidern und Silbergeräthe nicht fehlen, und trotz allen dieſen Forderungen an die Männer übernehmen die Weiber gleichwohl auch nicht eine häusliche Arbeit; ſie laſſen alles durch Diener und Sklaven verrichten.

Die Frau eines Europäers ſteht gewöhnlich um acht oder neun Uhr auf. Der Vormittag wird mit Beſuchen bey einer Freundin hingebracht; oder Madam ſitzen ganz ruhig mit übereinandergeſchlagenen Armen auf dem Kanape ſtatüenmäßig da. Um halb zwey ſpeiſt man zu Mittag; der Nachmittagsſchlaf währt bis halb fünf oder fünf Uhr; nun wird Toilette gemacht, und der Abend nebſt einem Theile der Nacht wird in Geſellſchaft oder auf einem Balle hingebracht. Die Tanzgeſellſchaften werden

den vorzüglich während der kalten Jahrszeit häufig angeſtellt.

Die Kleidung beyder Geſchlechter iſt gewöhnlich die engliſche. Das ſchöne Geſchlecht geht der Hitze wegen, mit entblößtem Buſen, und gewährt dadurch eben nicht den züchtigſten Anblick. Gegen Fremde ſind die hieſigen Damen ſehr freundlich, gütig und zuvorkommend; auf eine Zeitlang iſt man in der That ſehr wohl bey ihnen aufgehoben. Man trift artige Partien, man geht aufs Land, man macht Fahrten auf dem Ganges, oder verkürzt ſich die Zeit auf andere Art, aber der damit verbundene Aufwand iſt dagegen auch ſehr beträchtlich.

Ehemals war der Handel in Bengalen äuſſerſt vortheilhaft für die holländiſche Kompagnie, allein ſeit einigen Jahren hat er merklich abgenommen; die ſeitdem höher geſtiegene Macht der Britten in Aſien iſt ſicher die Haupturſache dieſer Abnahme, aber anderer Seits iſt es eben ſo ſicher, daß Mangel an Rechtſchaffenheit unter den Dienern der Kompagnie auch nicht wenig dazu beygetragen hat, den Gewinn von dieſem Handel zu vermindern.

Die Waaren, welche von Batavia eingeführt werden, und die von keiner anderen Nation hingeführt werden können, ſind Gewürze und japaniſches Stangenkupfer. Das Kupfer gewährt den größten Gewinn, weil es durchaus nicht entbehrt werden kann. Gleichwohl betragen die Vortheile vom Verkauf der erwähnten und aller übrigen Waaren, noch nicht die Hälfte der Summe, welche die Ausgaben dieſes Comptoirs erfordert; die Ausgaben betragen nemlich volle ſechs Tonnen Goldes, der Werth der Anker und Taue, welche die Schiffe auf dem Ganges einbüßen, beträgt allein jährlich dreyßigtauſend Gulden.

Das Schiff, das jährlich von Amſterdam direkt nach Bengalen geht, bringt Eiſen, Tücher und andere europäiſche Waaren, die ziemlich guten Abgang haben; beſonders anſehnlichen Gewinn aber zieht die Geſellſchaft von dem Barren-Silber, das ſie einführen und zu Rupien ausmünzen läßt.

Das Kapital, welches die Kompagnie hier jährlich zu ihrem Handel bedarf, ſoll zwiſchen vierzig bis funfzig Tonnen Goldes betragen; der größte Theil deſſelben iſt für die Retourladungen nach dem Mutterlande und das übrige für Batavia. Im Jahr 1768 ſtiegen die Waarenverſendungen nach Holland, zu den Einkaufspreißen gerechnet, auf 2,649,510 Gulden und 17 Stüver; ſie beſtanden in Kattunen, in Seide und Salpeter, welcher leztere zum Ballaſt der Schiffe diente.

Nach Batavia ſchickt man mit zwey oder auch wohl mehreren Schiffen Kattune, Opium und Salpeter. Der Salpeter wird zum Theil von Batavia auf den Retourſchiffen nach Holland geſandt, und den Reſt verbraucht man zu Batavia in den Pulvermühlen.

Von den Gütern, welche von Hugly den Ganges hinauf- oder hinabgehen, bezahlt die Kompagnie gewiſſe Zölle an den Nabob; und nächſt dieſem müſſen der mohriſchen Regierung auch noch Geſchenke entrichtet werden; dieſe leztern mögen etwa zehntauſend Gulden betragen. Jene Zölle waren es eben, welche man nicht bezahlt hatte, und worüber dann während meiner Anweſenheit die oben erzählten Unruhen ausbrachen.

Der Handel der Franzoſen in Bengalen iſt ſeit dem lezten Kriege tief geſunken. Ihr Hauptort, Chandernagor, ſo wie das Fort, wurden in dieſem Kriege von den Britten gänzlich verwüſtet; und in dem Frieden wurde feſtgeſezt, daß weder das zerſtörte Fort wieder aufgeführt, noch irgend ein anders erbauet werden ſollte.

Es

Es wurde ſogar ausgemacht, die Franzoſen ſollten ihre Flagge nicht wie die übrigen Nationen, auf ihren Comptoiren an einer hohen Stange, ſondern an einem niedrigen Bambus wehen laſſen. Und bis dato iſt auf die pünktlichſte Erfüllung aller dieſer Punkte mit Nachdruck gehalten worden. Ein merkwürdiges Beyſpiel dieſer Strenge gaben uns die Britten noch vor einiger Zeit.

Der franzöſiſche Gouverneur, Herr Chevalier, hatte nemlich rund um Chandernagor einen tiefen Graben ziehen laſſen; hie und da hatte der Graben hervortretende Spitzen und die Erde, die man ausgrub, war nach der innern Seite hin aufgeworfen worden, ſo daß es faſt wie ein Wall, oder wie eine Bruſtwehr ausſah. Herr Chevalier erklärte, dieſe Arbeit ſey in keiner andern Abſicht unternommen, als um Chandernagor trocken zu erhalten und das Waſſer von der umherliegenden Gegend durch einen Graben in den Fluß zu leiten. Der engliſche Rath zu Calcutta aber ſah den Graben aus einem ganz andern Geſichtspunkt an, ließ das Werk durch einen Ingenieur in der Stille unterſuchen, und dieſer berichtete, daß man von Seiten der Franzoſen etwas ganz anderes, als die Ableitung des Waſſers dabey im Sinne habe. Nun erklärte man dem franzöſiſchen Gouverneur, „er mögte mit der Arbeit nicht weiter fortfahren, und das, was bereits vollendet ſey, müſſe wieder zugeworfen werden; habe er nur das Waſſer ableiten wollen, ſo ſey es unnöthig geweſen, ſo tief zu graben, es bedürfe dazu keiner hervortretenden Spitzen, und eben ſo wenig der aufgeworfenen Erde, die Bruſtwehren gleiche; weigere man ſich, das Werk wieder zu planiren, ſo werde man von Seiten der engliſchen Regierung für die Zerſtörung zu ſorgen, nicht verfehlen." Würklich erſchien der erwähnte Ingenieur mit achthundert Seapoys, der Graben wurde zugeworfen und alles wie zuvor wieder eben gemacht.

So ſehr dies Verfahren dem franzöſiſchen Gouverneur auch ſchmerzen mußte, ſo blieb ihm doch nichts übrig, als nachzugeben, weil er zu ſchwach war, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Auch dürfen die Franzoſen nur eine kleine beſtimmte Anzahl Kanonen haben, nemlich nicht mehrere, als zum Gruß oder Gegengruß erfordert werden; ſollten ſie es verſuchen, mehrere aufzupflanzen; ſo würden die Britten ſie ihnen wegholen.

Chandernagor liegt am weſtlichen Ufer des Ganges, unterm 22ſten Grade und 51 Minuten nördlicher Breite, eine kleine Stunde unterhalb Chinſura. Es zieht ſich eine ſtarke Viertelſtunde und ganz in gerader Linie am Ganges hinab, doch giebt es hinter dieſer Linie noch zwey lange und verſchiedene Querſtraßen mit guten Gebäuden verſehen. Die Trümmer des Forts oder des Kaſtels, das die Britten zerſtöhrt haben, liegen am nördlichen Ende des Orts und zeugen noch von der ehemaligen Stärke deſſelben, dennoch war das Fort nicht ſtark genug, dem heftigen Feuer der engliſchen Kriegsſchiffe zu widerſtehen, die es ſchnell und ganz und gar in Ruinen verwandelten.

Eine ſtarke Stunde unter Chandernagor hat der gegenwärtige franzöſiſche Gouverneur ein ſchönes Haus an dem Geſtade des Ganges aufführen laſſen und neben dem Hauſe befindet ſich ein Garten, in dem man eine bezaubernde Ausſicht auf den Fluß hat.

Außer Chandernagor haben die Franzoſen noch Faktoreyen zu Coſſimbazar, zu Dacca, Malda, Patna und in noch einigen andern Oertern; aber ihr Handel läßt ſich im mindeſten nicht mit dem Handel der Holländer und Britten vergleichen. Sie laſſen ihre Schiffe den Ganges hinauf, bis nach Chandernagor gehen, und hier hat der Fluß noch hinreichende Tiefe.

Das

Das Hauptcomptoir der Dänen iſt zu Serampur, das am weſtlichen Ufer des Ganges, auf der Hälfte des Weges von Chinſura nach Calcutta, liegt. Der Ort iſt unbedeutend; er beſteht nur aus wenigen Häuſern und aus einem kleinen bengaliſchen Dorfe. Unter allen hieher handelnden europäiſchen Nationen, machen die Dänen die wenigſten Geſchäfte, denn jährlich kommen aus Dännemark nicht mehr als ein oder zwey Schiffe hier an. Dennoch wißen die Vorſteher ihres hieſigen Handels gut für ſich zu ſorgen. Als ich mich in Bengalen befand, gieng der damahlige däniſche Gouverneur oder Direkteur, mit einem Vermögen von drey Lak Rupien, oder viermalhundert und funfzigtauſend Gulden nach ſeinem Vaterlande zurück!

Endlich halten ſich auch noch Perſer, Armenier und verſchiedene andere Morgenländer des Handels wegen in Bengalen auf und machen ganz vortheilhafte Geſchäfte.

Und in der That, dies Land iſt in ſehr vielen Hinſichten ganz dazu geſchaffen, einen ausgebreiteten Handel zu treiben. Welche ungeheure Schätze ſtröhmten nicht von Bengalen nach Europa! und welche unſägliche Vortheile könnte nicht ein Land den Europäern gewähren, das ſo fruchtbar iſt, und dem die umherliegenden Völker ſo viele Waaren von einer Gattung zuführen, die in allen übrigen Ländern ſo häufig gefordert und verbraucht werden, mit einem Wort, Waaren, die durch Gewohnheit und durch Luxus nunmehro zu Bedürfnißen geworden ſind.

Es bedarf indeß nur eines geringen Grades von Aufmerkſamkeit, um überall, wo dieſer Fall eintritt, wahrzunehmen, daß nichts die Kraft des Geiſtes, den Muth, ja ſelbſt die Geſundheit und die Bevölkerung ſo ſehr lähmt und ſchwächt, als Kränkungen, Ungerechtigkeit und Räubereyen, oder mit einem Wort, als

Tyran-

Tyranney. Bey einer ſclaviſchen Beherrſchung wird der Menſch phyſiſch und moraliſch ſchlechter. Um wie viel klüger, verſtändiger und vernünftiger würde das Volk ſeyn, wenn man es, ſtatt es zu unterdrücken, auf alle Art aufmunterte und ihm Gelegenheit verſchafte, ſeine Geſchicklichkeit und ſeine Kenntniſſe ſowohl im Landbau, als in den Werkſtätten zu vermehren. Oder heißt das etwa den Fleiß anſpornen, wenn man dem Arbeiter einen Lohn giebt, der kaum zum Ankauf ſeiner nothwendigſten Bedürfniſſe hinreicht, und bey dem das Leben alles wünſchenswerthe verliehrt? Heißt das den Fleis beleben, wenn die arbeitende Klaſſe des Volks aller Schmach, aller Verachtung und allen Mishandlungen ihrer ſtolzen und übermüthigen Beherrſcher Preis gegeben wird?

Und was ſind es denn nun für Vortheile, die der hieher handelnde Europäer aus dieſen Ländern, und von dem Schweiß und dem Blute ihrer unglücklichen Bewohner einärndtet? Keine andere, als die je länger, deſto mehr überhandnehmende Verſchlimmerung der Sitten! Die großen Einkünfte, welche aus einer Hand in die andere gehen, und nach und nach unvermerkt vermindert werden, nehmen in den Schatzkammern der Aktionäre nur einen äußerſt kleinen Raum ein!

Drittes Buch.

Von der Inſel Java.

Erſter Abſchnitt.

Javas Lage, Grenzen und Eintheilung.

Die Inſel Java gehört zu den größten Inſeln des öſtlichen Indiens. Sie liegt zwiſchen dem 6ten und 9ten Grad ſüdlicher Breite und zwiſchen dem 120ſten und 130ſten Grad der Länge; ihre Länge beträgt alſo gegen hundert und fünf und ſechzig Meilen. *)

Im Süden und Weſten beſpühlt die große Südſee die Geſtade dieſer Inſel; im Nordweſten derſelben liegt die Inſel Sumatra, im Norden Borneo, im Nordoſten Celebes und im Oſten das Eiland Baly, das durch eine enge Straße, die eben dieſen Nahmen führt, von Java geſchieden iſt.

Derjenige Arm der See, welcher Java von Sumatra trennt, iſt unter dem Nahmen der Straße von Sunda bekannt; die Länge dieſer Straße beträgt auf der

*) Die Angaben über die Lage der Inſel ſind ſehr verſchieden. Die Länge der Inſel iſt zu 200 und 180 und in einigen Gegenden nur auf 40 Meilen, ſo wie die Breite auf 30 bis 40 angegeben. Voyage to the East Indies London 1762. Raynal I. 281. und Batavia I. 38. Huyſer in ſeiner Beknopt. Beſch. giebt die Länge auf 140 und die Breite auf 20 bis 30 Meilen an. L.

der Seite Sumatras vom Anfang der Fläche gerechnet bis zum Vgrkenshök, funfzehn deutſche, und auf der Seite von Java, von der erſten Spitze bis an die Spitze von Bantam, volle zwanzig Meilen.

Vornan in dieſer Straße liegt die Prinzeninſel, ohngefehr anderthalb Meilen von der javaſchen, und volle ſechs Meilen von der ſumatraſchen Küſte entfernt. Die Inſel iſt nicht groß, ſie hat nur vier Meilen im Umfange und iſt flach, aber doch, vermittelſt zweyer Hügel, von welchen der eine auf dem öſtlichen Ende und der andere mehr ſüdwärts liegt, in ziemlicher Entfernung wahrzunehmen; beſonders früh zeigt ſich der öſtliche Hügel, der denn auch deswegen von den Seefahrern der hohe Hügel genannt wird.

Auf der Südweſtſeite läuft vom Prinzeneilande ein Felſenryf, der Karte zufolge, wohl anderthalb Meilen weit in die See; für dieſes Ryf müſſen ſich die Schiffer, welche die ſogenannte behouden Paſſage wählen, wohl in acht nehmen. Sonſt iſt die Inſel, ihrer ewig grünen Bäume wegen, im Vorüberfahren ſehr anmuthig anzuſehen, auch iſt ſie von Javanern bewohnt, die ſich vom Fiſchfange ernähren.

Weil dies Eiland in der Mündung der Straße liegt, ſo werden dadurch zwey Ein- oder Ausfahrten formirt. Den Weg zwiſchen der Prinzeninſel und Java nennt man die behouden Paſſage, und dieſen wählen gewöhnlich die ankommenden Schiffe, welche während der ſüdöſtlichen Mouſſon in die Straße fahren wollen; man nimmt dieſen Weg, um dicht an der Küſte Javas bald Ankergrund zu bekommen, und um nicht Gefahr zu laufen, von den Ströhmungen, die um dieſe Zeit beſonders heftig ſind, wieder in See getrieben zu werden. Die andere Paſſage, von den Seeleuten das große Loch genannt, wird auch wohl gewählt, wenn man in der

Süd-

Südoſt-Mouſſon in der Straße einlaufen will, aber dieſe Fahrt iſt mit unſäglicher Mühe verbunden, weil man unabläßig gegen ſüdöſtliche Winde und Ströhmungen kämpfen muß. Es iſt gar nichts ſeltenes, daß ein Schiff zur Zurücklegung einer Strecke fünf bis ſechs Wochen bedarf, die zur Zeit der Weſt-Mouſſon, füglich in zweymal vier und zwanzig Stunden zurückgelegt wird.

Fährt man auf dieſem Wege in die Straße, ſo ſeegelt man, auf der Seite von Sumatra, dicht an der flachen, niedrigen und mit grünen Bäumen bedeckten Landſpitze hin, jenſeits welcher das himmelhohe Gebürge von Sumatra gemach emporſteigt; etwas weiter vorwärts zeigt ſich das Kayſerseiland, das einen hohen, ſpitz zulaufenden Berg bildet; und noch ferner hin erblickt man die Eilande Kraketouw, Slijbzee und Poele Bicie oder Yzer Eiland, alle in lachendes Grün gekleidet und mit hohen Gebürgen verſehen. Nicht minder ſchön iſt auch der Anblick auf der andern Seite, nach dem Geſtade von Java hin; die Ausſicht gewinnt, je weiter man kömmt; die Waldungen von Kokusbäumen und die Reisfelder im Hintergrunde verkündigen, ſo bald man ſich dem Geſtade Java's nähert, die Fruchtbarkeit der Inſel, deren Boden ſie zieren, und was an der Seite Sumatras fehlt, trift man hier, nemlich guten Ankergrund.

Zwölf oder dreyzehn Meilen von der Prinzeninſel liegt, gerade da, wo die Straße am engſten iſt, dem Varkenshök auf Sumatra gegenüber, und mitten in dem Fahrwaſſer, ein Eiland, das ſehr richtig Dwars in de Weg (quer über den Weg) genannt wird. Es iſt klein und niedrig, von Ryfen umgeben, und wie alle Eilande in dieſen Meeren, dicht mit Bäumen beſetzt, aber ſo viel ich weiß, unbewohnt.

Dieſer Inſel gegenüber hat man den Buſen von Anjer; dort ankern gewöhnlich die aus der Straße

fah-

fahrenden Schiffe, um noch einmahl Waſſer einzunehmen; dies liefert ein kleiner Fluß, der vom Gebürge herabkömmt und hier bey einem kleinen Kokusgebüſche ins Meer fällt. Eben daſelbſt liegt ein javaniſches Dorf, das zum Gebiet des Königs von Bantam gehört; einige Reiſebeſchreiber rechnen dies Dorf zu den großen Städten von Java, da es doch von allem, was zu einer Stadt gehört, nicht das mindeſte an ſich hat.

Die holländiſch-oſtindiſche Kompagnie eignet ſich über die Straße Sunda die völlige Oberherrſchaft zu, und dieſe wird auch von allen fremden Mächten anerkannt; die Kompagnie fordert daher den Gruß und hält ſich für berechtigt, dieſe Paſſage allen fremden Schiffen zu verſchließen; doch macht ſie keinen Gebrauch von dieſem Rechte. Sie leitet ihre Oberherrſchaft aus dem Grunde her, daß die Länder auf beyden Seiten der Straße der Kompagnie zinsbar ſind.

Von Anjer bis an die Spitze von Bantam ſieht man durchgehends hohes Gebürge mit einem gegen die See niedriger herablaufenden Vorlande. Hat man jene Spitze, die den nördlichſten Theil der Inſel ausmacht, umfahren, ſo kommt man auf dem Meerbuſen zu, an deſſen innerſten Bucht die Stadt Bantam liegt.

Von der Spitze von Pontangh, die den bantamiſchen Meerbuſen auf der Oſtſeite, wie jene auf der Weſtſeite einſchließt, iſt die Küſte überall ſehr niedrig, landeinwärts aber erheben ſich hohe Gebürge, unter welchen ſich der blaue Berg durch ſeine Höhe auszeichnet; dieſer Berg ſoll ehemals ein Vulcan geweſen ſeyn; ohnerachtet er tief im Lande, auf der Südſeite liegt, ſo ſieht man ihn doch ſchon vor Bantam.*)

Von

*) Sieben Meilen hinter Batavia erhebt ſich das blaue Gebürge; es beginnt in Oſten, im Cheriboſchen, geht vermittelſt der Gebürge Gedé und Salak im Süden fort,

Von hier bis zu der Rhede von Batavia genießt der Seefahrer die herrlichſten Proſpekte; eine Menge kleiner, mit ewigem Grün prangender Eilande liegen vor ihm im Meer da, wie hingeſäet. Ueberall trift man guten Ankergrund, und wenn es auch viele Klippen hier giebt, die zehn bis achtzehn Fuß tief unter Waſſer liegen, und den Schiffen ſehr gefährlich werden können, ſo iſt doch von Seiten der Regierung alles geſchehen, um Unglücksfällen vorzubeugen; es ſind nemlich zur Warnung, Tonnen ausgelegt und Pfäle aufgerichtet.

Die Rhede von Batavia gilt mit Recht für eine der beſten in der bekannten Welt, ſowohl in Hinſicht auf den Anker-

fort, und endigt ſich mit dem bantamſchen Pfefferberg. Der Gedé und Salak ſind ſehr hoch und machen die Scheidung der Flüſſe, ſo daß der Tjitaron, Tjilion und Sidoni nordwärts durch die Bay von Batavia, und ſüdwärts, der Tjimanderie durch die Bay der Wynkoops-Berge in die See ſich ergieſſen. Hell iſt dies Gebürge faſt nur nach ſtarken Regengüſſen. Der Gedé zieht ſich nach Norden und Süden; der ſüdliche Zweig iſt das Kendangſche Gebürge und der nördliche der Megmedon.

In den Gebürgen von Java giebt es auch feuerſpeyende Berge; zu dieſen gehört der Megmedon; er raucht gewöhnlich und zuweilen wirft er auch Aſche aus. Im Jahr 1761 fiel in einer Nacht drey Finger hoch Aſche. Java hat mehrere ſehr ſtarke Erdbeben gehabt. Das am 4. Jan. 1699 erfolgte, war ſo heftig, daß der Tjilion in einigen Gegenden einen ganz anderen Lauf erhielt, und ſelten geht ein Frühjahr ohne leichte Erderſchütterungen vorüber. Eines der ſtärkſten Erdbeben in den neuern Zeiten war das Erdbeben am 22. Jan. 1780. Batavia I. 113. u. 114. u. Verhandel. d. Bat. Gen. I. 20. 21. II. 58. u. III. p. 428. ſq.

Valentyn giebt die Entfernung Batavias vom blauen Gebürge unrichtig auf zwölf bis vierzehn Meilen an. Valentyn T. V. p. 229. L.

Ankergrund, als auch auf die Sicherheit, und die Menge der Schiffe, die dort liegen können. Obgleich dieſe Rhede von Nordweſten bis Oſtnordoſt und Oſten hin offen liegt, ſo iſt das Waſſer doch immer ruhig und ſpiegelglatt, weil die vielen Eilande, womit die Bay auf jener Seite umgeben iſt, die Wogen der See abhalten. *)

Die ganze Inſel iſt gegenwärtig in fünf Herrſchaften vertheilt, welche der Kompagnie ganz oder zum Theil unterworfen ſind. **)

Die erſte dieſer Herrſchaften, von Weſten an gerechnet, iſt das Königreich Bantam. Dies Reich hat ſeinen eigenen König, der über Leben und Tod ſeiner Unterthanen unumſchränkt gebietet, aber doch der Kompagnie zinsbar iſt; als Tribut muß er jährlich hundert Bhaar oder 37500 Pfund Pfeffer liefern, und iſt noch überdem verpflichtet, keinen Pfeffer und kein anderes Produckt, das in ſeinen Staaten gewonnen wird, an fremde Nationen zu verkaufen ***); ſondern alles der Kom-

*) Die Bay von Batavia iſt würklich eine der beſten. In allen Jahreszeiten können die Schiffe ſicher in derſelben ankern, indem ſie von ſiebzehn bis achtzehn kleinen Eilanden gedeckt iſt. Im Jahr 1713 tobte zwar ein ſo heftiger Sturm, daß beynahe alle Schiffe von ihren Ankern trieben, und ein Schiff umſchlug; aber dieſer Sturm war der einzige, den man in einem Jahrhunderte erlebt hatte. Vom Tangerang an, bis an die Spitze Carawang berechnet Valentyn die Länge der Bay auf ſechs Meilen, und ihre Tiefe beträgt nach ſeiner Angabe zwey Meilen; gegen tauſend Schiffe können in derſelben vor Anker liegen. Valentyn I. 7. u. 230. Batavia I. 113. u. Verhand. I. 42. L.

**) Einen beträchtlichen Theil der Inſel beſitzen die Holländer unmittelbar, und die Fürſten der Inſel ſtehen unter ihrer Oberherrſchaft. L.

***) Bantam iſt nur ein kleines, mit mehr nicht als 50000 Einwohnern bevölkertes Reich. Für jedes Pfund Pfeffer

Kompagnie für beſtimmte Preiſe zu liefern. Dieſe Verbindlichkeit erſtreckt ſich auch auf ſeine ſogenannten eroberten Länder. *) Nicht einmahl ſeinen Nachfolger darf der König wählen, ſondern die Kompagnie wählt ihn aus der Familie des Königs. Noch ohnlängſt im Jahr 1767, fand eine ſolche Ernennung ſtatt, und man ſagte es dem ernannten Kronkandidaten ganz ausdrücklich, er habe die nun ihn einſt erwartende Krone lediglich der Kompagnie zu verdanken; man verſehe ſich daher zu ihm, daß er ſich bey allen vorkommenden Gelegenheiten redlich und dankbar gegen ſeine Wohlthäter bezeigen, und ihren Befehlen ſchuldigen Gehorſam leiſten werde. **)

Pfeffer werden zwey und ein halber Stüver bezahlt, und gegen drey Millionen Pfund werden jährlich geliefert. Die Nordſeite dieſes Landes ſoll zwey und zwanzig Meilen lang ſeyn. *Valentyn* I. *Batavia* I. 3. u. *Huyſer* p. 131. u. f. L.

*) Die eroberten Länder liegen auf der Inſel *Borneo* und *Sumatra*, und beyde liefern vielen Pfeffer.

**) Die Rede, welche Herr van *Oſſenberg*, Rath von *Indien*, bey der Ernennung des künftigen Thronfolgers im Jahr 1767 hielt, iſt würklich ſehr merkwürdig. Sie lautet nach Herrn St. Ueberſetzung — ſie wurde in malayſcher Sprache gehalten — folgendermaaßen. „De Heer Gouverneur Generaal en de Weledele Heeren Raaden v. Nederlands Indie goedgevonden, en verſtaan hebbende om my te benoemen tot Commiſſaris Plenipotentiaris aan het Bantamſche Hof, ten einde, op verzoek van den Koning, deszelfs oudſten zoon, Pangorang (oder Prinz) Gusti, aan en voor te ſtellen tot Kroonprins en opvolger van het Bantamſche Ryk: en daar thans dit aangenaame tijdſtip gekomen is, zoo ſtelle ik Commiſſaris, uit naam en van wegens de Generaale Nederlandſche Maatſchappy bovengemelden Pangorang aan, onder den Titel van *Abdul Mofagir Mocha-*

Das zweyte Reich auf der Inſel iſt Jaccatra; auf der Weſtſeite ſtößt es an Bantam, und im Oſten an das Reich Cheribon *). Jaccatra hatte ehemahls ſeine eigenen Könige; der letzte dieſer Könige wurde von den Truppen der Kompagnie im Jahr 1619 beſiegt, und ſein Reich für eine holländiſche Beſitzung erklärt, daher alle jaccatraſche Javaner jetzt gebohrne Unterthanen der Kompagnie ſind. Vor dieſer Revolution war Jacatra die Hauptſtadt dieſes Reichs, jetzt iſt es Batavia, das dicht neben den Trümmern von Jaccatra erbauet wurde.

Das dritte Reich heißt Cheribon oder t'Sjeribon; jetzt wird es von drey Fürſten regiert, von welchen jeder

Mochamed Ali Joudeen, tot Pangorang Ratoe of Kroonprins en Kroons opvolger van het ganſche Ryk van Bantam.

De Commiſſaris verwacht, dat genoemde Pangorang Ratoe, deze aauzienlyke verheffing ſteeds zal aanmerken als eene byzondere gunſt en weldaad, die de Edele Compagnie op dit oogenblik aan hem bewyſt, van hem aan te neemen tot een Kleinzoon van de Ned. Ooſt. Maatſchappy: mitsgaders dat hy voor daan, by alle gelegenheden, en ten allen tyden zich oprecht en dankbaar gedragen zal, door een loffelyk beſtaan en wandel, gehoorzamende de bevelen van de Edel Compagnie en van zynen Heer Vader, gedunnende zyn ganſche leven."

Der König, der Vater des Prinzen, alle Großen des Reichs und viele Bediente der Kompagnie, die von Java gekommen waren, wohnten dieſer Feyerlichkeit bey.

*) Jacatra oder Jaccatra hat im N. und S. das Meer. Oſt= und Weſtwärts dehnt es ſich ſechzehn, und Nord= und Südwärts dreyßig teutſche Meilen weit aus. Die Volksmenge ſoll über 230,000 Seelen betragen. Verhandel, d. B. G. I. 19. L.

jeder in ſeinem Diſtrikt als Souverain, unabhängig von der Kompagnie herrſcht; doch ſind auch dieſe Herren gleich dem Könige von Bantam, verpflichtet, alle Producte ihres Landes der Kompagnie zu liefern, keine fremde Nation in ihren Häfen aufzunehmen, weshalb auch die Kompagnie in allen an der See gelegenen Orten dieſes Reiches Beſatzungen hält. Würklich würden dieſe Fürſten nicht nur dem Nahmen, ſondern auch der That nach, ſouveraine Herren ſeyn, wenn nicht die Lage ihrer Länder zwiſchen Jaccatra und dem von der Kompagnie abhängigen Reiche des Suſuhunams, oder des Kayſers von Java, ſie zwänge, ganz ſo zu handeln, als die Kompagnie es haben will; geſchieht dies nicht, ſo wird der Widerſpenſtige abgeſetzt und die Regierung einem andern übertragen. Ein Beyſpiel dieſer Art erlebte man im Jahr 1769; damahls ward nehmlich einer dieſer Prinzen, weil er nicht gut mit ſeinen Unterthanen umgieng, auf Befehl des hohen indiſchen Raths arretirt, nach dem Fort Victoria auf der Inſel Ambon gebracht, und ſein Land einem andern Prinzen gegeben; indeß mußte dieſer ſich anheiſchig machen, ſeinem Vorgänger eine gewiſſe Summe Geldes zu ſeinem Unterhalte auszuzahlen. *)

*) Dies Land, deren Beherrſcher ſich 1680 den Holländern unterwarfen, iſt ſeiner Fruchtbarkeit wegen ſehr wichtig für die Kompagnie. Es liefert viele der Waaren, welche in Aſien conſumirt werden, und in den Handel mit Europa kommen. Es liefert wenigſtens jährlich 1000 Laſten Reis und eine Million Pfund Zucker, den Reis das Pfund für einen und einen halben, den Zucker für zwey Stüver. Europa erhält von demſelben ſicher 30000 Pfund baumwollen Garn (das Pfund zu vierzehn Stüver) 10,000 Pfund Indigo (zu einen Gl. zehn St.) und 1,200,000 Pf. Kaffee, (zu zwey St. zwey Pf.) doch wurde von dem letzten Artickel im Jahr 1778 nur eine Mil-

Das vierte Reich iſt das Reich des Suſuhu-nams, oder Kayſers von Java, welches auch oft nach der Reſidenz Suſuhunam mataram genannt wird. Dieſes Reich begrif ehemals den größten Theil der Inſel Java, auch das Reich Cheribon gehörte dazu, und damahls war das Kayſerthum ein ſehr mächtiger Staat; aber ſeitdem die Holländer auf Java ſich niederließen, verlohr es nach und nach viel von ſeinem Glanze. Indeß blieb es ungetheilt, bis, um die Mitte des jetzigen Jahrhunderts, der Kayſer, durch die Empörung eines Manko Boeni, oder eines Prinzen von ſeiner Familie, ſo in's Gedränge kam, daß er ſein Reich der Kompagnie übergab; die Hälfte deſſelben gab ihm die Kompagnie, als Lehen zurück, und verſprach dabey den Kayſer zu ſchützen, und keinem die Krone zu ertheilen, der nicht von ſeiner Familie wäre.

Die andre Hälfte des Reichs wurde dann, gleichfalls als Lehen, dem erwähnten Manko Boeni gegeben; man legte ihm den Sultanstitel bey, und verſicherte ihn nicht nur dabey zu ſchützen, ſondern man verſprach ihm auch, daß nur ſeine Nachkommen ihm auf dem Throne folgen ſollten. Die Beſitzungen dieſes Sultans machen das fünfte Reich auf der Inſel Java aus. *)

Man

Million Pf. von der Kompagnie verkauft. Ueberdem reichen die Revenüen des Landes nicht nur, die Ausgaben zu beſtreiten, ſondern dieſe werden von jenen um die Hälfte übertroffen. Huyſer p. 129. u. f. und Staat der Generale Nederl. Compagnie, Amſterdam 1792. T. I. p. 195. 6. L.

*) Javas Oſtküſte, die Provinz Samarang, das Reich Mataran und das Reich des Kaiſers von Java, ſind die verſchiedenen Nahmen, die man dieſem Lande giebt, zu dem auch die Inſel Madura gezogen wird. Ein Land von 1450 Quadratmeilen. Jetzt beſteht es ohne Madu-

Man könnte noch ein ſechſtes Reich aufführen, das zwar nicht einen Theil der Inſel ausmacht, aber auch nicht fern von derſelben liegt, nehmlich das Eiland und Fürſtenthum Madura, welches ein ſchmaler Arm des

Madura aus drey Theilen, nehmlich aus dem Küſtenlande, das Eigenthum der Holländer iſt, aus dem Reiche des Suſuhunang, oder des Kayſers von Java, und aus dem Reiche des Sultans oder Königs. Es grenzt das Ganze mit Cheribon zuſammen und erſtreckt ſich bis an die öſtliche oder äuſſerſte Grenze Javas.

Das Land liefert mehrere ſehr ſchätzbare Handelsproducte, und unter andern auch Holz. In dem darin belegenen Seeort, Rembang, hat die Kompagnie ein Schiffswerft anlegen laſſen, auf welchem alle Jahre ein Schiff von hundert Fuß und zwey bis drey kleinere Fahrzeuge gebauet werden.

Die Stadt Samarang, drey und funfzig Meilen von Batavia entfernt, iſt eigentlich nur ein offener Ort, der aber eine Meile im Umkreis hat, und von 20,000 Familien bewohnt wird. Die Stadt Tagal an der Cheribonſchen Grenze iſt auch ſehr bedeutend; dort zählt man 8000 Familien. Jawana hat 40,000 Einwohner. Und überhaupt iſt dies Reich ſehr bevölkert, vorzüglich im Innern; man trift Gegenden ſo voller Dörfer, daß dieſe kaum eine halbe Stunde weit von einander liegen, und daß man auf einem Striche von vier bis fünf Meilen in die Runde über funfzig Dörfer zählen kann, die von 10,000 Familien bewohnt werden. Dörfer, deren jedes 2000 Seelen zählt, ſind nicht ſelten, und auch das Gebürge Ongaran hat wohl achtzig Dörfer. Dieſer Grad der Bevölkerung macht es begreiflich, wie dies Reich ſo lange her ein Kriegsſchauplatz ſeyn konnte, wie noch das gerettet werden konnte, was man rettete, und wie ſehr gegründet die Freude der Holländer war, als ſie im Jahr 1788 in Ruhe und Friede den erledigten Thron von Samarang ganz ihren Wünſchen gemäß wieder beſetzt hatten. Raynal I. 279. Batavia I. 18. Huyſer 125 u. f. und Nederl. Jaarboek. T. XXIV. p. 575. u. 576. u. 803 — 806. L.

Meers von **Java** ſcheidet. Ein Fürſt, den man Prinz nennet, beherrſcht dieſe Inſel; auch er iſt Lehnsträger, und der Kompagnie unterworfen, die auch ſeinen Nachfolger ernennet.

Alle dieſe Fürſten ſind verbunden, die ſämtlichen Producte ihrer Länder einzig der Kompagnie zu überlaſſen, und keiner derſelben darf Traktaten mit fremden Mächten ſchließen. Die Kompagnie hält mit Strenge auf die Beobachtung jener Verpflichtungen, und bey der Menge von Orten, die ſie längſt der ganzen Nordküſte mit Mannſchaft beſetzt hat, **müſſen** die Lehnsträger wohl ihr Wort halten.

Vereinigten ſich die Fürſten gegen die Holländer, ſo würden ſicher dieſe ſehr ſchlimm fahren; aber gegen eine ſolche Vereinigung ſind ſie durch die Erbitterung und den Neid geſichert, der unter jenen Fürſten herrſcht, und den die Holländer, wo nicht anfachen, doch auch im mindeſten nicht zu mildern bemüht ſind. Unter der Hand ſuchen ſie ihn vielmehr zu unterhalten, und bey dieſer Politik ſind ſie ſicher, daß irgend ein Plan, den einer oder der andere dieſer Herren, gegen die Kompagnie etwa ſchmieden möchte, nicht unentdeckt und unverrathen bleibt.

Eben dieſer Politik war es gemäß, daß **Java** in **zwey** Staaten getheilt wurde; ſtand das Ganze unter **einem** Herrn, ſo war dieſer für die Kompagnie allzumächtig; ward es aber, ſo wie jetzt der Fall iſt, unter zwey ſich gegenſeitig unverſöhnlich haſſende Fürſten getheilt, ſo konnten beyde leicht in der Unterwürfigkeit erhalten werden. *)

Zwey-

*) Schon jetzt betragen die Ausgaben zur Unterhaltung des Landes in der Unterwürfigkeit ſehr große Summen. In **Samarang** ſteigt die Zahl des holländiſchen Militairs auf 1365 Köpfe. L.

Zweyter Abſchnitt.

Javas natürliche Beſchaffenheit.

Java liegt ſüdwärts vom Aequator in einem Erdſtrich, der nach der Meinung der Alten, einer ſchrecklichen, alles verſengenden Hitze wegen, unbewohnt ſeyn und bleiben müſſe. Die Erfahrung ſpäterer Jahrhunderte lehrte aber, daß die dort gelegenen Länder im mindeſten nicht denen in einem minder heißen Clima vorhandenen nachſtehen, ſondern eine eben ſo große Zahl Menſchen zu ernähren im Stande ſind, als die beſten Länder in der gemäſſigten Zone; ſobald nur der Boden gehörig bearbeitet iſt.

In der That pflegt man noch ziemlich allgemein dafür zu halten, daß die Hitze hier unerträglich ſeyn müſſe, weil dieſe Länder zweymal im Jahre die Sonne gerade über ſich haben, und die Sonnenſtrahlen faſt immer ſenkrecht empfangen. Allerdings würde die Hitze nicht auszuſtehen ſeyn, wenn ſie nicht durch erfriſchende Land- und Seewinde, die hier abwechſelnd das ganze Jahr hindurch wehen, um vieles gemäßigt würde. Hiezu kommt noch, daß hier die Sonne das ganze Jahr hindurch, bis auf wenige Minuten Unterſchied, immer um ſechs Uhr auf und um ſechs Uhr wieder untergeht. Die Nächte ſind alſo lang und kühlen die Luft ſo ſehr ab, daß zwey Stunden vor Sonnenaufgang es mehr kalt, als warm iſt, wenigſtens finden alle diejenigen es kalt, die ſich hier einige Zeit aufgehalten haben.

Vom Julius bis November ſtand der Fahrenheitiſche Thermometer, bey der größten Tageshitze zwiſchen 84 und 90 Grad; nur an einem einzigen Tage ſtieg es bis auf 92 Grad, und bey der größten Kälte in der Mor-

 gen-

genſtunde fiel es ſelten unter 76 Grad. Dies ſind die Angaben meines Thermometers in Batavia, wo er in freyer Luft im Schatten hing. Selbſt der Barometer zeigt wenig oder gar keine Veränderung. Nach den Beobachtungen des Predigers Mohr, der ihn täglich obſervirte, ſteht er das ganze Jahr hindurch auf 29 Zoll 10 Linien. *)

Die Wärme nimmt ſehr ab, wenn man ſich dem Gebürge nähert, das auf der Südſeite der Inſel liegt. Viele glaubwürdige Leute verſicherten mich, daß auf dem Landſitze Buitenzorg, am Fuße des blauen Gebürges, volle ſechzehn Stunden ſüdwärts von Batavia, die Kälte des Morgens ſo groß ſey, daß man nicht nur warmer Kleider bedürfe, ſondern auch kaum in Wintertracht ausdauern könne.

Die erwähnten Land- und Seewinde wehen durchaus alle Tage. Der Seewind erhebt ſich Vormittags um eilf oder zwölf Uhr; während der Oſt-Mouſſon kommt er aus Oſtnordoſt und Norden, und in der Weſt-Mouſſon weht er aus Nordweſten. Er wird immer ſtärker bis zum Abend hin, dann nimmt er allmählig wieder ab und legt ſich ganz um acht oder neun Uhr. Der Landwind erhebt ſich um Mitternacht, oder kurz vor Mitternacht, und legt ſich eine oder zwey Stunden nach Sonnen-

*) Auch nach den neuern Beobachtungen findet ſich der angegebene Stand des Barometers. Nach eben dieſen Beobachtungen glaubte man behaupten zu können, daß der Fahr. Thermometer in Batavia auf 70 bis 74 Grad des Nachts, und am Mittag auf 84 Grad gewöhnlich zu ſtehen pflegt; in den obern Gegenden ſteht aber derſelbe zuweilen des Morgens auf 59 Grad und des Nachmittags auf 92. Mehrere Beobachtungen der Art finden ſich in den Verhand. d. Bat. Genotſch. I. 43. ſq. II. p. 65. ſq. und in den Verh. der Haarlemm. G. I. p. 32. und 731. II. 431. ſq. VI. p. 9. ſq. L.

nenaufgang; dann pflegt gewöhnlich Stille einzutreten und dieſe dauert bis zu der gewöhnlichen Stunde der Seewind wieder zu wehen beginnt.

Das Jahr wird hier in zwey Perioden eingetheilt, in die Oſt-Mouſſon nehmlich, oder in die trockne Zeit, und in die West-Mouſſon, oder die Regenzeit. Das Wort Mouſſon kömmt von dem malayiſchen Wort Mouſſim, das ſo viel als Jahrszeit bedeutet.*)

Die Oſt- oder gute Mouſſon fängt mit dem April und May an und ſchließt ſich mit Ausgang Septembers oder im Anfang des Octobers. Während derſelben wehen die Winde, vier oder fünf Meilen vom Geſtade und das ganze indiſche Meer hindurch ſüdwärts von der Linie, aus Südoſt oder Oſtſüdoſten; auch drehen ſie ſich wohl nach Südſüdoſten; dann hat man angenehmes trocknes Wetter mit heiterm Himmel.

Der Weſt-Mouſſon, oder die ſchlechte Jahrszeit tritt gewöhnlich mit Ausgang Novembers oder mit dem December ein. Der periodiſche Weſtwind wird immer ſtärker, weht zuweilen äußerſt heftig und bringt anhaltende Platzregen mit. Dies iſt die ungeſunde Jahrszeit, in der die größte Sterblichkeit herrſcht.**) Jener Weſtwind

*) Man ſehe Valentyn Beſchr. v. Ooſt. Indie VII. p. 136.

**) Java hat ein geſundes Klima und die Hitze iſt ſelbſt nicht in Batavia während der heißen Jahrszeit ſo unerträglich, als häufig genug geglaubt wird. Von neun Uhr Morgens bis fünf Uhr Nachmittags, hat man, ſo lange jene Periode dauert, in der Hauptſtadt des öſtlichen Indiens der Holländer, allerdings große Hitze, aber ſo erſtickend, ſo beängſtigend, wie in Holland, iſt dieſe Hitze doch nicht, und gleich nach fünf Uhr wird es ſo gemäſſigt, als man nur wünſchen kann. Die langen, die Luft ſo glücklich kühlenden Nächte ſind oft ſo kalt, daß ſie,

wind hält bis zum Ausgang des Februars oder bis zum Anfang des März an, und dann wird er und bleibt unveränderlich bis zum April, in welchem Monate die Oſtwinde wieder anfangen. Eben deswegen werden jene Monate, ſo wie der Oktober und ein Theil des Novembers, Kentermonate genannt, und dieſe Kenterzeiten hält man in Batavia für die allerungeſundeſten im ganzen Jahre.*)

Merkwürdig iſt es, daß, wenn die Weſtwinde bis zum neunten oder zehnten Grad ſüdwärts der Linie hin wehen, zu eben der Zeit der entgegengeſetzte Wind bis zum

ſie, vorzüglich bey dem ſtarken Thau, leicht der Geſundheit nachtheilig werden können: Nur durch ſeine verpeſtete Luft iſt Batavia zum Wohnſitz des Todes geworden, ehemals wurde es zu den geſundeſten Städten des öſtlichen Indiens gezählt. Der größere Theil der nach Batavia kommenden Europäer ſtirbt, wenn auch nicht im erſten Monat, doch im erſten oder zweyten Jahre; und Cook, der Hoffnung hatte, von ſeiner erſten Reiſe faſt alle ſeine Gefährten zurückzubringen, hätte er Batavia vermieden, verlohr hier den vierten Theil ſeiner Leute. Batavias Graben, die ehemals voll Waſſer waren, haben ihr Waſſer verlohren, trocknen nun oft ganz aus, und die ſtinkenden, daraus aufſteigenden Dünſte verpeſten die ſonſt ſo geſunde Luft gänzlich. Die Monathe, in welchen die größte Sterblichkeit herrſcht, werden verſchieden angegeben, und Batavias Mortalitätsliſten ſind bey weitem nicht befriedigend genug, um die wahre Angabe heraus zu finden. Valentyn V. 230. Verh. d. B. G. I. 43. Briefe aus Oſtindien Baſel 1786. den vier und dreyßigſten Brief. Cooks dritte Entdeckungsreiſe I. S. 37. Blighs Voyage to the Southſea London 1792. p. 258. und 259. und Allgem. Litt. Magaz. 1794. N. VII. p. 619. L.

*) Kentermonate von Kentern. umdrehen, umwenden, verändern.

zum neunten oder zehnten Grad nordwärts der Linie herrſcht, dergeſtalt, daß wenn man hier Weſtwinde hat, im Süden der Linie Oſtwinde wehen.

Seit einigen Jahren hat man auch zu Batavia bemerkt, daß der Anfang der Mouſſons ſehr unregelmäßig geworden iſt, ſo, daß man auf den Anfang und das Ende derſelben nicht mehr mit der bisherigen Sicherheit rechnen könne; die Urſach dieſer Veränderung aber hat man bis jetzt noch nicht ausfindig gemacht.

Donnerwetter ſind zu Batavia ſehr häufig, und Wetterleuchten hat man, beſonders gegen das Ende der Mouſſon, alle Abende; gewöhnlich ziehen indeß die Gewitter vorüber, ohne zu ſchaden.

Flüſſe, die von Fahrzeugen mittlerer Größe befahren werden könnten, hat die Inſel Java nicht, aber wohl viele kleine, die vom Gebürge nordwärts hinabſtrömen, und längſt der Nordküſte in das Meer ſich ergießen. Gewöhnlich ſind ſie an den Mündungen ſo verſandet und verſchlemmt, daß bey niedrigem Waſſer auch ſelbſt kleine Fahrzeuge nicht einlaufen können.

Auf der Bank vor Batavia ſteigt und fällt das Waſſer ſechs Fuß, und zur Fluthzeit, die ſich hier alle vier und zwanzig Stunden einmal einfindet, ſteigt es noch höher.

Die Produckte Javas ſind beträchtlich und für die Kompagnie von ſehr großem Werthe; vorzüglich ſeit dreyßig Jahren, da man ſich auf den Bau der Kaffeebohnen und anderer Produckte legte.*)

Der

*) Java hat einen ſehr glücklichen, fruchtbaren Boden, und dieſe Inſel litt nie von einer Hungersnoth, wie Bengalen und mehrere andere Länder Aſiens. Was man wohl zu beſorgen hat, iſt, daß vorzüglich durch eine unzeitige Dürre, die Getreideerndte nicht ganz erwünſcht ausfällt.

In

Der Hauptartikel iſt der Pfeffer, der meiſtens in dem weſtilchen Theile der Inſel, nemlich im Königreich Bantam, gewonnen wird. Aus Bantam und Lampon zieht die Kompagnie über ſechs Millionen Pfunde, und dieſen Pfeffer hält man für den beſten des öſtlichen Indiens; der palembangſche, von dem die Kompagnie gleichfalls jährlich eine anſehnliche Menge erhält, iſt bey weitem nicht von gleichem Werth, und ſo verhält es ſich auch mit dem Pfeffer, welchen Borneo liefert. Für jedes hundert und fünf und zwanzig Pfund Pfeffer werden dem Könige von Bantam ſechs Reichsthaler oder vierzehn Gulden und acht Stüver gezahlt. Der weiße Pfeffer iſt nicht, wie häufig geglaubt wird, die Frucht einer andern vom ſchwarzen Pfeffer verſchiedenen Pflanze, ſondern man legt den ſchwarzen Pfeffer, noch ehe er völlig trocken iſt, in Kalk, beraubt ihn des äuſſerſten Baſtes und ſo wird aus ſchwarzem, weiſſer Pfeffer.

Der Reis iſt das zweyte Product. Er wird in großer Menge, beſonders in dem Reiche Java und am häufigſten auf niedrigem feuchtem Boden gebaut. Sind nach der Ausſaat, die jungen Pflanzen bis drey Hände breit aufgeſchoſſen, ſo werden ſie in Büſcheln von ſechs und mehreren Pflanzen zuſammen, reihenweiſe verpflanzt; dann verſtöpft man, gerade in der Regenzeit, die kleinen Bäche, ſo, daß ſie austreten und die Reisfelder überſtröhmen, und ſo bleibt das Waſſer ſtehen, bis die Halmen die gehörige

Stär-

In dem Falle aber hat man, bey der Menge von Baum-Feld- und Erdfrüchten nicht nur keine Hungersnoth zu befürchten, ſondern noch immer geſunde ſowohl, als angenehme Nahrungsmittel in hinreichender Fülle. Das ganze Jahr hindurch ſind Gemüſe und Früchte in großer Menge und für ein geringes Geld ſelbſt in Batavia zu haben. Verh. d. B. G. II. 186. und 187. III. 280. und Batavia III. 1, 2. L.

Stärke haben, dann erſt giebt man den Bächen wieder Abfluß und läßt das Land von der Sonne trocknen. Zur Zeit der Erndte haben die Reisfelder viele Aehnlichkeit mit unſern Weizen- und Gerſtenfeldern; ihr gleichförmiges Gelb thut dem Auge ſehr wohl.

Man ſchneidet den Reis nicht mit Sicheln, wie bey uns das Korn, ſondern mit kleinen Meſſern, einen Fuß unter der Aehre, und zwar einzeln, Halm vor Halm ab. Dann bindet man ihn in Büſchel, von welchen jeder zehnte dem Schnitter gehört. Die Reiskörner ſitzen nicht ſo in den Aehren, wie der Weizen und die Gerſte; ſondern wie der Hafer. Er wird nicht gedroſchen; ſondern, um ihn von den Hülſen zu reinigen, in großen ausgehöhlten, hölzernen Blöcken, geſtampft; und je länger man ihn ſtampft, deſto weißer wird er im Kochen.

Java bringt den Reis in ſolcher Menge hervor, daß man die Inſel deshalb den Kornboden Oſtindiens zu nennen pflegt. Dagegen wächſt, Celebes ausgenommen, auf den ſämmtlichen übrigen Inſeln, wenig oder gar kein Reis. Im Jahr 1767 bedurfte Batavia, Ceylon und Banta, nur um ſich auf ein Jahr zu verſorgen, nicht weniger, als ſiebenhundert Laſt oder ein und zwanzig Millionen Pfunde Reis. *)

Auch

*) Der Reis iſt auch hier Hauptnahrungsmittel für den Menſchen, wie für die Hausthiere. Aus den Reismühlen der Chineſer in den bataviſchen Ommelanden kommen jährlich wenigſtens ſechstauſend Laſten, und die Oſtküſte Java's iſt es, welche wegen der Menge Reis, Salz und ſo vieler andern Produckte, die ſie liefert, den Nahmen der Kornkammer verdient; ſie liefert wenigſtens zwey Drittel aller der Produckte, welche in dieſe Vorrathskammer der Kompagnie für das öſtliche Indien kommen. Batavia III. 19. u. Verhand. d. Bat. Genot. T. III. p. 280. ſq. u. 503. ſq. L.

Auch Zucker wird in großer Menge geerndtet und nach Batavia geſandt; im Jahr 1768 wurden in Jaccatra allein über dreyzehn Millionen Pfund gewonnen. Große Quantitäten von dieſem Zucker giengen nach dem weſtlichen Indien, nehmlich nach Suratte und Malabar, desgleichen nach Europa. Die mehreſten Zuckermühlen beſitzen die Chineſer. *)

Das

*) Der Zucker kann als ein Hauptproduckt ſowohl von Jaccatra als von der ganzen Inſel aufgeſtellt werden. Im Jahr 1778 wurden in Holland von den verſchiedenen Kammern zwey Millionen Pfund Jaccatra-Zucker zu vier Stüver verkauft; zwey und einen halben Stüver koſtete das Pfund im Einkauf. Und die ganze Inſel ſoll gegen acht Millionen Pfunde liefern. Die Hälfte davon, nehmlich vier Millionen, werden von der Kompagnie allein nach Japan geſchickt, und durch Particuliers mögen noch drey bis vier Millionen ausgeführt werden. Ohne den Zuckerbau hätte die ganze Kolonie den Wohlſtand nicht behaupten können, der ihr immer noch blieb, und ſo iſt es mehr als zwiefach zu bedauern, daß ſo manche Zuckermühle ſchon wegen Holzmangel eingieng, und ihrer noch mehrere werden eingehen müſſen. In den Ommelanden von Batavia, oder in dem Bezirk eine Stunde Gehens vom Strande und von da bis zum Fuß des Gebürges hin, zählte man vor etwa einem Jahrzehnd fünf und funfzig Mühlen; ihrer achtzig hatte man im Jahr 1750, und ſchon im Jahr 1710 fand man in den höhern Gegenden hundert und ein und dreyßig ſolcher Mühlen.

Auf gutem Boden liefern 10,000 Zuckerröhre, oder eine Laxa, 120 Töpfe oder 7500 Pfund Zucker; nur achtzig Töpfe erhielt man in der erſten Zeit, als man anfing dies Produckt zu bauen. Hat man den Boden zehn bis zwölf Jahr gebraucht, ſo erfordert er wieder viele Arbeit.

Geht eine Mühle ſieben Monate im Jahr, ſo hält man dies für ein gutes Jahr, und dann liefert die Mühle 235250 Pfund. In Surinam bekömmt man um

die

Das vierte wichtige Produckt dieſer Inſel iſt Kaffee. Dieſer wird aber nur in den Reichen Jaccatra und Cheribon gebauet. Der erſte Kaffeebaum kam im Jahr 1722 oder 1723 nach Java, unter der Regierung des Gouverneurs Zwaarderkroon. Dieſer Herr ermunterte die Javanen zum Bau des Kaffee, und ſchon 1768 konnte das Reich Jaccatra der Kompagnie 4,465,500 Pfund liefern. Für jeden Picol, oder 125 Pfund, werden acht Gulden und acht Stüver bezahlt. *)

Das baumwollene Garn iſt ebenfalls ein wichtiger Handelsartickel für die Kompagnie. In dem gebürgigen Theil der Inſel wird die Baumwollenſtaude im Ueberfluß gebauet, und die Javaner ſpinnen aus der Wolle das Garn. Im Jahr 1768 lieferte zwar Jaccatra nur 133 Picols oder 16225 Pf., welches 1875 Pf. weniger iſt, als es der ihm aufgelegten Schatzung gemäß liefern muß; allein an dieſem Ausfall war die auſſerordentliche Dürre dieſes Jahres Schuld, die der Baumwollenſtaude ſehr ſchädlich iſt. **)

Auch das Salz und der Indigo verdienen hier noch genannt zu werden. Das Salz wird von Rembang nach Batavia gebracht und gewährt der Kompagnie einen vortheilhaften Handel nach der Weſtküſte von Sumatra.

die Hälfte mehr, aber der aſiatiſche Zucker iſt beſſer, als der amerikaniſche. Huyſer p. 6. 7. und Verh. d. B. G. I. 238. u. f. L.

*) Im Jahr 1778 verkaufte man in Holland zwey Mill. Pfund Jaccatra-Kaffee zu eilf Stüv. das Pfund; zwey und einen halben St. koſtete es im Einkauf. Huyſer p. 6. L.

**) Im Jahr 1778 verkaufte man für 20,000 Gulden Jaccatraiſch baumwollen Garn. Huyſ. l. c. L.

matra. Den Bau des Indigo ſucht man namentlich in Jaccatra immer mehr auszubreiten. Im Jahr 1768 lieferte dies Reich nur 2875 Pfund, doch ſind die Einwohner auf weit mehr, nemlich auf 6125 Pfund geſchäzt, und faſt aller Indigo, der gewonnen wird, geht nach Europa. *)

Auch vieles und ſchweres Holz wird von der Nordküſte von Java nach Batavia geführt; es macht zwar keinen Handelszweig für die Kompagnie aus, iſt aber doch als Schiffs- und Bauholz von großem Nutzen.

Aus dem geſagten erhellet zur Genüge, von welchem großen Werthe die Inſel Java für die Holländer iſt, ſie liefert ihnen höchſt ſchätzbare Handelswaaren und verſorgt mit Nahrungsmitteln den größten Theil ihrer aſiatiſchen Beſitzungen. **)

An

*) Sowohl in der Nähe von Batavia als in den höhern Gegenden legen ſich die Chineſer ſtark auf den Indigobau. Aber die Kultur des Indigo und die ganze Behandlung iſt noch voller Mängel, und bey weitem nicht das, was ſie ſeyn könnte. Die ganze hieſige Erndte reicht nicht für die eigenen Bedürfniße der Holländer zu und auch die holländiſchen Beſitzungen in Amerika erſetzen das Fehlende lange noch nicht. Aller Indigo, den die Kompagnie von 1775 bis 1785 in Java erhielt und in das Mutterland ſandte, betrug nur 131,411 Pfund. Dies iſt aber in Vergleichung mit der aus Sankt Domingo kommenden, nur eine geringe Quantität und für die Menge holländiſcher Fabriken, welche dieſes Produckt bedürfen, viel zu wenig. Nach Huyſer verkaufte die Kompagnie im Jahr 1778 nur für tauſend Gulden Indigo. Huyſer l. c. und Verh. d. B. G. T III. p. 465. ſq. L.

**) Den Werth, den Java für die Holländer hat, erhielt es gutentheils durch den Ackerbau, deſſen Emporhebung ſchon früh einer der Hauptzwecke der Regierung war. Würklich iſt der Ackerbau ſchon weit auf dieſer Inſel gediehen, wenn gleich er noch nicht alles das iſt,

was

An Fruchtbäumen fehlt es der Inſel auch nicht. Sie beſitzt den Kokos- und den Suribaum, (Boracius flabellifer) der den Palmwein giebt; den Orange- und Apfelſinenbaum, von denen man zwey Sorten, große und kleine hat, den Tamarinden- und den Pompelmusbaum, (Tamarindus indica, und Citrus decumanus) deſſen Früchte ſo wohlſchmeckend, erfriſchend und heilſam ſind. Sie beſitzt den Duriuns (durio zibethinus) und den Mangabaum, (mangifera indica) die Manga-Tanges und mehrere andere ſchätzbare Bäume und Früchte. Die Frucht des Duriuns iſt in einer harten Schaale eingeſchloſſen, von der Größe eines Mannskopfs, und wohl noch größer; ihr Geruch iſt widrig, aber dieſes Geruchs ungeachtet, zieht man ſie allen Früchten vor, ſobald man ſie nur einmal gekoſtet hat; ſie iſt dabey äußerſt ſtärkend und nahrhaft, und eben deswegen wird ſie von den Chineſern ſehr geſchätzt; die Früchte des Suurſakbaums ſind von ähnlicher Art, aber ſie haben den widrigen Geruch nicht. Die Früchte des Mangabaums genießt man friſch und macht ſie auch ein; eingelegt werden ſie überall hin verſandt. Die Manga-Tanges hält man für die wohlſchmeckendſte Frucht in ganz Indien; ſie hat die Größe eines Apfels, gleicht einem Granatapfel, iſt aber viel röther und dicker, und von dem angenehmſten, erfriſchendſten Saft. Der Baum, der ſie trägt, hat die Größe eines Pflaumenbaums. Mich verſicherten mehrere, daß ſie durch häufigen Genuß dieſer Frucht vom langwie-

was er bey der Fruchtbarkeit des Bodens ſeyn könnte. Ein Theil der Landbauer arbeitet für die Gewinnung von Handelsprodukten und ein anderer für die häusliche Konſumtion. Jenes thun vornemlich die Chineſer, dieſes die Javaner, Verhand. d. B. G. I. 184. u. f. u. 238. und II. 422. und Batavia III. 22. L.

Digitized by Google

rigen Durchlauf geheilt worden wären; gewöhnlich aber glaubt man gerade das Gegentheil. Die Schaale hat eine ſtark zuſammenziehende Kraft, und würde als ſchöner, dunkelrother Färbeſtof gebraucht werden können. Auch der Citronenbaum, die Katappes (Terminalia Catappa) und die Ananas verdienen hier noch einer Erwähnung. Die Katappes, die weit wohlſchmeckender, als die wälſchen Nüſſe ſind, wachſen auf hohen Bäumen, und Ananas giebt es in ſolcher Menge, daß man ſie zu Batavia wenig achtet; ſie gelten gewöhnlich das Stück einen Stüver und oft noch weniger.

Die Eingebohrnen des Landes werden gewöhnlich Javaner genannt; dieſer Nahme iſt allen gemeinſchaftlich, in welchem Reiche der Inſel ſie auch leben; nur die Bewohner von Madura führen den Nahmen ihres Eilandes.

Die Javaner ſind von gewöhnlicher Größe, meiſtens wohlgebildet und von brauner Farbe. Sie haben eine breite Stirn, eine oben etwas platte, vorn aber ein wenig gekrümmte Naſe und ſchwarzes Haar, das vom Kokosöl glänzt, womit ſie es reichlich verſorgen. Faulheit, Troß und Feigheit ſind die allgemeinen Hauptzüge ihres Charakters. Trotzig ſind ſie gegen Geringere und kriechend gegen Höhere, ſo wie gegen alle, von welchen ſie etwas zu erwarten haben. Ihr vornehmſtes Gewehr beſteht in einem Kriß (oder Dolch), den ſie immer bey ſich führen, und der von der Größe eines kleinen Waidmeſſers, (Hirſchfängers) iſt. Der Griff iſt nach dem Vermögen des Beſitzers mehr oder minder koſtbar. Die Klinge iſt von hartem Stahl, nicht wie unſere Degenklingen gerade, ſondern von geſchlängelter Form, und macht alſo große weite Wunden, oft iſt ſie vergiftet, und dann iſt die Wunde allemahl tödtlich.

Die

Die Kleidung des großen Haufens beſteht bey den Männern blos in einem Stück Kattun, das um die Mitte des Leibes geſchlagen, zwiſchen den Beinen durchgezogen und hinten feſtgemacht wird; dazu tragen ſie eine kleine Mütze auf dem Kopfe, alle übrige Theile des Körpers aber bleiben unbedeckt. Die Reichern hingegen tragen nach morgenländiſcher Art, einen weiten Rock von geblumten Kattun oder anderm Zeuge, und auch wohl ſtatt der Mütze einen Turban. Den Kopf ausgenommen, laſſen ſie nirgends am ganzen Leibe Haare wachſen, ſondern reiſſen ſie ſamt der Wurzel aus.

Die Kleidung des ſchönen Geſchlechts iſt nicht viel beſſer. Sie beſteht blos in einem baumwollenen Gewande, das man Saron nennt. Man ſchlägt es um den Leib, es bedeckt eben den Buſen, unter dem es befeſtigt wird, und hängt über das Knie, zuweilen reicht es auch bis auf die Knöchel herab; die Schultern und ein Theil des Rückens bleiben entblößt. Das Haupthaar, das man ſehr lang wachſen läßt, wird am Hinterkopfe wie eine Scheibe aufgewunden, und nach eines jeden Vermögen mit Nadeln von Holz, Caret *), Gold oder Silber befeſtigt. Einen ſolchen Wulſt nennet man einen Condé; auch die Damen zu Batavia tragen ihn, und oft wird er auch mit allerley Blumen geziert.

Die Kinder, Knaben ſowohl als Mädgen, gehen ganz nackt, bis ſie acht oder neun Jahr alt geworden ſind; im zwölften oder dreyzehnten Jahr werden ſie mannbar.

Iſt ein Javaner vermögend genug, ſich der Weiber mehrere zu nehmen, ſo begnügt er ſich nicht an einer und hält ſich noch Beyſchläferinnen dazu, ſelten aber iſt es, daß ein gemeiner Mann mehr als eine Frau hat.

*) Eine Art Schildkröten.

Die hieſigen Schönen, deren Geſichtsbildung weit vortheilhafter als die der Männer iſt, ſind im allgemeinen höchſt verliebte Geſchöpfe. Die Weiſſen werden von ihnen vorzüglich geſchätzt; aber ſie verſtehen es auch, den treuloſen Europäer, dem ſie ihre Arme öfneten, in einen Zuſtand zu verſetzen, in dem er unfähig iſt, eine abermahlige Untreue zu begehen. Dieſe Kunſt mag dem Leſer auffallen, aber höchſt glaubwürdige Männer in Batavia wußten mir eine Menge Beyſpiele von der glücklichſten Ausübung derſelben zu berichten.

Die Wohnungen der Javaner haben mehr Aehnlichkeit mit Hütten als mit Häuſern; ſie ſind nemlich von geſpaltenem Bambusrohr geflochten, dann mit Lehm beworfen und mit Attap oder Kokosblättern gedeckt. Der Eingang iſt niedrig, Thür und Fenſter fehlen, und gewöhnlich beſteht das Haus nur aus einem einzigen Zimmer, in welchem Mann, Frau und Kinder, und nicht ſelten auch eine Menge Hühner *) ihr Weſen treiben. Wer ein Haus errichten will, ſucht ſich dazu einen ſchattenreichen Ort, oder er pflanzt Bäume umher. Nur in den Häuſern der Vermögenden findet man etwas mehr Bequemlichkeit, doch haben auch dieſe, im Ganzen genommen, immer nur ein ärmliches Anſehen.

Ihre vornehmſte Nahrung beſteht aus gekochtem Reis, und aus Fiſchen; ihr Trunk iſt klares Waſſer, doch verſchmähen ſie einen Schluck Arack ganz und gar nicht. Faſt immer käuen ſie Betel oder Pinang, und auch wohl eine Art Tabak, der hier wächſt und deshalb javaniſcher Tabak heißt; ſie rauchen dieſen auch aus Pfeiſfen von Rohr, und vermiſchen ihn mit Opium. Letzteres geſchieht zur Erweckung der Lebensgeiſter; allein bey anhal-

*) Auf die Hühnerzucht legen ſie ſich ſtark.

haltendem Genuß bringt es eine ganz entgegengeſetzte Würkung hervor, und erſchlafft und betäubt vielmehr, als daß es beleben ſollte. Ich ſah dergleichen Opiumſchlucker, die wie Statüen, mit aufgeſperrten Augen ſprachlos da ſaßen.

Stühle und Tiſche gebraucht man hier nicht; man ſitzt mit kreuzweis untergeſchlagenen Beinen auf dem bloßen Boden, oder auf ausgebreiteten Decken. Löffel, Gabel und Meſſer bedarf man eben ſo wenig; Hände und Finger vertreten die Stelle derſelben.

Die Javaner haben ein muſikaliſches Inſtrument, das ſie Gomgom nennen; es beſteht aus hohlen, eiſernen Becken von verſchiedener Größe und verſchiedenen Tönen, die mit einem kleinen eiſernen, oder hölzernen Stabe geſchlagen werden, und gar nicht unangenehm klingen.

Beyde Geſchlechter baden ſich ungemein gern in Flüſſen, beſonders in den Morgenſtunden; auch finden Alte und Junge großes Vergnügen an Hahnengefechten. Auch der ärmſte würde eher alles verkaufen, als einen von den großen Streithähnen, die ſie einzig zu den Kämpfen halten, und von welchen ſie noch dazu eine Abgabe an die Kompagnie entrichten müßen. Jährlich wird dieſe Abgabe, die man zu den Domänen von Jaccatra zählt, und auch nur in dieſem Reiche hebt, zu Batavia verpachtet. Im Jahr 1770 betrug der Pacht monatlich vierhundert und zwanzig Gulden.

Auf das Ballſpiel verſtehen ſie ſich meiſterlich. Sie ſchlagen den Ball behende und fertig mit dem Fuß, dem Knie und dem Ellenbogen, wohin ſie ihn haben wollen, und ſo ſchlagen ſie ihn, einer dem andern lange zu, ohne ihn auf die Erde fallen zu laßen. Gewöhnlich iſt der Ball von der Größe eines Mannskopfs, hohl und von Rohr geflochten.

Grüſſet ein Javaner den andern, ſo bringt er die Hand an den Kopf.

Die muhamedaniſche Religion herrſcht auf der Inſel überall; doch behauptet man, daß tief landeinwärts, über das Gebürge hinaus auf der Südſeite, noch Abkömmlinge der alten Götzendiener vorhanden ſeyn ſollen. In allen Gegenden haben die Anhänger des Propheten Moſcheen erbauet. Die Moſchee bey Cheribon iſt ſehr berühmt, ich habe ſie aber nicht geſehen. Auch auf die Begräbnißplätze ihrer Heiligen halten ſie viel, und würden keine auf oder bey dieſen Plätzen begangene Unſittlichkeit ungeahndet laſſen. Sowohl Weiber als Männer beſchäftigen ſich mit der Ausübung der Arzneykunſt. Sie kennen die Würkungen mehrerer einheimiſcher Pflanzen und verrichten mit denſelben Kuren, über die man erſtaunen muß. Auch ſchätzen viele von den in Batavia wohnenden Europäern, die einheimiſchen Aerzte höher, als die ſtudierten Herren, die aus Holland herüberkommen. Von dem innern Bau des Körpers wiſſen jene aber gar nichts, und bey jeder Krankheit beſteht eins ihrer Mittel darin, daß ſie alle Theile des Körpers anhaltend reiben. Dies geſchieht mit zwey Fingern der rechten Hand, welche durch die linke niedergedrückt wird. Man reibt von oben nach unten hin, und ehe dies geſchieht, wird der kranke Theil mit fein geriebenem Holz und Waſſer, oder mit Oel beſtrichen.

Zu Bearbeitung des Ackers gebraucht man ſtatt der Pferde, Büffel. Pferde hat man genug, aber ſie ſind ſehr klein. Die Büffel ſind ſehr große Thiere, noch größer und ſchwerer, als unſere größten Ochſen. Sie haben große Ohren und Hörner, die gerade voraus ſtehen und einwärts ſich krümmen. Statt eines Zaums regiert man dieſe ſchwerfälligen Thiere vermittelſt eines Strickes, der durch ein Loch geht, welches in die Scheidewand

wand der Naſenhöhlen gemacht iſt. Gewöhnlich ſind die Büffel von aſchgrauer Farbe und haben beſonders kleine Augen; ſie ſind ſo ſehr daran gewöhnt, dreymal des Tages in's Waſſer geführt zu werden, um ſich abzukühlen, daß man nicht im Stande iſt, ſie an die Arbeit zu bringen, wenn ſie nicht gehörig gebadet worden ſind. Die Büffelkuh giebt Milch, aber die Europäer ſchätzen ſie wenig, weil ſie erhitzet.

Dritter Abſchnitt.

Batavia.

Batavia, die Königin der Städte des öſtlichen Indiens, ſowohl in Hinſicht auf ihre Schönheit, als in Hinſicht auf ihren großen Handel, liegt dicht am Geſtade des Meers, an einer fruchtbaren Ebene im Königreiche Jaccatra und an einem Fluſſe gleiches Namens, der ſie durchſtröhmt und in zwey Theile ſcheidet. Vor ſich im Norden, hat ſie das Meer, hinter ſich im Süden eine Landſtrecke, die ſehr allmählich und kaum bemerkbar zu dem hohen Gebürge ſich erhebt, das funfzehn bis ſechszehn Meilen weit von dem nördlichen Geſtade liegt, und deſſen höchſter Berg unter dem Nahmen des blauen Berges bekannt iſt.

Die Form der Stadt iſt ein längliches Viereck; die nördliche, ſo wie die öſtliche Seite deſſelben, ſind die kürzeſten.

Der Jaccatrafluß durchſtröhmt die Stadt vom Süden nach Norden. Drey Brücken ſind über denſelben gebauet, eine im obern, eine zweyte im untern Thei-

le der Stadt und die dritte ohngefehr in der Mitte, nicht weit vom Kaſtel. Dicht bey dieſer letztern liegt eine große viereckigte Redoute mit einigen Stücken Geſchütz verſehen, welche den Fluß der Länge nach beſtreichen können.

Die Breite des Fluſſes innerhalb der Stadt mag zehen oder zwölf Ruthen betragen. Dem Kaſtel und dem Equipagenwerft außer der Stadt vorbey ſtröhmt der Jaccatra dem Meere zu. Auf beyden Seiten laufen Dämme von Pfahl- und Mauerwerk hin, die, von dem Stadtgraben an gerechnet, ohngefehr zweyhundert und dreyßig Ruthen lang ſeyn können. Der öſtliche Damm wurde vor einigen Jahren größtentheils verneuert und die Koſten dieſes Baues beliefen ſich an Holz- und Pfahlwerk auf 36,218, und an Mauerwerk auf 36,320 Reichsthaler. *) In der That eine große Summe, wenn man erwägt, daß das Holzwerk der Kompagnie wenig koſtet, weil die Inſel Holz im Ueberfluß beſitzt. **)

Zwiſchen dieſen Dämmen werden auf der Weſtſeite die Schiffe der Freyleute oder der Privatkaufleute aufgelegt und ausgebeßert, dahingegen längſt der Oſtſeite für die ein- und ausgehenden Fahrzeuge, welche die Ladungen der Schiffe von und nach der Stadt bringen, ſtets freye Paſſage bleibt.

Am äußerſten Ende des öſtlichen Damms iſt ein Haus vorhanden, in welchem die Pferde ſtehen, die die kleinen Fahrzeuge und Chaluppen in den Fluß und aus dem Fluße ziehen.

Jenem Hauſe gegenüber liegt ein Hornwerk, gewöhnlich das Waſſerkaſtel genannt. Es ward unter der Regie-

*) Den Reichsthaler zu 48 Stüver gerechnet.

**) Dies iſt, wie aus dem weiter vorhergehenden erhellet, unrichtig; an Bremholz fehlt es einigen Gegenden recht ſehr. L.

Regierung des Gouverneurs von Imhof erbauet und koſtete ungeheuer große Summen, weil das Waſſer ſo auſſerordentlich tief war, daß man erſt eine Anzahl Schiffe und Fahrzeuge verſenken mußte, ehe man einen dauerhaften Grund legen konnte. Ueber dem Waſſer iſt dies Werk von einer Art Korallenfelſen gebaut; es hat nur einen Zugang, einige Barakken für die Beſatzung und iſt mit ſchweren Kanonen verſehen. Leider iſt es aber jetzt ſehr baufällig, die Mauern ſind ſchon auf verſchiedenen Seiten geſunken.

Seiner Lage nach ſoll es die Rhede beſchützen und nöthigenfalls die Einfahrt in den Fluß verhindern, allein in beyden Hinſichten, iſt es jezt von keinem Nutzen mehr. Der Ankerplatz der Schiffe iſt nemlich dadurch, daß die vor dem Fluſſe liegende Bank ſich vergrößert hat, bereits ſo weit von dem Kaſtel entfernt, daß, ließen die Schiffe ſich auch erreichen, ihnen doch in ſo großer Entfernung nur wenig geſchadet werden könnte; und was die Verhinderung der Einfahrt in den Fluß betrifft, ſo hat ſchon jene immer größer werdende Bank tief gehenden oder großen Fahrzeugen auch ohne Zuthun des Kaſtels, den Zugang von ſelbſt verſperret; überdem würde auch ein Feind; der eine Landung beabſichtigte, nie dieſen Weg, ſondern gewiß lieber den feſten Seeſtrand wählen, den man über Ansjol hinaus findet.

Die erwähnte Bank liegt queer vor dem Fluſſe und zieht ſich weit nach Weſten und nur ein wenig nach Oſten hin; die Champongs, Tanjepours und andere ſchwer beladene Fahrzeuge müſſen deshalb einen Umweg nehmen, um längſt dem öſtlichen Damme einlaufen zu können. Täglich wird die Bank nach der Seite der Rhede größer, wodurch der Ankerplatz der Schiffe ſich immer weiter von der Stadt entfernt. Im Weſten hat dieſe Bank einige trockene Stellen.

Gera-

Gerade vor der Mündung des Fluſſes, von der die Bank etwa fünf und dreyßig oder vierzig Ruthen entfernt iſt, hat man bey niedrigem Waſſer nur anderthalb Fuß Tiefe, alſo nicht einmal ſo viel als gewöhnliche Schiffsboote erfordern. Und wehet der Wind ſcharf aus der See, ſo iſt das Waſſer auf der Bank äußerſt unruhig; ſelten iſt es, daß man das Ende einer böſen Mouſſon erlebt, ohne von Fahrzeugen zu hören, die auf der Bank verunglückten.

Dieſe Bank iſt urſprünglich durch ein ſtarkes Erdbeben entſtanden, von welchem Java zu Ende des vorigen Jahrhunderts erſchüttert ward; merklich vergrößert aber hat ſie ſich erſt ſeit dem Jahr 1730, und wenn es ſo fortgeht, ſo iſt zu befürchten, daß der Fluß dereinſt ganz und gar unbrauchbar werden dürfte.

Das Kaſtel von Batavia macht den nördlichſten Theil der Stadt aus. Es iſt ein Viereck mit vier ganzen Bollwerken, welche überall, nur auf der Südſeite nicht, durch hohe Courtinen verbunden ſind. Die Mauern, wie die Bollwerke, ſind von Korallenfelſen und etwa zwanzig Fuß hoch. Rings umher geht ein Graben, über welchen, auf der Südſeite, eine Zugbrücke führt. Innerhalb des Kaſtels befinden ſich die Packhäuſer, ein großer freyer Platz, das Gouvernementshaus, und ein ſchönes, unter Imhofs Regierung erbautes Thor mit einem achteckigten Thurm, in welchem ein ſchlagendes Uhrwerk, das einzige in ganz Batavia, befindlich iſt. Die Packhäuſer, ſo wie alle zum Aufbewahren beſtimmte Oerter ſind zum Ausladen ſehr bequem angelegt, indem die Hinterſeiten alle nach dem Fluſſe hingehen. Der große freye Platz, zu dem man von der Stadt durch das erwähnte Thor gelangt, iſt mit ſtarken Tamarindenbäumen bepflanzt, die einen ſehr angenehmen Schatten gewähren; im Weſten dieſes Platzes ſteht das Artillerie-

haus,

haus, und auf dem Plaße ſelbſt eine große Anzahl, ſo-wohl eiſerner als metallener Kanonen von verſchiedenem Caliber, nebſt einer Menge Kugeln. Das Gouvernement, ein Gebäude, das viele und bequeme Zimmer enthält, wird gegenwärtig nicht bewohnt, aber in einem großen Saale dieſes Hauſes verſammelt ſich der Rath von Indien wöchentlich zweymal. Dieſer Saal iſt mit den Gemählden aller Gouverneure geziert, die hier ſeit Errichtung der Kompagnie regiert haben.

Die Stadt ſelbſt iſt umgeben von ſehr breiten Graben, von einer Mauer von Korallenfelſen und überdem noch von zwey und zwanzig, ſämtlich mit Geſchüß verſehenen Bollwerken; jene Graben erhalten ihr Waſſer von dem Fluſſe und haben ſelten Mangel daran. *) Die Stadt hat fünf Thore, eins auf der Oſtſeite, zwey auf der Südſeite, eins auf der Weſtſeite und eins im Norden, weſtwärts vom Fluſſe.

Dicht bey dem lezten, dem Kaſtel gegenüber, liegt das Equipagenwerft, und von dieſem gelangt man zu den Packhäuſern, in welchen ſich die Schiffsbedürfniße befinden, desgleichen zu den Arbeitsplätzen der Zimmerleute, der Böttcher, Seiler, Schmiede und der übrigen, zum Schiffsbau erforderlichen Handwerker; eben hier ſtehen auch die Häuſer der Kommandeurs und Equipagenmeiſter, die ehemals verpflichtet waren, hier zu wohnen, seit einigen Jahren aber die Erlaubniß haben, ſich in andern, angenehmern Gegenden der Stadt aufzuhalten.

In dem ſüdöſtlichen Theile der Stadt iſt das **Ambachtsquartier**, in welchem alle zum Bauen erforderlichen

*) Dies iſt nun leider der Fall nicht mehr, und daher wurde **Batavia** zu einem alles verſchlingenden Grabe; indeß mag immer auch veränderte Lebensart die Sterblichkeit vergrößert haben. **L.**

lichen Handwerker und Arbeiter der Kompagnie wohnen. Zimmerleute, Schmiede, Bleygieſer, Kupferſchmiede, Maurer und mehrere andere, arbeiten hier täglich, jeder unter der Aufſicht ſeines Meiſters, und jeder dieſer Meiſter ſteht wieder unter dem Hoofd, der Fabriek heißt und gewöhnlich Kaufmannsrang hat.

Außer einer großen Anzahl Europäer, die hier arbeiten, findet man auch noch gegen tauſend Sklaven, die zu dem Quartier gehören. Dieſe Einrichtung verurſacht der Kompagnie unglaublich große Koſten, und den größten Nutzen davon ziehen einzelne Regierungsglieder.

Drey reformirte Kirchen, in welchen in holländiſcher, portugieſiſcher und malayſcher Sprache der Gottesdienſt gehalten wird, ſtehen in der Stadt und noch eine außerhalb der Stadt, welche man die äußere portugieſiſche Kirche nennt. Herr von Imhof ließ noch eine lutheriſche Kirche, nicht weit vom Kaſtel, erbauen.

Die Häuſer zu Batavia ſind durchaus ſehr leicht von gebrannten Steinen aufgeführt; an der Außenſeite faſt durchgehends mit Kalk beworfen und mit Schiebefenſtern nach engliſcher Art verſehen; einige wenige haben ſtatt Glasfenſter nur geflochtene Rahmen. Die innere Einrichtung iſt in dem einen Hauſe, wie in dem andern und wahrlich einfach genug.

Die bedeutendſten Meubeln beſtehen aus einigen Lehnſtühlen, zwey bis drey Kanapees und vielen Spiegeln; dieſe letztern lieben die Europäer in Aſien ſehr. Die Zimmer in dem obern Stockwerk haben weniger Meubeln; überhaupt aber macht man ſich hier nicht ſo viel, wie in Holland aus Putzzimmern, ſondern alles dient hier zum täglichen Gebrauch. Aber nur wenige Häuſer giebt es, hinter welchen ſich Gärten befinden.

Dies

Dies alles gilt nur von den Häuſern der Europäer, dieſe machen aber auch den größten Theil aus. Die wenigen Chineſer, die gegenwärtig in der Stadt wohnen, haben nur ſchlechte Häuſer, die inwendig ſehr unregelmäßig ſind; die mehreſten wohnen in der ſüdlichen und weſtlichen Vorſtadt, die man das chineſiſche Campon nennt. Vor dem Aufſtande im Jahr 1740 hatten ſie ihr Quartier in dem beſten Theile der Stadt, weſtwärts von dem großen Fluſſe; als aber alle ihre Häuſer bis auf den Grund abgebrannt wurden, machte man den Platz, wo ſie geſtanden hatten, zu einen Markte, auf dem jetzt täglich allerley Lebensmittel verkauft werden.

Die Häuſer werden hier nicht auf Jahre, ſondern nur auf Monate vermiethet, und die monatliche Miethe ſteigt von fünf bis vierzig Reichsthaler; ein gutes Haus, das eine angenehme Lage hat, kann man für zwanzig bis fünf und zwanzig Reichsthaler monatlich haben. Die Hälfte einer monatlichen Miethe muß von jedem Hauſe jährlich als Abgabe entrichtet werden, und dies Geld wird zur Reinigung der Graben, und zur Unterhaltung des Rathhauſes, ſowie anderer, der Stadt gehörigen öffentlichen Gebäude verwendet. Doch muß der Stadtmagiſtrat die Erlaubniß zu Hebung dieſer Abgaben jedesmal bey der hohen Regierung nachſuchen, die dann ſelten verweigert wird.

Seit einigen Jahren hat man in Batavia auch eine Bank errichtet und ſie mit der Leihkaſſe vereinigt. Die Direktion und die Geſchäfte derſelben beſorgen ein Chef, der gewöhnlich ein Rath von Indien und Direkteur der Bank iſt, zwey Kommiſſäre, ein Kaſſirer und ein Buchhalter. Die bey der Bank deponirten Gelder werden mit fünf Procent verintereſſirt, und die Obligationen ſind vom Direkteur und den Kommiſſaren unter-

terſchrieben. Das Kapital der Bank wird zwiſchen zwey und drey Millionen Reichsthaler angegeben.

Die Vorſtädte von Batavia ſind ſehr groß und ſchön, und werden von einer Menge Menſchen, ſowohl Europäern als Aſiaten bewohnt. Beſonders volkreich iſt das Chineſiſche Quartier; es gleicht ganz einer Stadt, aber die Häuſer ſind nur gering und ſchlecht. Man findet in demſelben Laden an Laden, voll von allerley Arten von Gütern, welche die Chineſer theils ſelbſt verfertigen, theils aus China erhalten, oder von den aus Europa kommenden aufkaufen. Die Zahl der in und außer der Stadt wohnenden Chineſer läßt ſich nicht mit Sicherheit angeben; ſie muß aber ſehr groß ſeyn, da die Kompagnie von ihnen ein Kopfgeld hebt, das jährlich über vierzigtauſend Reichsthaler beträgt. *)

Je-

*) Nach den neueſten Beobachtungen ſoll Batavia unter dem 6ten Grad, 10 Minuten und 33 Secunden ſüdlicher Breite und unter dem 122ſten Grade, 47 Minuten und 33 Secunden öſtlicher Länge, von Teneriffa an gerechnet, gelegen ſeyn.

Valentyn gab die Zahl der Häuſer im Jahr 1723 folgendermaßen an: a) in der Stadt 678 große holländiſche Häuſer, 564 kleinere holländiſche Häuſer, 997 chineſiſche Petakken und 203 holländiſche Häuſer von Chineſern bewohnt, alſo zuſammen 2442, und b) auſſer der Stadt 12 Arakbrauereyen, 216 große holländiſche Häuſer, 850 kleinere und 1240 chineſiſche, zuſammen 2318. Nach Herrn Huyſer hat Batavia nur 3500 Häuſer und nach den Verhand. d. B. G. zählte man im Jahr 1779 in der Stadt 678 große und 1315 kleinere Häuſer, in den Vorſtädten aber fanden ſich 5220 Häuſer.

Man hat Sterbeliſten von Batavia, und die Wykmeeſteren haben jährlich ein Verzeichniß der Einwohner der Stadt und der Vorſtädte einzuliefern, aber eine befriedigende Angabe der Volksmenge von Batavia fehlt, doch

Jeder Chineſe, der Gewerbe treibt, muß monatlich einen halben Dukaton Kopfgeld erlegen; Frauen, Kinder, und alle, die keinen Handel treiben, ſind von dieſer Abgabe ausgenommen. Alle Chineſer ſtehen unter einem Chef von ihrer eigenen Nation, der Capitein Chinees genannt wird, in der Stadt wohnt und ſechs Lieutenants, die in verſchiedene Viertel vertheilt ſind, unter ſich hat. Am erſten oder zweyten Tage jedes Monats wird vor der Thür dieſes Chefs eine Fahne aufgepflanzt, und dann müſſen alle Chineſer zu ihm kommen und ihr Kopfgeld erlegen.

Gleich unſern Juden ſind ſie auf den Handel erpicht; es ſey im großen oder im kleinen, und eben die Gewinnſucht, die den Juden treibt, treibt auch den Chineſer; dreymahl rennet er die Stadt durch, wenn er auch nur einen einzigen Stüver dabey zu gewinnen die Ausſicht hat; und wer mit ihnen handelt, muß die größte Vorſichtigkeit anwenden, wenn er nicht betrogen werden will. Noch ſtärker vielleicht, als ihre Gewinnſucht iſt ihr Hang zur Wolluſt; man beſchuldigt ſie, daß ſie ſich in dieſer Rückſicht ſogar an ihren Hausthieren, namentlich an den Schweinen, vergreifen ſollen.

Sie ſind nicht groß von Statur, ſondern mehr klein und unterſetzt, und der Farbe nach nicht ſo braun, als die Javanen. Den Kopf ſcheeren ſie ſich, nur mitten auf

doch noch. Wären die Sterbeliſten auch ganz befriedigend, welcher Multiplikator könnte dann hier genommen werden? Die Wohnungen der Chineſer ſind gedrängt voll, und zehen Seelen auf jedes Haus ſcheint nicht übertrieben. 129000 ſollte die Zahl der Einwohner Batavias im Jahr 1779 ſeyn, und darunter ſollten ſich 22000 Chineſer befinden. Valentyn V. 234. Huyſer 5 u. 16. Verh. d. B. G. I. 42. 61. III. 425. u. Batavia I. 134. u. 135. E.

auf dem Scheitel laſſen ſie einen Schopf Haare ſtehen, das zuſammen gebunden und in einen Zopf geflochten den Rücken hinabhängt. Ihre Kleidung beſteht in einem langen Rocke, von Nanking oder dünnem Seidenzeug, und mit weiten Ermeln verſehen; unter dieſem tragen ſie noch einen andern, langen, ſelbſt die Füſſe bedeckenden Rock.

Jedes Haus hat einen eigenen Ort für das Gemählde eines ihrer Joosjes oder Abgötter; vor demſelben brennen Tag und Nacht hindurch Lampen und Weihrauch, der zu kleinen dünnen Kerzen verarbeitet iſt. Ein ſolcher Hausgötze iſt allgemein als ein alter Mann dargeſtellt, mit einer viereckigten Mütze auf dem Haupte, und ihm zur Seite erblickt man ſeine Ehehälfte.

Eine Stunde von Batavia, in der Nähe des Forts Ansjol haben die Chineſer einen Tempel, in einem kleinen Hain von Erlenbäumen, am Ufer eines ſanft dahin flieſſenden kleinen Fluſſes. Der Tempel iſt ohngefähr zwanzig Fuß lang und zwölf bis dreyzehn breit. Man kömmt erſt durch eine Hecke auf eine kleine Ebene, dann in eine Gallerie und hinter dieſer ſteht das Heiligthum, in deſſen Mitte ſich ein großer Altar erhebt, auf dem Tag und Nacht eine Menge rother Wachslichter brennen. Hier ſieht man einen ſtark vergoldeten Löwen, und hinter dem Altar ſteht in einer Niſche die zwey Fuß hohe Figur eines alten Mannes mit ſeiner Frau, beyde mit Kronen auf den Häuptern; dieſer Götze iſt ein höheres Weſen, böſer Art, daher ſie ihn unabläßig bitten daß er ihnen kein Leid zufüge. Die, welche vor ſeinem Altar ihre Andacht verrichten, werfen ſich auf die Erde nieder, und ſtoßen, zum Zeichen ihrer Ehrerbietung, den Kopf mehrmahlen gegen die Erde. Wenn ſie etwas wichtiges unternehmen wollen, pflegen ſie ihn auch wohl um Rath zu fragen, und dies geſchieht vermittelſt zweyer

länglichten kleinen Hölzer, die auf der einen Seite platt und auf der andern rund ſind. Sie halten die Hölzer mit der platten Seite gegen einander, laſſen ſie dann auf die Erde fallen, und ihr Gebeth iſt erhört oder nicht erhört, mit andern Worten, das Unternehmen wird gelingen oder mißlingen, je nachdem die runde Seite unten oder oben zu liegen kommt. Verkündigt der Wurf einen glücklichen Erfolg, ſo wird dem Joosje ein Wachslicht geopfert und dieſes wird von dem Prieſter oder Bonzen, der zu dieſem Tempel gehört, ſogleich gegen baares Geld verkauft.

Ich ſah in dieſem Tempel einen Chineſer, der dieſe Hölzer wohl zwanzigmahl fallen ließ, ehe ſie ihm guten Erfolg verkündigten; mißvergnügt ſchüttelte er jedesmahl mit dem Kopfe, warf ſich von neuem auf die Erde nieder, und ſtieß mit dem Kopfe gegen den Boden, bis endlich erfolgte, was er wünſchte; froh zündete er nun auf Joosjes Altar ein dickes Wachslicht an.

Auſſer dieſem Tempel haben die Chineſer noch verſchiedene andere; die Regierung duldet ſie, ſie duldet es auch, daß der Götzendienſt in denſelben verrichtet wird, aber hartnäckig hat ſie ſich der Ausübung des katholiſchen Gottesdienſtes widerſetzt.

Auf ihre Gräber verwenden die Chineſer viel. Dieſe Gräber ſind theils unter, theils über der Erde gebaut, oben ſind ſie gewölbt; der Eingang, einer Thür ähnlich, iſt mit einem großen Steine geſchloſſen, auf welchem Innſchriften in chineſiſcher Sprache eingegraben ſind. Man findet dieſe Gräber in Menge eine halbe Stunde weit von Batavia, am Wege nach Jaccatra hin.

Von Zeit zu Zeit beſuchet der Chineſer die Gräber ſeiner Vorfahren und Freunde. Bey einem ſolchen Beſuch wird das Grab mit mancherley wohlriechenden Blu-

men beſtreut, und beym Abſchiede vor dem Eingange einige kleine Stücke Seidenzeug oder Kattun, als ein Opfer zurückgelaſſen; zuweilen ſetzen ſie auch gekochten Reis und andere Lebensmittel beym Grabe nieder, und dieſe werden denn des Nachts ſehr bald weggeholt.

Die Ommelanden von Batavia ſind ſehr angenehm, und meiſt überall von kleinen Flüſſen und Bächen durchſchnitten; vermittelſt welcher, zu ſeiner Zeit, die Reisfelder unter Waſſer geſetzt werden.

Fünf Wege gehen von der Stadt landeinwärts, und dieſe alle ſind mit hohen und ſchattenreichen Bäumen bepflanzt. Einer derſelben, der im Oſten der Stadt nach Ansjol und dann weiter nach der See führt, hat auf beyden Seiten Gärten, die aber faſt alle ſehr in Verfall gerathen waren. Nicht weit vom Strande, da wo der Weg ſich endigt, liegt eine Auſterbank und bey derſelben ſteht ein Haus, das von den Europäern der Auſtern wegen fleißig beſucht wird.

Der zweyte Weg, den man Mangodoa nennt, geht etwas ſüdlicher und tiefer in das Land. Der dritte Weg führt nach dem kleinen Fort Jaccatra, nach welchem er auch benannt wird. Dies iſt der angenehmſte von allen, denn zu beyden Seiten deſſelben liegen herrliche Gärten, welche, nebſt dem dahinter vorbeyfließenden Jaccatra-Strohm, die herrlichſte Ausſicht gewähren. Der vierte Weg heißt der Molenvlietſche, er geht nach Tanabang, wo alle Sonnabend ein groſſer Markt von Lebensmitteln aller Art gehalten wird, die aus den höheren Gegenden des Landes gebracht werden. Der fünfte Weg geht durch das chineſiſche Campon nach dem Fort Ankee.

Keine dieſer Landſtraßen iſt gepflaſtert; ſelbſt Batavia hat keine gepflaſterten Gaſſen; aber der Boden beſteht aus einem harten Thon, und wird ſehr gleich und

eben

eben gehalten. In der Stadt findet man nur an den Häuſern hin, für die Fußgänger, einen Weg von Steinen, der drey bis vier Fuß breit iſt.

Vierter Abſchnitt.

Regierungsform zu Batavia.

Die höchſte Regierung von Batavia und zugleich von allen Beſitzungen der holländiſch-oſtindiſchen Kompagnie in Aſien führt der Rath von Indien, deſſen Chef der Generalgouverneur iſt; man nennt dies Collegium gewöhnlich die hohe Regierung.

Als ich zu Batavia war, beſtand dieſe hohe Regierung nächſt dem Generalgouverneur, aus fünf würklichen Räthen, den Gouverneur am Vorgebürge der guten Hoffnung mit dazu gezählt, aus neun auſſerordentlichen Räthen und aus zwey Sekretairen.

Von den auſſerordentlichen Räthen reſidirten fünfe als Gouverneure auf den Comptoiren von Javas Nordoſtküſte, zu Koromandel, Ambon, Ceylon und Makkaſſer.

Dieſer Rath entſcheidet durchaus alle Sachen, blos die Juſtizſachen ausgenommen; indeß kann man doch in Civilſachen von dem Rathe von Indien eine Reviſion des Urtheils begehren, das der Juſtizrath geſprochen hat.

Von dieſer hohen Regierung werden alle Aemter und Stellen vergeben, die Gouverneursſtellen ſelbſt nicht ausgenommen; doch müſſen alle in dieſer Hinſicht getroffenen Verfügungen von der Verſammlung der Siebzehner in Holland approbirt werden.

Die Macht des General-Gouverneurs iſt unbeſtimmt genug, iſt er gleich verpflichtet, gewiße Sachen zur Kenntniß und Erwägung des Raths zu bringen, ſo beſizt er doch in ſo weit eine willkührliche Gewalt, weil unter den Mitgliedern des Raths wenige, oder vielmehr nicht ein einziger vorhanden iſt, der nicht in einem oder andern Fall der Gunſt des Gouverneurs bedürfte. Unmittelbar bedarf man ſie, wenn man für ſeine Familie Beförderungen ſucht, aber auch ohne dies braucht man ihrer, weil in deren Ermangelung der Chef leicht einen Vorwand zum Druck aller Art auffinden und benutzen kann; ja man muß gar beſorgen, daß der Chef den, der ihm mißfällig wird, ganz und gar nach Europa zurückſchickt. Dies leztere Loos traf würklich im Jahr 1740 die Herren von Imhof, de Haaze und von Schinnen. Gegen einen ſolchen Chef müſſen vollends die Unterbediente die tiefſte Unterthänigkeit beweiſen, weil ihr Glück und Unglück unbedingt von ſeiner Willkühr abhängt. Man muß auch in der That Augenzeuge geweſen ſeyn, wenn man ſich einen Begriff von der ſklaviſchen Unterwerfung machen will, welche jene Unterbediente gegen des Gouverneurs Befehle beweiſen. Unbegreiflich iſt es, wie freye Holländer zu ſolcher Sklaverey hinabſinken konnten!

Seine Hochedelheit — dies iſt der Name und Titel, den man dem Gouverneur in Schriften und in der mündlichen Unterredung giebt — hielten ſich gewöhnlich auf ihrem Landſitze Weltevreden auf, und dieſes prächtige und ſchöne Landgut liegt etwa fünf Viertelſtunden weit von Batavia. Dort gab er Montags und Donnerſtags, am Dienſtage und Freytage aber auf einem andern Landſitze der am Jaccatraſchen Wege liegt, öffentliche Audienz; an den übrigen Tagen aber ſpricht er Niemand, es ſey denn, daß Sachen von der äußerſten Wichtigkeit vorfallen, die durchaus keinen

Auf-

Aufſchub leiden. Keiner verfügt ſich zum Gouverneur, der ihm nicht etwas bekannt zu machen, oder ihn um etwas zu erſuchen hat. Der würde ſehr ungnädig aufgenommen werden, der ſich anmelden ließe, blos um dem Gouverneur aufzuwarten, oder ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Von ſechs Uhr bis acht Uhr früh hat man das Glück, den Chef zu ſprechen und jeder, der auf dies Glück harret, muß auf der Ebene vor dem Hauſe, unter freyem Himmel warten, bis er von der Leibgarde in's Haus gerufen wird.

Fährt der Gouverneur aus, ſo begleitet ihn immer ein Detaſchement von der Leibwache zu Pferde; mit einem Officier und zwey blaſenden Trompetern vorauf. Begegnet Jemand in einer Kutſche dem Gouverneur in ſeinem Wagen, ſo muß er ausſteigen und warten bis Seine Hochedelheit vorüber gefahren iſt.

Zu Weltevreden hatte immer eine Kompagnie Dragoner die Wache, und um Befehle und Botſchaften zu überbringen, wurde auch eine Anzahl Hellebardierer gehalten. Dieſe folgen dem Gouverneur überall, und haben den Rang nach dem jüngſten Fähndrich; ſie tragen kurze rothe tuchene Röcke, reich mit Gold beſetzt.

Kömmt der Gouverneur in die Kirche, ſo ſtehen alle auf, ſowohl Damen als Herren; ſelbſt die Räthe von Indien erheben ſich; und keiner ſetzt ſich eher wieder nieder, als bis der Gouverneur ſich geſetzt hat.

Die Gemahlin des Gouverneurs erhält die nemlichen Beweiſe der Ehrerbietung, und gleich ihm wird ſie, wenn ſie ausfährt, von einem Theile der Leibwache begleitet.

Der Generalgouverneur, den ich hier fand, Herr Peter Albert van der Parra, von Colombo, dem holländiſchen Hauptort auf der Inſel Ceylon, gebürtig, war ein Mann, der alle Pracht haßte, und ſich in dieſer

Hinſicht ſehr von vielen ſeiner Vorfahren unterſchied; er lebte höchſt mäßig, trank gewöhnlich Waſſer, ſelten Wein oder Bier, und war dabey den ganzen Tag über beſchäftigt.

Auf den Gouverneur folgt im Range der Generaldirekteur, welches der älteſte Rath von Indien iſt; dieſem iſt die Direktion des geſammten Handels durch ganz Indien und nach Europa, ſo wie alles, was mit dem Handel in Verbindung ſteht, anvertraut. Wenn der Direkteur die gehörige Geſchicklichkeit zu ſeinem Poſten beſitzt; ſo giebt ſich der Gouverneur mit Handelsſachen gar nicht ab.

Auf den Direkteur folgen die ordentlichen und auſſerordentlichen Räthe von Indien. Ihr Beruf iſt, den Verſammlungen beyzuwohnen, die der Gouverneur anſtellt; gewöhnlich ſind auch faſt alle zu Batavia ſich befindenden Räthe Präſidenten von Kollegien; und außerdem hat auch jeder derſelben die Aufſicht über ein auswärtiges Comptoir; ſelbſt der Gouverneur hat einige Comptoire und nur der Direkteur iſt von dieſer Bürde befreit geblieben, weil er ohnehin ſchon der Geſchäfte genug hat. Doch dieſen letzten Poſten laſſen die mehreſten durch andere wahrnehmen, gewöhnlich durch einen Bedienten niederen Rangs; und ſo werden denn auch die beſten Einrichtungen vereitelt.

Kömmt ein Rath von Indien oder die Frau eines ſolchen Raths in die Kirche, ſo ſtehen alle anweſende Mannsperſonen, gerade wie bey der Erſcheinung des Gouverneurs auf, und nur das ſchöne Geſchlecht bleibt ſitzen. Begegnet man einem Rathe im Wagen, ſo muß man halten und warten, bis der Herr vorübergefahren iſt; auch muß man im Wagen aufſtehen und grüſſen. Fährt ein Rath aus, ſo laufen immer zwey Sklaven mit

Stö-

Stöcken vorauſ; jeder andere darf nur Einen Sklaven vorausgehen laſſen.

Es ſind immer zwey Regierungsſekretaire da; dieſe führen das Protocoll und bringen es nach geendigter Verſammlung zum Gouverneur; dieſer verfügt dann darauf, von welchen Sachen ein Beſchluß abzufaſſen ſey. Die Reſolutionen werden von dem erſten Sekretair abgefaßt und dem Gouverneur zur Durchſicht vorgelegt, dieſer macht die ihm beliebigen Veränderungen und dann werden ſie in der nächſten Verſammlung vorgeleſen und gebilligt.

Das jährliche Traktement dieſer Herren beſteht in tauſend Reichsthalern oder zwey tauſend vierhundert Gulden, in ſechshundert Reichsthalern Hausmiethe, ſiebenhundert Reichsthalern Pappiergeld, dreyhundert Reichsthalern Koſtgeld und in einer guten Proviſion Lebensmittel aus den Packhäuſern der Kompagnie; alles zuſammen mag viertauſend Reichsthaler oder neuntauſend ſechshundert Gulden betragen. Ausserdem genießt der erſte Sekretair noch ſogenannte Diplomgelder, und dieſe Gelder ſind anſehnlich, wenn viele Gouverneure, Direkteure und Kommandeure angeſtellt werden, denn dieſe müßen ihre Patente ziemlich hoch einlöſen, manche wohl mit tauſend Reichsthalern. Bey alle dem können dieſe Herren nichts zurücklegen, weil alles, was ſie einnehmen, nach der einmal hier eingeführten Lebensweiſe, auch wieder in ihrer Haushaltung draufgeht; deswegen wird ihnen dann gemeiniglich, nach drey- oder vierjähriger Amtsverwaltung ein Gouvernement oder eine Direkteursſtelle auf einem auswärtigen Comptoire ertheilt. In die Stelle des Sekretairs rückt dann gewöhnlich der Geheimſchreiber des Gouverneurs. In der Canzley der hohen Regierung, die in dem Kaſtel, neben dem Gouvernement befindlich iſt, arbeiten täglich ſechs und dreyßig bis vierzig Schreiber.

Die Juſtiz über die Bediente der Kompagnie wird von dem Juſtizrathe verwaltet. Der Jnſtruktion nach iſt dieſer Rath gänzlich unabhängig von dem Rathe von Jndien, aber auch die Mitglieder dieſes Raths haben Bedürfniße, und ſo entfernen ſie ſich denn nicht gern weit von der Quelle aus der hier alles Heil ſtröhmt, das heißt, auch ſie bequemen ſich nach dem Willen des Oberherrſchers.

Der Juſtizrath beſteht aus einem Präſidenten, der im Range auf den jüngſten Rath von Jndien folgt, aus acht ordentlichen Mitgliedern und aus zwey Zugeordneten, die aus den Bedienten der Kompagnie genommen ſind. Jhre Tractamente und Emolumente betragen, wie man mir berichtete, nicht über zwey und zwanzig hundert Reichsthaler, und mit dieſer Summe reichen ſie nicht wohl, wenn ſie Familie haben. Sie müſſen zehen Jahre lang, als Juſtizräthe gedient haben, ehe ſie um eine andere Bedienung ſich bewerben können.

Bey dieſem Rathe ſind zwey Fiskale angeſtellt, der eine heißt Advokatfiskal, und dieſer muß auf alle Bediente der Kompagnie ein wachſames Auge haben; der andere, der den Titel Waſſerfiskal hat, führt alle Anklagen, welche die Schiffahrt betreffen. Dieſe Stelle war ehemals eine der einträglichſten Bedienungen in ganz Jndien; ſie iſt es noch, aber nicht mehr ſo ergiebig; der Privathandel iſt gegenwärtig bey weitem nicht mehr ſo vortheilhaft, und gerade dieſer Handel machte bey dieſem Poſten ehemals die Hauptſache aus.

Auſſer dem Juſtizrathe beſitzt Batavia noch ein beſonderes Gericht, vor das die Bürger und die freyen Leute, die nicht im Dienſte der Kompagnie ſtehen, gehören. Dies Gericht heißt das Kollegium der Schöffen; es beſteht aus acht Mitgliedern, nebſt einem Präſidenten, der ein Rath von Jndien iſt.

Bey dieſem Kollegio iſt ein Baillieuw (Baillif) angeſtellt, der die Angelegenheiten der Stadt zu beſorgen hat, und ein Droſſaart der Bataviſche Ommelanden; die Bedienungen beyder ſind ſehr einträglich und werden blos Lieblingen zu Theil.

Die Strafen, auf die hier erkannt wird, ſind auſſerordentlich hart, vorzüglich in Rückſicht der Morgenländer, und das Spießen iſt wohl die ſchrecklichſte. Ich ſah dieſe Strafe im Jahr 1769 an einem makaſſariſchen Sklaven, der ſeinen Herrn ermordet hatte, auf folgende Art ausüben.

Man legte den Unglücklichen auf den Bauch nieder; vier Männer faßten und hielten ihn; dann machte der Scharfrichter unten am Rückgrad, in der Gegend des ſogenannten heiligen Beines, einen Einſchnitt, und ſtach in dieſem den Spieß hinein. Der Spieß war ſechs Fuß lang, glatt, ſcharf und von Eiſen; er wurde zwiſchen dem Rückgrad und der Haut durchgetrieben; der Scharfrichter hielt und lenkte den Spieß, während zwey Männer ihn mit Gewalt hindurch trieben, bis er oben am Halſe zwiſchen den Schultern heraus kam. Nun wurde das untere Ende des Spießes in einen Pfahl hineingeſtoſſen und befeſtigt, und dann der Pfahl aufgerichtet und in die Erde gegraben. Am obern Theile des Pfahls, etwa zehn Fuß über der Erde, war eine kleine Bank angebracht, und auf dieſer ruhete der Körper.

Unglaublich war die Gefühlloſigkeit dieſes Unglücklichen; nur zweymahl brach er während dieſer gräßlichen Operation in ein Jammergeſchrey aus; da nehmlich, als man den Spieß in dem Pfahl befeſtigte, und da, wie der Pfahl aufgerichtet wurde. In dem ſchrecklichſten Zuſtande, am Spieße hängend, blieb er bis der Tod ſeine Leiden endigte, und dieſer befreiete ihn am folgenden Tage Nachmittags um drey Uhr; es fiel ein Platzregen

ein, der eine Stunde anhielt, und eine halbe Stunde darauf ſtarb er.

Man hat zu Batavia Beyſpiele erlebt, daß ſolche Unglückliche acht und mehrere Tage lebend am Spieſſe ſteckten, ohngeachtet ſie auch nicht die mindeſte Nahrung erhielten. Nahrungsmittel können ihnen nicht gereicht werden, da eine Wache in der Nähe dieß durchaus verhindern muß. Mir ſagte ein Chirurgus zu Batavia, daß bey der hier eingeführten Methode des Spießens kein edler Theil verletzt werde, deſſen Verletzung an und für ſich tödtlich ſey. Eben dadurch wird dieſe Strafe um deſto ſchrecklicher; fällt aber Regen ein, ſo entſteht der kalte Brand, der ſchnell um ſich greift, und dann erfolgt der Tod unmittelbar.

Der Sklave, den ich dieſe Todesſtrafe erdulden ſah, jammerte immer über unleidlichen Durſt, und dieſer muß bey einer ſolchen Marter nothwendig eintreten; denn den Tag über iſt der Unglückliche der brennendſten Sonnenhitze und der Menge ſtechender Inſecten ausgeſetzt. Drey Stunden vor ſeinem Tode gieng ich noch einmahl zu ihm hin; ich fand ihn im Geſpräch mit den Umherſtehenden; er erzählte, wie er ſeinen braven Herrn ermordet hätte, und wie ſehr er ſein Verbrechen verabſcheue. Er erzählte dies mit vieler Ruhe, brach aber mit einemmahle in ein wildes Geſchrey über Durſt aus; endlich brüllte er gar vor Verzweiflung und vor Schmerz, aber niemand durfte ihm einen Labetrunk darreichen.

So unmenſchlich dieſe Strafe auch iſt, ſo ſind doch viele der Meinung, daß ſie hier zu Lande nicht abgeſchafft werden könne, weil man täglich mit einer Nation zu ſchaffen hat, die nicht nur verrätheriſch iſt, ſondern auch durch keinen moraliſchen Grundſatz von den gröbſten Miſſethaten abgehalten wird. Beſonders werden von den Sklaven, die von Celebes oder Makaſſer kom-

men,

men, und noch mehr von den Bokaneſen die greulichſten Mordthaten begangen, auch gehören zu dieſer Nation die mehrſten Amok Spuwers. Dies heißt in der Sprache jener Nation ſoviel als todtſchlagen und jene Leute werden Amok Spuwers genannt, weil ſie dieſe Worte häufig ausſtoßen, wenn ſie durch allzuvieles Opium, oder durch andere Mittel, zu einer künſtlichen Raſerey gebracht, in den Straßen von Batavia auf und nieder rennen. In einem ſolchen ſelbſt erregten Paroxismus ermorden ſie denn mit Meſſern und andern Werkzeugen alles, was ihnen in den Wurf kömmt, ohne Rückſicht auf Geſchlecht, auf Rang und auf Alter; und ſie morden fort bis man ſie erſchießt, oder ſich ihrer bemächtigt. In dieſer Art von Raſerey rennen ſie auf die Gewehre los, die man ihnen entgegen hält und ermorden oft noch ihre Gegner, auch wenn ſie ſelbſt ſchon tödtlich verwundet ſind.

Um ſich ihrer zu bemächtigen, bedient man ſich eines Stocks zehn bis zwölf Fuß lang, an deſſen Ende zwey Hölzer von drey Fuß Länge und inwendig mit ſcharfen eiſernen Nägeln beſchlagen, gabelnartig befeſtigt ſind. Dies hält man den Amok Spuwer vor; ſeine Tollheit treibt ihn hinein und ſo fängt man ihn. Iſt er tödtlich verwundet, ſo wird er ohne weitern Proceß, in Gegenwart von zwey oder drey Juſtizräthen, ſogleich gerädert. Verſchiedenemal erlebte ich dies ſchreckliche Schauſpiel während meines Aufenthalts in Batavia und meiſtentheils wurden Verbrechen dieſer Art am Abend begangen.

Die Waiſenkammer zu Batavia iſt zugleich auch Waiſenkammer des ganzen öſtlichen Indiens der Holländer. Zwar hat jedes einzelne Comptoir auch ſeine eigene Waiſenkammer, aber dieſe müſſen von ihrer Adminiſtration die Waiſenkammer in Batavia unterrichten

richten und die Gelder der geſtorbenen Waiſen, oder derer, die ſich von ihrem Geburtsorte entfernt haben, nach Batavia ſenden.

Dies Kollegium beſteht aus einem Präſidenten, der Rath von Indien iſt, und aus ſechs Waiſenmeiſtern, die der Rath von Indien anſtellet; auch hat dies Kollegium einen Sekretair und einen beeidigten Schreiber. Das Kapital, welches die Waiſenkammer im Jahr 1766 zu verwalten hatte, belief ſich auf zwey Millionen und dreyhundert drey und neunzigtauſend funfhundert und ſechs und ſechzig Gulden.

Unter der Regierung des Gouverneurs von Imhof bildete ſich zu Batavia auch eine Geſellſchaft zum Opiumhandel. Der Fond derſelben wurde durch Aktien, jede von zweytauſend Reichsthalern zuſammengebracht; doch iſt bis jetzt noch nicht mehr als die Hälfte des angeſetzten Werthes auf jede Aktie gezahlt worden, die andere Hälfte kann aber gefordert werden. Die Dividende iſt nicht immer gleich, aber jedesmahl ſehr anſehnlich. Die Aktien können wohl mit beträchtlichem Aufgelde verkauft werden, die mehrſten befinden ſich aber in den Händen der Räthe von Indien.

Die Führung dieſes Handels beſorgt ein Direkteur, der zugleich Rath von Indien iſt; auch hat die Geſellſchaft zwey dirigirende Hauptintereſſenten, nebſt einem Kaſſirer und einem Buchhalter.

Jede Kiſte Opium koſtet der oſtindiſchen Kompagnie zweyhundert und funfzig und zuweilen auch dreyhundert Reichsthaler; ſie erhält aber dafür von der Geſellſchaft fünfhundert Reichsthaler, dagegen iſt die Kompagnie verbunden, ihr Opium an Niemand anders als an dieſe Geſellſchaft zu verkaufen, und dieſe letztere gewinnt bey dieſem Handel nicht wenig, denn ihr wird jede Kiſte mit acht bis neunhundert Reichsthalern und

wohl

wohl noch drüber bezahlt. So anſehnlich dieſer Gewinn auch iſt, ſo würde er doch noch beträchtlicher ſeyn, wenn die Bedienten der Kompagnie, beſonders die Schiffsleute und Fremde, aller Verbote ohnerachtet, dieſen Handel nicht ebenfalls trieben. Den Bedienten der Kompagnie iſt er bey Todesſtrafe, und jeder fremden Nation iſt die Einfuhr von Opium nach irgend einem Orte des holländiſchen Gebiets in Oſtindien, bey Strafe der Konfiskation des Schiffs und der Waare unterſagt; aber alles dies kann die Contravention nicht hindern, weil der Gewinn von dieſem Handel ſo ſehr groß iſt. An ſtrenger Viſitation der Schiffe, die auf dem Ganges ankommen, läßt es zwar die Kompagnie, zu Entdeckung der Contrebande, keinesweges fehlen; allein ſelten wird etwas ausfindig gemacht, weil die zu beſorgenden Folgen einer Entdeckung zur größten Vorſichtigkeit führen. Auch leidet die Geſellſchaft noch ſehr durch den Schleichhandel, den die Engländer auf den öſtlichen Eilanden und über Malakka, insgeheim treiben.

Wenn auf der Rhede von Batavia Schiffe von ſolchen Orten her ankommen, von wo ſie verbotene Waaren mitbringen könnten, ſo werden am folgenden Tage zwey Herren aus dem Juſtizrathe, nebſt dem Waſſerfiskal, und dem Kapitaingewaldiger zur Viſitation abgeſandt; die würkliche Viſitation nimmt aber nur der letztere vor, und ſtattet dann dem Fiskal und den Räthen Bericht ab.

Im Jahr 1762 wurde zu Batavia ein Chef der Seemacht angeſtellt. Dieſen Poſten bekleidete Herr Houtingh, Viceadmiral von Holland beym Norderquartier. Er hat den Rang eines Raths von Indien, folgt aber erſt auf den jüngſten der Räthe von Indien; auch hat er eben die Vorrechte, die ein Rath hat, wird Edeler Herr genannt und kann der Verſammlung der hohen

hen Regierung beywohnen. Doch iſt ihm nur erlaubt, in Seeſachen ſein Gutachten zu ertheilen.

Das Hauptgeſchäft dieſes Mannes beſteht in der Aufſicht über den Schiffsbau; er muß die Journale unterſuchen laſſen; er hat die Zeilagie Ordres *) und die Ordonanzen in Betreff des Ablieferns der Equipagegüter an die Schiffe zu unterſchreiben, und endlich alles, was die Seefahrt betrift, in gehöriger Ordnung zu erhalten.

Auf ihn folgt der Kommandeur oder Oberequipagemeiſter; dieſem ſind alle Verfügungen über die Equipagegüter anvertrauet; auch führt er beym Einladen und Ausladen, desgleichen über die Bemannung und die Verproviantirung der Schiffe die Aufſicht. Dieſe Stelle war ehemals eine der vortheilhafteſten und zugleich läſtigſten; die Vortheile aber verminderten ſich ſehr, ſeitdem ein Chef der Seemacht angeſtellt wurde, und nur das Beſchwerliche blieb. Zum Gehülfen iſt dem Kommandeur ein Vicekommandeur und Unterequipagenmeiſter zugegeben worden; dieſer hat Kapitainsrang, beſorgt das Ein- und Ausladen der Schiffe und verwaltet das Amt des Kommandeurs ganz, wenn dieſer leztere krank oder abweſend iſt.

Dieſen drey Beamten iſt von der Kompagnie erlaubt worden, einige Laſten Waaren — nur keine verbotene — den nach Indien gehenden Schiffen mitzugeben, und die Größe dieſer Laſten ſoll ſich nach der Größe der Schiffe richten.

Nun folgen die Scheeps hoo Jden, die gegenwärtig, da die Kompagnie keine Kapitaine oder Kapitainlieutenants mehr hat, aus Schiffern und Ober- und Unterſteuer-

*) Zeilandie, alles was zum Seegelwerk eines Schiffes gehört.

ſteuerleuten beſtehen. Die Erſtern haben Kaufmannsrang.

Die Landmiliz ſteht unter einem Chef, der ehemals den Titel Kapitainmajor führte und nun Brigadier heißt. Er folgt im Range auf den Chef der Seemacht. Unter ihm ſtehen zwey Oberſtlieutnants, von welchen einer zu Batavia, der andere zu Ceylon die Miliz kommandirt, und dann noch ſechs Majors, von welchen einer zu Ceylon, einer auf der Küſte Malabar, einer auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung und zwey zu Batavia ihren Standort haben; einer der Leztern iſt zugleich auch Chef der Artillerie.

Das Dragonercorps zu Batavia dient zur Leibwache für den Gouverneur. Die Infanterie beſteht aus zwey Bataillons, die in und außer Batavia in Garniſon liegen.

Außer dieſen regulären Truppen hat man zwey Kompagnien Penniſten errichtet, die aus Kaufleuten, Unterkaufleuten, Buchhaltern und Aſſiſtenten beſtehen. Die eine dieſer Kompagnien heißt die Kompagnie der Penniſten des Kaſtels, die andere die Kompagnie der Stadtpenniſten. An der Spitze der Erſtern ſteht der erſte Sekretair der hohen Regierung, und die zweyte führt einer von den Oberkaufleuten des Kaſtels an. Einmal im Jahr verrichten ſie ihre Exercitien vor dem Gouverneur und der hohen Regierung. Jede dieſer Kompagnien hat ihre beſondere Mondirung.

Ferner ſind zwey Kompagnien von den im Lohn der oſtindiſchen Geſellſchaft ſtehenden Leuten formirt; eine nehmlich von den Seeleuten auf dem Equipagenwerft, an deren Spitze der Kommandeur und Oberequipagenmeiſter ſteht, und die zweyte von den Handwerksgeſellen in dem Quartier, mit dem Fabrik, als Kapitain an der Spitze.

Auſſerdem ſind auch noch alle Freyleute, oder Bürger der Stadt, in zwey Kompagnien zu Fuß und zu Pferde eingetheilt; ein Rath von Indien kommandirt ſie, und des Nachts halten ſie bey oder auf dem Rathhauſe die Wache.

Alle Chirurgen, ſowohl die, welche auf den Schiffen angeſtellt ſind, als auch die, welche bey den Hoſpitälern dienen, ſtehen unter einem Chef, der Oberkaufmannsrang hat.

Da ich bey allen dieſen Bedienungen den damit verbundenen Rang jedesmal ſo genau angegeben habe, ſo muß der Leſer wißen, daß der Rang in den Beſitzungen der Kompagnie eine Sache von äußerſter Wichtigkeit iſt. In Geſellſchaften hat der Herr des Hauſes kein angelegentlicheres Geſchäft, als jedem Gaſte ganz pünktlich die Stelle anzuweiſen, die ſein Rang ihm zuerkennt; keiner der Gäſte kann gröblicher fehlen, als wenn er nicht genau, dem Range der Mitglieder gemäß, ſeine Geſundheit jedem zubringt, oder ſonſt auf irgend eine Art die Achtung verletzt, die er jenem Abgotte, dem Range, ſchuldig iſt. Beſonders ſind die Damen in dieſem Punkt unerbittlich ſtreng; überall machen ſie den Rang des Mannes geltend, und finden ſie ſich auf eine niedrigere Stufe geſetzt, ſo ſprechen ſie in der Geſellſchaft nicht nur kein Wort, ſondern ſie geben auch ihren Unwillen durch ein ſtörriſches Betragen ganz ausdrücklich zu erkennen. Es iſt nicht ſelten, daß, wenn zwey Damen von gleichem Range einander in Kutſchen begegnen, keine der andern weichet, ſollten ſie auch Stunden lang ſtill halten. Kurz vor meiner Ankunft in Batavia hatten die Frauen zweyer Geiſtlichen einen ſolchen Auftritt mit einander; eine volle Viertelſtunde hielten ihre Wagen auf einem engen Wege, und dieſe ganze Zeit über warfen ſie ſich die ausgeſuchteſten Schimpfwörter zu, wobey

unter

unter andern: „Hure“ und „Sklavenkind“ nicht geſpart wurden. Scheltend und tobend fuhren ſie endlich neben einander vorbey, und dieſer Vorfall gab nicht nur Anlaß zu einem Proces, ſondern dieſer Proces wurde auch mit aller möglichen Erbitterung geführt.

Um allem Streit über den Rang vorzubeugen, erſchien im Jahr 1764 eine Reſolution von der hohen Regierung; auch beſtimmte man in derſelben den Aufwand bey Beerdigungen. Schade nur, daß auch hier, wie überall, die Geſetze ſo bald vergeſſen werden.

Unter der Regierung des Herrn von Moſſel wurde eine Kleiderordnung publicirt; nach dieſer Verordnung ſollten nur Leute von einem gewißen Range beſetzte Kleider tragen dürfen, allein zu meiner Zeit gieng, wer nur Luſt dazu hatte, in einem Treſſenrocke einher; Sammetröcke waren aber doch ſo gemein nicht; ſondern wurden höchſtens nur von Oberkaufmann an getragen. *)

Die Zahl der Prediger zu Batavia beläuft ſich, wenn alle Stellen beſetzt ſind, auf zwölf; davon halten ſechs ihre Vorträge in holländiſcher Sprache, vier in der portugieſiſchen und zwey in der malayiſchen, und dann giebt es hier noch drey lutheriſche Geiſtliche, dieſe predigen in holländiſcher Sprache. **)

Des Sonntags wird nur in der holländiſchen Kirche zweymal, des Morgens und Nachmittags um vier Uhr, gepredigt; und dazu kömmt nur noch eine Katechiſation am Mittewoch Abend; iſt jede Stelle beſetzt, ſo

O 2 ha-

*) Verordnungen in Betreff des Luxus ſind mehrere erſchienen. Valentyn V. 230. Huyſer 143. u. f. L.

**) Die malayiſche Sprache iſt zu einer Art allgemeiner Handelsſprache in Oſtindien geworden. Malayer findet man auf der Halbinſel Malakka, auf Sumatra und auf den Küſten aller S. O. aſiatiſchen Inſeln. Gatterers Geographie. Göttingen 1793. S. 421. und 422. L.

haben alſo die Geiſtlichen gar keine Urſach über einen ſchweren Dienſt zu klagen; der Gottesdienſt am Morgen beginnet überdem ſchon um halb neun Uhr und iſt gegen zehn Uhr, wenn die größte Hitze anfängt, geendigt.

Von kirchlichen Uneinigkeiten hört man hier nichts. Die hohe Regierung thut alles, was ſich nur thun läßt, die Ruhe zu erhalten, und ſollten ja einmal Kämpfer auftreten, ſo würde man ſie kräftig und zeitig genug aus einander zu bringen wiſſen. Valentyn hat ein Beyſpiel einer ſolchen Scheidung mitgetheilt, das die Anführung jedes andern unnöthig macht.

Es wäre ſehr zu wünſchen, daß immer tugendhafte und geſchickte Lehrer nach Batavia geſendet würden, daß dies aber nicht durchaus geſchah, ſieht man aus einer Reſolution der hohen Regierung vom Jahr 1768, in welcher die Verſammlung der Siebenzehner auf das nachdrücklichſte erſucht wird, einige gute Geiſtliche, oder auch nur Candidaten nach Batavia zu ſenden.

Der Gehalt der Geiſtlichen war eintauſend acht hundert Gulden jährlich; wenn man hiezu Hausmiethe, Koſtgeld, und einige andere Poſten rechnet, ſo beträgt die ganze jährliche Einnahme gegen dreytauſend Gulden, und dieſe reichen nicht zu, wenn der Geiſtliche mit ſeiner Familie auf den Fuß, wie ein Oberkaufmann, leben will.

Jährlich, oder alle zwey Jahre, geht einer der Prediger von Batavia nach den holländiſchen Beſitzungen auf der Weſtküſte von Sumatra, um dort das Abendmahl auszutheilen und Taufen und Trauungen zu verrichten; und dieſe Gelegenheit weiß man treflich zum Vortheil der Börſe zu benutzen; es werden nemlich Waaren mitgenommen. *)

Die

*) Man zählt im öſtlichen Indien der Holländer 240 Kirchen und Schulen, und die Zahl der Geiſtlichen oder vielmehr

Die gangbaren Münzen zu Batavia, gegen welche die mehreſten Waaren umgeſeßt werden, ſind folgende:

Die guten, niederländiſchen, geränderten Dukaten, deren Werth ſechs Gulden und zwölf Stüver beträgt.

Die goldenen japaniſchen Coupangs, von welchen die alten vier und zwanzig Gulden und die neuen vierzehn Gulden und acht Stüver gelten.

Der ſpaniſche Mat oder Piaſter; der im Durchſchnitt zwiſchen drey und ſechzig und ſechs und ſechzig Stüver gilt.

Der gerändete, ſilberne Ducaton. Dieſes iſt die gewöhnliche Handelsmünze der Kompagnie zu Batavia, zu Colombo und auf den dazu gehörigen Komptoiren, zu Ceylon, auf der Weſtküſte von Sumatra, zu Java, Cheribon, dem Vorgebürge der guten Hoffnung und auf den oſtwärts gelegenen Komptoiren. Nach dem Werthe, nach welchem alle andere Münzen berechnet ſind, beträgt ſein wahrer Werth ſechs und ſechzig Stüver; nach Indiſchem Gelde gilt er aber achtzig Stüver, und dafür courſirt er zu Batavia. Am Vorgebürge der guten Hoffnung gilt er zwey und ſiebzig Stüver und zu Cochin fünf und ſiebzig. Der ungerändete Dukaton gilt zu Batavia zwey Stüver weniger.

Die gerändete bataviaſche Rupie, der ſilberne Derham d'jawa genannt, wurde ehemals zu Batavia ausgeprägt; ſein wahrer Werth iſt ein Gulden, drey Stüver und neun $\frac{3}{27}$ Pfennige; die Kompagnie berechnet ihn aber zu

 vier

mehr Prediger betrug in neueren Zeiten nur 30. Die beſten Nachrichten von dem Kirchenzuſtande dieſer Länder hat Hofſtede in ſeinen Oſtind. Kerkz. mitgetheilt. L.

vier und zwanzig Stüver, und von allen Rupien iſt dieſe die einzige, die zu Batavia für dreyßig Stüver gangbar iſt; alle übrige nimmt man nur zu ſieben und zwanzig Stüver, und die perſiſchen hält man für die beſten; auch cirkuliren halbe und Virtelrupien.

Die Scheidemünze beſteht aus Schillingen, Dubbeldjes und Deuten.

Man hat alte und neue, oder wie man dieſe zu nennen pflegt, Scheepjes-Schellinger; jene gelten ſechs, dieſe achtehalb Stüver. Die alten, äußerſt abgenutzten Dubbeldjes, nimmt man für zwey, die neuen aber für drittehalb Stüver. Von Deuten ſind nur diejenigen gangbar, welche den Stempel der Kompagnie tragen, und der Werth derſelben iſt ein Oordje.

Der Reichsthaler gilt acht und vierzig Stüver; drey neue, oder gerändete Dukatons machen alſo fünf Reichsthaler aus. *)

Die mehrſten Waaren werden nach Picols angegeben; jeder Picol hält hundert und fünf und zwanzig Pfund Amſterdammer Gewicht; hundert Cattys machen einen Picol; jeder Catty iſt alſo 1¼ Pfund ſchwer.

Der Reis, ſo wie anderes Getreide, wird nach Coyangs beſtimmt; aber die Coyangs ſind von verſchiedenem Gewicht; in den Büchern der Kompagnie wird der Coyang Reis als dreytauſend fünfhundert Pfund ſchwer angenommen, wird er aber verſchifft, ſo werden für einen Coyang nicht mehr als dreytauſend vierhundert Pfund Reis an Bord des Schiffes geliefert; wird er in Batavia ſelbſt verkauft, ſo hält er nur dreytauſend dreyhundert Pfund; wird er von dem Adminiſtrator nach den

*) Der Reichsthaler, ſo wie die Stüver, ſind nur eingebildete oder ſogenannte Rechnungsmünzen. L.

den auswärtigen Komptoiren geſandt, ſo iſt der Coyang nur dreytauſend zweyhundert Pfund ſchwer; nur dreytauſend einhundert Pfund wiegt er, wenn ihn die Schiffer abliefern, und kommt er endlich in die Packhäuſer, ſo hat er dreytauſend Pfund; doch tritt dieſer letztere Fall, daß nemlich der Coyang fünfhundert Pfund von ſeinem urſprünglichen Gewicht verlohren hat, nur blos alsdann ein, wenn er in diejenigen Packhäuſer der Komptoire kommt, die, wie das Vorgebürge der guten Hoffnung, Malakka, Ceylon und einige andere, ihren Reis von Batavia bekommen.

Der Zucker wird nach Canaſſers verkauft, jeder derſelben hält drey Picols, alſo dreyhundert fünf und ſiebzig Pf. netto, oder vierhundert und fünf Pf. brutto.

Der Ganting iſt ein kleines Reismaaß von dreyzehn und einem halben Pfund.

Jeder Ballen Kaffee, welcher von Batavia nach Holland geſandt wird, wiegt zweyhundert und zwey und zwanzig Pfund, und ein Ballen Zimmet achtzig Pfund. *)

Fünfter Abſchnitt.

Lebensart der Europäer in Batavia.

Die Lebensart der Europäer in Batavia iſt faſt bey allen dieſelbe; Vaterland und Rang machen darin keinen Unterſchied. Des Morgens um fünf Uhr, oder auch noch

*) Mit dieſen Angaben müſſen verglichen werden die Angaben in Batavia III. p. 21. u. f. und in den Verhand. der Bat. Gen. I. p. 64. u. f. L.

noch früher, wenn der Tag anbricht, ſteht man auf; in einem leichten Nachtrock, der Kabay genannt wird, und über den nackten Leib geworfen iſt, ſetzt ſich der größere Theil vor die Thür und trinkt Kaffee oder Thee; dann kleidet man ſich an und geht ſeinen Geſchäften auſſer dem Hauſe nach. Faſt alle, die eine Bedienung haben, müſſen vor oder gegen acht Uhr, auf ihren Poſten ſeyn. Um eilf oder halb zwölfe iſt jeder wieder zu Haus. Um zwölf Uhr wird zu Mittage geſpeiſet. Bis vier Uhr dauert der Nachmittagsſchlaf, und von vier bis ſechs wird entweder wieder gearbeitet, oder man nimmt eine Spazierfarth vor. Um ſechs Uhr fangen die Geſellſchaften an; man ſpielt oder unterhält ſich mit einander bis neun Uhr, und nun kann jeder nach Haus gehen oder zum Abendeſſen bleiben. Um eilf Uhr iſt alles geendigt; um dieſe Zeit begiebt man ſich gewöhnlich zur Ruhe.

Frölichkeit herrſcht überall, aber dieſe Frölichkeit iſt mit einer gewiſſen Zurückhaltung verbunden, welche Würkung einer willkührlichen Regierung iſt; ſchon das unbedeutendſte Wort kann ſehr nachtheilig werden, auch wenn es an und für ſie nicht beleidigt, ſondern nur als beleidigend genommen wird. Mehr als einmahl habe ich es in Batavia gehört: „hier kann man ſeinen eigenen Bruder nicht trauen!"

In jenen Geſellſchaften ſieht man keine Damen, dieſe haben ihre eigenen Zuſammenkünfte.

Die verheiratheten Männer machen ſich mit ihren Frauen wenig zu ſchaffen, und bezeigen auch wenig Achtung für ſie; die mehreſten unterhalten ſich niemahls mit ihnen über wichtige Gegenſtände, oder über Gegenſtände, deren Kenntniß täglich erfordert wird; und ſo ſind und bleiben dieſe Weiber, auch wenn ſie ſchon Jahrzehnde hindurch im Eheſtande gelebt haben, eben die einfältigen Geſchöpfe, die ſie am Hochzeittage waren; gleichwohl fehlt es den Weibern

bern

Digitized by Google

bern hier im mindeſten nicht an Anlagen, ſondern blos den Männern fehlt es an Luſt, dieſe Anlagen auszubilden.

Die Männer tragen ſich hier eben ſo wie in Holland und zwar häufig ſchwarz gekleidet.

Kommt man in ein Haus, in dem man eine Stunde oder noch länger bleibt, ſo wird man von dem Herrn des Hauſes erſucht, ſich durch Ablegung einiger Kleidungsſtücke bequem zu machen. Man legt dann den Degen ab, zieht den Rock aus, nimmt die Perücke vom Kopf — die wenigſten tragen hier ihr eigenes Haar — und ſetzt eine weiße Mütze auf, die man zu dieſem Behuf beſtändig in der Taſche bey ſich führt.

Wer ausgeht, hat einen Sklaven mit einem Sonnenſchirm hinter ſich; wer aber dem Range nach weniger als Unterkaufmann iſt, muß ohne Sklaven erſcheinen, und ſeinen Sonnenſchirm ſelber tragen.

Die mehreſten weißen Frauen in Batavia ſind in Indien gebohren; die Zahl derer, welche mannbar aus Holland hieher kommen, iſt unbedeutend; von jenen nur iſt hier die Rede.

Dieſe Schönen ſtammen entweder von europäiſchen Müttern, oder von indiſchen Sklavinnen her, die anfangs nur Beyſchläferinnen eines Europäers waren, und dann Frauen und Chriſtinnen, oder wenigſtens getauft, wurden.

Die mit Sklavinnen erzeugten Kinder verrathen bis in das dritte oder vierte Geſchlecht ihre Abkunft vorzüglich dadurch, daß ſie viel kleinere Augen haben, als die, welche von europäiſchen Vätern und Müttern abſtammen. Die von Portugieſen erzeugten werden nie ganz weiß.

Die in Indien gebohrnen Kinder nennt man Liplappen, auch wenn beyderſeitige Eltern aus Europa gebürtig ſind.

Die Mädchen werden hier gewöhnlich im zwölften oder dreyzehnten Jahre mannbar; einige ſogar noch früher, und ſelten iſt es, daß ein Mädchen nicht auch in dieſem Jahre ſchon einen Mann erhielte, wenn ſie nur nicht gar zu häßlich iſt, und nur etwas Geld zu erwarten, oder nur etwas geltende Anverwandte hat.

Bey dieſem frühen Verehelichen läßt es ſich leicht erwarten, daß dem Mädchen alles fehlt, was eine Frau wiſſen muß, die ihrem Hausweſen wohl vorſtehen will. Manches Mädchen wird hier getraut, das weder leſen noch ſchreiben kann, das weder einige Begriffe von Religion, noch von äußerem Anſtande und von Manieren hat.

Eine Folge des frühen Heirathens iſt es auch, daß die Ehen ſelten kinderreich ſind, und daß eine Frau von dreyßig Jahren ſchon zu den alten gezählt wird. Eine Frau von funfzig Jahren in Europa, hat auch in der That ein weit blühenderes und jugendlicheres Anſehen, als eine Frau zu Batavia, die dreyßig Jahre alt iſt. Ueberdies fehlt den Schönen von Batavia durchaus nicht nur das Friſche und Blühende, was unſer europäiſches Frauenzimmer ſo vortheilhaft auszeichnet, ſondern ſelbſt das Einzige, worauf ſie eigenthümlich Anſpruch machen können, eine zarte Weiße der Haut, kommt einem Europäer leichenfarbig vor. Wahre Schönheiten ſucht man unter ihnen ganz vergebens, und die Schönſten, die ich fand, würden in Europa höchſtens in die Mittelklaſſe kommen. Eben die Geſchmeidigkeit, die man bey dem weiblichen Geſchlechte in Weſtindien und in allen warmen Ländern findet, findet ſich auch bey ihnen; ſie können Arme und Hände in die widernatürlichſte Richtung bringen.

Trägheit und Unthätigkeit ſind ihre gewöhnlichen Fehler, und theils ihrer Erziehung, theils der Menge von

Skla-

Sklaven und Sklavinnen zuzuſchreiben, die man zu ihrem Dienſte hält.

Gegen acht Uhr ſtehen ſie auf und bringen den ganzen Vormittag in Geſellſchaft der Sklavinnen hin. Sie ſpielen mit dieſen elenden Geſchöpfen, ſprechen und lachen mit ihnen, doch iſt es gar nichts ſeltenes, daß ſie, einige Augenblicke nach dem herzlichſten Gelächter, einer Kleinigkeit wegen, ſie derb durchpeitſchen laſſen. Sie ſitzen da unter den Sklavinnen auf einem Kanapee, oder wie Morgenländerinnen auf dem Boden, mit einem leichten Gewande bedeckt. Sie käuen Betel und javaniſchen Taback, wodurch ſich in kurzer Zeit ein ſchwarzer Rand auf den Lippen feſtſetzt, der Mund häßlich wird, und die Zähne ſchwarz werden.

Vermittelſt gehöriger Erziehung würde aber das weibliche Geſchlecht ſicherlich auch hier werden, was es ſeyn ſoll. Statt deſſen übergiebt man das Kind unmittelbar nach ſeiner Geburt einer Sklavin, die es ſäuget; unter Sklavinnen iſt und bleibt es ſodann, bis zu ſeinem achten oder zehnten Jahr, und dieſe Geſellſchafter und Erzieher des Kindes unterſcheiden ſich kaum von vernunftloſen Thieren; alle ihre ſchlechten Sitten und Gewohnheiten, ihre Vorurtheile und ihre Laſter theilen ſie dem Kinde mit, und dieſes erſcheint daher ſein ganzes übriges Leben hindurch mehr wie ein Abkömmling verächtlicher Sklaven, als der Nachkomme freyer und edler Menſchen!

Für das Baden und Waſchen ſind ſie ſehr; wenigſtens zweymahl in jeder Woche baden ſie ſich im Hauſe in einer großen Wanne, oder auſſerhalb der Stadt, im Fluſſe.

Die Weiber ſind hier, faſt ohne Ausnahme, unerhört eiferſüchtig, und gegen diejenigen Sklavinnen, welche ſie im Verdacht eines Einverſtändniſſes mit ihrem

Man-

Manne haben, bis zur Grauſamkeit rachgierig; gleichwohl darf die Sklavin den Mann nicht zurückweiſen, wofern ſie ſich nicht von ſeiner Seite der härteſten Behandlung ausſetzen will. Man hat Beyſpiele, daß dergleichen Weiber, die Sklavin, auf welche ſie eiferſüchtig geweſen, mit dünnen Röhren ſo grauſam auf den Hintern haben peitſchen laſſen, daß ſie auf der Stelle todt geblieben iſt. Auch verſicherte man mich, daß unter andern ſinnreichen Martern die Weiber hier das Talent hätten, ihre Sklavinnen an einer gewiſſen, ſehr empfindlichen Stelle mit den Zähen dergeſtallt zu kneifen, daß ſie gleich davon in Ohnmacht fallen *). Auch des Mannes Treuloſigkeit wiſſen ſie zu ahnden, nur nicht auf eine ſo barbariſche, und zugleich auf eine, dem Weibe leichtere Art.

Das warme, ſtark auf den Körper würkende Klima, und die unregelmäſſige Lebensart der Herren vor ihrer Verheirathung, dürfen hier aber auch nicht überſehen werden, und geben häufig genug Veranlaſſung, daß die Frau ſich vergißt.

Alle Trauungen zu Batavia geſchehen am Sonntage, doch darf ſich die Neuvermählte der hier eingeführten Etiquette gemäß, erſt am Mittwochen Abend, wenn ſie zum Gottesdienſt geht, öffentlich zeigen.

Iſt eine Frau Wittwe geworden und der Leichnam des Verſtorbenen beerdigt, was gewöhnlich ſchon am Tage nach dem Abſterben geſchieht, ſo ſtellen ſich, falls die Wittwe begütert iſt, ſogleich die Freyer in Menge ein. Ich kannte eine Dame zu Batavia, die während

*) Dies würklich auſſerordentliche Talent zum Kneifen, glaubt Herr Stavorinus, zum Theil wenigſtens, dadurch begreiflich zu machen, daß er hinzuſetzt, die Weiber giengen im Hauſe gewöhnlich mit bloßen Füßen. L.

rend meines dortigen Aufenthalts ihren Mann verlohr. Am Ende der vierten Woche nach des Mannes Tode befand ſie ſich bereits in den Armen des vierten Anbeters; nach Verlauf von vier Monaten ſchlief ſie ſchon an der Seite ihres zweyten Mannes, und noch früher wäre ihr der zweyte Mann zu Theil geworden, wenn nur die Geſetze es früher erlaubt hätten.

Die Kleidung der hieſigen Frauenzimmer iſt ſehr leicht und ganz verſchieden von der holländiſchen. Ladet eine Dame die andere ein, ſo wird jedesmahl dabey beſtimmt, ob man mit der langen, bis auf die Füße herabreichenden, oder mit der kurzen, nur die Knie bedeckenden Kabay erſcheinen ſolle. Alle gehen mit entblößtem Haupte; das ſchwarze, von den Seiten glatt hinaufgeſtrichene und mit Gold und Juwelen geſchmückte Haar, glänzt von Kokosöhl; und der Kopfſchmuck macht einen ſo wichtigen Theil des Anzugs aus, daß diejenige Sklavin ſich am mehreſten in Gunſt ſetzt, die am geſchickteſten das Haar zu behandeln weiß. Nur am Sonntag kleiden ſich die Damen noch wohl auf holländiſche Art, ſonſt erſcheinen ſie immer in leichten Kleidern.

Geht eine Frau aus, ſo geſchiehet es gewöhnlich mit einem Gefolge von vier und mehrern Sklavinnen, von welchen eine die Beteldoſe trägt. Dieſe Doſen ſind reichlich mit Gold und Silber verziert, und machen einen vorzüglichen Gegenſtand des Luxus aus.

Die Mannsperſonen erſcheinen nie in Damengeſellſchaften, ausgenommen bey Verlobungen.

Des Abends in ihren Equipagen in der Stadt herumzufahren, iſt ein Hauptvergnügen der bataviaſchen Damen. Ehemahls, wie Batavia ſich noch in blühendern Wohlſtande befand, ließen ſie ſich auf dieſen ihren Zügen von einigen Muſikanten begleiten. Jetzt iſt dies eben ſo ſelten geworden, als die Fahrten in kleinen

Schif-

Schiffen auf den Graben der Stadt, auf denen man ſonſt ganze Geſellſchaften mit Muſikanten ſah.

Ich fand noch eine Schauſpielergeſellſchaft hier, aber auch noch vor meiner Abreiſe erlebte ſie das Ende ihrer Tage.

Die Wagen zu Batavia gleichen ſehr unſern Charetten; jeder kann ſich Equipage halten, allein auch der Wagen verräth den Rang des Beſitzers und jeder, die Räthe Indiens und einige andere Bediente der Kompagnie ausgenommen, der eigene Equipage hat, muß dafür der Kompagnie eine Abgabe von hundert fünf und dreyßig Reichsthalern erlegen. Die mehrſten miethen ſich einen Wagen für ſechzig Reichsthaler monatlich, und dann wird der Impoſt von dem Wagenvermiether entrichtet. Jedem Wagen muß, einem Policeygeſetze gemäß, ein Sklavenjunge mit einem Stocke in der Hand, vorauflaufen; dies geſchieht, damit niemand übergefahren werde; welches ſonſt wohl geſchehen könnte, weil die Straßen nicht gepflaſtert ſind, und man deßhalb den Wagen nicht kommen hört. Sänften von der Form der europäiſchen, ſieht man in Batavia nicht; wohl aber, wenn gleich ſelten, kleine, ſchmal zulaufende Kaſten, welche die Stelle der Sänften vertreten.

Sechster Abſchnitt.

Auswärtige Komptoire.

Die Beſitzungen der holländiſch-oſtindiſchen Kompagnie in Indien theilt man in die, welche im Oſten, und in die, welche im Weſten von Batavia gelegen ſind.

Un-

Unter den Beſitzungen im Oſten von Batavia ſtehet das Gouvernement von Ambon oben an. Zu demſelben gehören die benachbarten Eilande, und ein Theil von dem Eilande Ceram. Das geſammte Perſonale dieſes Gouvernements wird auf acht bis neunhundert geſchätzt.

Das einzige Produckt dieſes Eilandes ſind Gewürznelken, die hier in einer ſo großen Menge erzeugt werden, daß die hohe Regierung mehreremahle befahl, eine ſehr beträchtliche Anzahl Bäume, welche dieſe Frucht hervorbringen, auszurotten, und nur eine gewiſſe beſtimmte Anzahl zu pflanzen und zu erhalten. Eine ſolche Reſolution erſchien im Jahr 1768. Damahls fanden ſich 759,040 Stück, theils ſchon tragende, theils junge Bäume; dieſe ſollten bis auf 550,000 vermindert werden. Das Jahr 1770 war ein äuſſerſt geſegnetes Jahr; in demſelben wurden über 2,200,000 Pf. Nelken geliefert, von welchen das Pfund der Kompagnie kaum fünf Stüver koſtete.

Banda iſt das zweyte Gouvernement im Oſten. Es beſteht aus verſchiedenen kleinen Eilanden. Die Beſatzung und alle Bediente zuſammen gerechnet, mag das Perſonale der Kompagnie hier faſt eben ſo zahlreich ſeyn, als im vorigen Gouvernement.

Feindliche Angriffe hat man hier eben nicht zu fürchten; die Natur ſelbſt ſichert; die Ufer von Banda ſind ſo ſteil, daß es faſt unmöglich iſt, irgendwo zu landen; auch machen ſowohl die reißende Ströhmung als die enge Fahrt dies Waſſer gefährlich. Die Schiffe der Kompagnie können nicht anders an dieſe Inſel gelangen, als daß ſie ſich durch kleine Fahrzeuge mit Tauen heran bugſiren laſſen.

Die Produckte ſind Muskatennüſſe und Blüthen; von jenen koſtet der Kompagnie das Pfund fünfviertel Stü-

Stüver, und das Pfund Blüthen kömmt ihr faſt auf neun Stüver.

Das dritte Gouvernement iſt das von Ternate, worunter auch Tidor ſteht. Die ganze Beſatzung wird auf ſiebenhundert Mann angegeben. Wegen Ternate darf man nicht ſo ſehr beſorgt ſeyn, als der eben genannten Gewürzinſeln wegen; dort ſind nehmlich alle Gewürzliefernde Bäume ausgerottet, und keiner darf wieder welche anpflanzen. Dies Gouvernement iſt der Kompagnie mehr nachtheilig als vortheilhaft; gleichwohl iſt es äusserſt wichtig zur Beſchützung der Gewürzinſeln; Ternate nehmlich dient, nebſt fünf bis ſechs andern daneben liegenden Eilanden, zum Schlüſſel für jene Inſeln. Dieſe durch ihre Lage ſo wichtigen Inſeln nennet man die Molukken. Das Gouvernement von Ternate verurſacht der Kompagnie eine jährliche Ausgabe von etwa hundert und vierzigtauſend Gulden, und der Gewinn von den, unter den dortigen Eingebohrnen verhandelten Waaren beträgt nur ſechszig bis ſiebzig tauſend Gulden. Im Auguſt 1770 litt Ternate beſonders viel durch Erdbeben; mehr als ſechszig ſtarke Stöße erfolgten innerhalb vier und zwanzig Stunden; die Veſtungswerke wurden dadurch ſehr beſchädigt.

Makaſſer auf Celebes iſt das vierte Gouvernement; ein Theil dieſer Inſeln iſt der Kompagnie unterworfen, und mit den mehreſten, im übrigen Theile herrſchenden Fürſten, ſind von der Kompagnie Bündniſſe geſchloſſen. Die Beſatzung iſt hier eben ſo ſtark, wie im vorigen Gouvernement. Hie und da hat die Kompagnie Veſtungen, aber die größte Sicherheit verſchafft ſie ſich dadurch, daß ſie ihre Bundesgenoſſen gegenſeitig in fortdaurender Eiferſucht erhält, damit ſie nicht gemeinſchaftlich die Holländer angreifen mögen. Im Jahr 1755 wurden in dieſem Gouvernement gewonnen achtzigtauſend

Gulden, und hundert und fünf und funfzigtauſend Gulden mußten ausgegeben werden. Sklaven und Reis ſind die wichtigſten Ausfuhrartikel dieſer Inſel; aber auch zur Erhaltung der Molukken und der Gewürzinſeln iſt Celebes von großem Werthe.

Auf der Inſel Timor, die zum Theil den Holländern, zum Theil den Portugieſen gehört, hat die Kompagnie ein Oberhaupt. Einnahme und Ausgabe ſind ſich hier ohngefehr gleich, und ſo verhält es ſich auch zu Banjer-maſſing auf der großen Inſel Borneo; das Hauptproduckt dieſer Inſel iſt Pfeffer.

Malakka, das fünfte Gouvernement, iſt ein Ort von Wichtigkeit. Der Beſitzer deſſelben kann die Durchfahrt durch die Straße von Malakka nach dem öſtlichſten Aſien ſperren; alle Schiffe, welche nach China, Siam, den Molukken und den Sundaſchen Inſeln wollen, müſſen entweder durch jene Straße, oder durch die Straße von Sunda. Die dortige geſammte Beſatzung wird auf fünfhundert Mann angegeben. Die Ausgaben tragen hier hunderttauſend Gulden und eben ſo hoch ſteigt die Einnahme.

Das ſechſte Gouvernement befindet ſich auf der Nordoſtküſte von Java; der Gouverneur deſſelben hat ſeine Reſidenz gewöhnlich zu Samarang. Zu dieſem Gouvernement, das Reis und Holz in ſehr großer Menge liefert, und gegenwärtig das vortheilhafteſte von allen in ganz Indien ſeyn ſoll, gehören alle Seeplätze bis nach Cheribon hin, in welchen ſich Reſidenten oder Oberhäupter befinden.

Das ſiebente Gouvernement liegt auf der Küſte von Koromandel; unter dieſem ſtehen auſſer Negapatnam alle Handelsplätze der Holländer auf dieſer Küſte, nemlich Palicol, Sadraspatnam, Jaggernack-

poeram und Bimilipatnam;*) die von dorther kommenden Waaren beſtehen in baumwollenen Zeugen aller Art.

Ceylon macht das achte Gouvernement. Seit dem im Jahr 1763 mit dem Kaiſer von Kandi geſchloſſenen Frieden, iſt dieſe große Inſel ganz den Holländern unterworfen; denn dieſer Friede machte die Holländer zu unumſchränkten Herren der geſammten Küſten, und aller daran befindlichen Häfen; nur die inneren Gegenden des Landes verblieben dem Kaiſer; doch ſoll der Krieg, den jener Friede endigte, der Kompagnie auch über acht Millionen Gulden gekoſtet haben!

Das vornehmſte und faſt einzige Produckt der Inſel Ceylon iſt Zimmt; doch zieht auch die Kompagnie mehrentheils alle Jahre hunderttauſend Reichsthaler von der Perlenfiſcherey. Ehemals wurden nur auf den tutokorinſchen Banken Perlen gefiſcht; jetzt fiſcht man ſie auf den Perlenbanken, die an der Ceylonſchen Seite bey Manaar und Aripo liegen. Wenn die Zeit zum Fiſchen ſich nähert, ſo werden die Auſtern von dem Ceylonſchen Rathe unterſucht; findet es ſich, daß ſie die gehörige Größe haben, ſo wird die Zeit, wenn die Fiſcherey anfangen ſoll, bekannt gemacht, und man beſtimmt die Zahl der Fahrzeuge und Leute, die auf den Fang ausgehen ſollen; die Zahl der Taucher wird meiſtens auf ſechs und neunzig beſtimmt. Der Gouverneur von Ceylon zieht gewiſſe Procente von dem, was der Fang der Kompagnie einträgt.

In Bengalen hat man den Handel einem Direkteur anvertrauet, weil das Grundgebiet der Holländer in dieſem Reiche nur klein iſt. Eben dies iſt auch in Surat.

*) Negapatnam iſt bekanntlich jetzt eine engliſche Beſitzung. L.

Suratte der Fall; hier beſitzt die Kompagnie, wie in Bengalen, eine Factorey, und ihre Juriſdiktion erſtreckt ſich auch hier nicht weit. Bengalen liefert baumwollene Zeuge, Salpeter und Opium, und Suratte vorzüglich allerley Arten Zeug und Kattun.

Die Beſitzungen auf der Küſte Malabar ſtehen unter einem Kommandeur; das Hauptproduckt iſt hier Pfeffer, und den malabariſchen Pfeffer hält man für den beſten von ganz Indien.

Auf der Weſtküſte von Sumatra befindet ſich gleichfalls ein Kommandeur, und hier giebt es Gold, Kampher und Pfeffer.

Auch auf Bantam iſt ein Kommandeur angeſtellt, von dorther erhält die Kompagnie den mehrſten Pfeffer.

Auf der Binnen- oder Oſtküſte von Sumatra im Reiche Palambang, hält die Kompagnie einen Reſidenten und zieht von dort Pfeffer und Zinn.

Und endlich hat die Kompagnie auch einen Reſidenten zu Cheribon, von woher ſie die mehrſten Kaffeebohnen empfängt. *)

*) Nach neueren, ſichern Angaben ſtanden Einkünfte und Ausgaben in den holländiſchen Beſitzungen in folgendem Verhältniß.

A. In dem Jahre von 1786 bis 1787.

	Ausgaben.	Gew. u. Eink.	Ueberſch.	Mangel.
Batavia = =	3227898	1874146	1353752	= = =
Ceylon = =	1532956	793750	739206	= = =
Koromandel =	= = =	= = =	= = =	= = =
Malabar = =	272617	370567	= = =	97890
Bengalen = =	218018	406452	= = =	188434
Suratte = =	53276	356728	= = =	303452
Padang = =	75692	40765	34927	= = =
Bantam = =	73178	66	79112	= = =
Palambang = =	63499	3157	60342	= = =
Malakka = =	= = =	= = =	= = =	= = =
Japan = = =	110211	11563	= = =	5426

Einer der vortheilhaften Handelszweige der Holländer in Aſien iſt der Handel, welcher jährlich mit zwey oder

	Ausgaben.	Gew. u. Eink.	Ueberſch.	Mangel.
Amboina =	235456 —	54198 —	181258 —	= = =
Banda = =	184834 —	17855 —	166979 —	= = =
Ternate =	307118 —	35606 —	271512 —	= = =
Makaſſer = =	162763 —	66940 —	95823 —	= = =
Timor = =	19342 —	11733 —	7609 —	= = =
Samarang = =	356817 —	473370 —	= = = —	116553
Cheribon =	12791 —	31165 —	= = = —	18374
Banjermaſſing =	22967 —	= = = —	2296 —	= = =
Cabo de Goede Hoop	1586501 —	41447 —	1172054 —	= = =
Puntiana = =	10668 —	1478 —	9190 —	= = =
	8,532,602 —	5068000 —	4194731 —	730129
Davon abgezogen =	5068000 —	= = = —	730129 —	= = =
So bleiben =	3464602		3464602	

Von Koromandel und Malakka hatte man die Bücher nicht erhalten.

B. In dem Jahre von 1787 bis 1788.

Batavia = =	2814200 —	1961684 —	852516 —	= = =
Ceylon = =	1677320 —	823362 —	853958 —	= = =
Koromandel = =	= = = —	= = = —	= = = —	= = =
Malabar = =	342072 —	229820 —	112252 —	= = =
Bengalen =	180390 —	327139 —	= = = —	146749
Suratte = =	= = = —	= = = —	= = = —	= = =
Padang = =	= = = —	= = = —	= = = —	= = =
Bantam = =	74020 —	11750 —	62270 —	= = =
Palambang =	70239 —	4670 —	65569 —	= = =
Malakka = =	= = = —	= = = —	= = —	= = =
Japan = = =	109541 —	139353 —	= = = —	29812
Ambon =	216430 —	63732 —	152698 —	= = =
Banda = =	176523 —	15088 —	161435 —	= = =
Ternate = =	297120 —	38365 —	2 8755 —	= = =
Makaſſer =	184613 —	65613 —	119000 —	= = =
Timor = =	24786 —	7728 —	17058 —	= = =
Samarang = =	330407 —	495974 —	= = = —	165567
Cheribon = =	14430 —	36764 —	= = = —	22534
Banjermaſſing =	52448 —	11841 —	40607 —	= = =
Cabo de Goede Hoop	1798717 —	348379 —	1450338 —	= = =
Puntiana = =	12068 —	4631 —	7437 —	= = =
	8375324 —	4585893 —	4153893 —	364462
Davon abgezogen =	4585893 —	= = = —	364462 —	= = =
So bleiben =	3789431 —	= = = —	3789431 —	= = =

Von Koromandel, Suratte, Padang und Malakka fehlten die Bücher. Man findet dieſe Liſten in Staat der Generale Nederl. Ooſtind. Compagnie. D. I. Amſterdam 1792. p. 195. u. 196. L.

oder mehreren Schiffen nach Japan getrieben wird, und dieſer Handel wird, die Chineſer allein ausgenommen, mit Ausſchließung aller übrigen Nationen getrieben. Man hat der Kompagnie das kleine Eiland Decima bey der Stadt Nangaſacki angewieſen, und nach dieſem Eilande werden die Waaren gebracht. Einem Oberaufſeher, der nach Verlauf von zwey Jahren nach Batavia zurückkehrt, iſt dieſer Handel anvertrauet. Die Ausgaben dieſes Komptoirs tragen jährlich volle hunderttauſend Gulden; und die Geſchenke für den Kaiſer von Japan nehmen ſicher die Hälfte dieſer Summe hinweg. *)

Die wichtigſten Produckte, die nach Japan geſandt werden, ſind Karet, Kampher, Baros, holländiſche Tücher und Zucker. Dagegen erhält die Kompagnie Japaniſchen Kampher, Stangenkupfer, Porcellain und etwas Lack.

Auch nach China handelt die Kompagnie; jährlich fahren vier Schiffe direkt aus Holland nach jenem Reiche; auf der Hinreiſe landen ſie zu Batavia blos um eine Ladung Zinn von Banca einzunehmen, das mit Vortheil in China verkauft wird.

*) Der Handel iſt wohl ausſchließend, es dürfen aber nur für eine beſtimmte Summe Waaren von den Holländern hingebracht werden. Auf Nangaſacki haben die Holländer eine Faktorey. L. — Die neueſten Nachrichten von dieſem Handel und von den Eigenthümlichkeiten von Japan ſind aus des gelehrten ſchwediſchen Naturforſchers, Thunbergs, Beſchreibung ſeiner Reiſe zu erſehen, die er als holländiſcher Schiffschirurgus in den Jahren 1775 und 1776 dorthin unternommen hat. Eine vollſtändige und gute Ueberſetzung dieſer Reiſe aus dem Schwediſchen, iſt in zwey Bänden mit Kupfern bey Haude und Spener in Berlin herausgekommen, und koſtet einen Thaler und zwölf Groſchen.

Der Handel mit Cochin, Pegu, Perſien, Mocha und anderen aſiatiſchen Ländern, hat aufgehört; er beſchränkt ſich jetzt lediglich auf die eben genannten Länder; und unter dieſen Ländern giebt es verſchiedene, mit welchen ein Handel getrieben wird, der meinem Ermeſſen nach, der Kompagnie mehr Nachtheil als Gewinn bringt; dies iſt beſonders im Weſten von Indien der Fall; hier verfiel der Handel offenbar durch die Veränderungen, welche in neuern Zeiten vorgiengen. Damahls als die Holländer ihren Handel mit dieſen Ländern gründeten, hatten ſie nur wenig Mitbewerber; damahls war die Macht der Britten noch unbedeutend, und die inländiſchen Fürſten handelten lieber mit den Holländern, als mit ihren Nachbarn, aber jetzt iſt gerade das Gegentheil der Fall. Die Britten ſind mächtiger im Weſten von Aſien, als die Holländer es im Oſten ſind; faſt alle europäiſche Seemächte ſchicken gegenwärtig Schiffe nach Aſien, und haben im Weſten Beſitzungen ſich verſchafft; der baumwollene Waarenhandel, der ehemahls mit ſo großem Gewinn für die Kompagnie getrieben wurde, befindet ſich faſt ganz in den Händen der Britten; wenigſtens wird der Einkauf durch die Britten ſehr beeinträchtiget. Auch ließe ſich hier vieles von der Ehrlichkeit und Treue der Diener der Kompagnie in Rechnung bringen. Man erwäge nur die Gefahren der See, die Unkoſten der Schiffe und das Intereſſe von dem, zu dieſem Handel erforderlichen Capital, ſo muß dies ſchon ein beträchtliches von dem Gewinn wegnehmen. Und nun kommt noch die große Menge unnützer Diener und das Militair obenein in Ausſchlag.

Wenn der Handel in Bengalen, zu Suratte und auf der Küſte Koromandel auf eben dem Fuß getrieben würde, wie der chineſiſche und japaniſche Handel, und wenn man dort ſtatt der koſtbaren Veſtungen, Fak-

toreyen

toreyen errichtete, ſo würden wenigſtens die Vortheile dieſelben bleiben und der Ausgaben unſäglich weniger ſeyn. Es kann der Kompagnie keinen bedeutenden Nutzen bringen, den Souverain in Gegenden zu ſpielen, in welchen ſie keinen ausſchließenden Handel hat, und keiner einzigen fremden Nation den Handel verbieten kann. Ihr Handel im Weſten muß ſich halten, denn Gewürze und japaniſches Kupfer ſteht einzig und allein nur von der Kompagnie zu erlangen. Und dann wäre auch noch der Vortheil, daß bey weniger ausgedehnten Beſitzungen ſich die Misbräuche eher heben und verhindern ließen.

Ueberhaupt wären hier noch manche andere Bemerkungen über den Handel der Kompagnie niederzuſchreiben.

Wie mußte ich unter andern nicht erſtaunen, als ich in Batavia ſah, daß man, ohngeachtet der Kattun- und Opiumhandel Privatperſonen verboten iſt, doch erlaubte, daß Engländer jene beyden Waaren zu vollen Ladungen einführten, und daß man ihnen ſogar dieſen Handel möglichſt erleichterte. Und nicht blos jene Waaren allein brachten die Britten, ſondern Waaren aller Art, theils aus Europa, theils aus andern Ländern; unſere Schiffsleute, welche dieſe Waaren nicht einführen dürfen, litten unſäglich dabey, und diejenigen, welche einige erlaubte Waaren mitbrachten, mußten mit Schaden verkaufen, weil bereits durch die Britten Ueberfluß davon vorhanden war. Auch die Ausfuhr des Zuckers war den Holländern verboten, und den Britten ließ man aus den Packhäuſern der Kompagnie ſo viel Zucker verabfolgen, als ſie nur verlangten; ja obenein wurden noch die Schiffe der Britten auf dem Eilande Onruſt von den Arbeitern der Kompagnie ausgebeſſert. Im Auguſt des Jahrs 1769 ſahe ich acht engliſche Schiffe bey dem eben erwähnten Eilande, und drey

 andere

andere lagen auf der Rhede von Batavia. Doch ſchien es im folgenden Jahre, daß die hohe Regierung ihre Meinung in Betreff des engliſchen Handels etwas verändert habe. Künftig ſollte nun den Britten nur Waſſer und Brennholz verabfolgt werden, und jedermann wünſchte, daß dieſe Anordnung von langer Dauer ſeyn möge.

Im Jahr 1742 legte ſich die Kompagnie ſelbſt noch eine drückende Laſt auf. Bis zu dieſem Jahre war es nemlich der Mannſchaft aller aus Indien zurückkehrenden Schiffe erlaubt, Waaren mitzubringen. Dieſe Erlaubniß wurde gemißbraucht; manches Schiff wurde überladen und einige dermaßen überladen, daß dadurch Schiffbruch erfolgte. Man nahm deshalb jene Erlaubniß zurück und ſtatt derſelben wurde nun jedem eine Prämie bewilligt. In wie weit man dadurch den Privathandel würklich eingeſchränkt habe, würde ſich nur alsdenn genau beſtimmen laſſen, wenn man die Zahl der verunglückten Schiffe in den dreyßig Jahren vor 1742 mit der Zahl der nach dieſem Jahre verunglückten, vergleichen könnte. Ich für mein Theil bin der Meinung, daß der Unterſchied nicht groß ſeyn würde. Die Prämien aber haben der Kompagnie von 1742 bis 1771 volle achtzehn Millionen Gulden, baaren Geldes gekoſtet. Wenn man die Bemannung eines jeden Oſtindienfahrers im Durchſchnitt zu hundert und zwanzig Mann annimmt, ſo erhielt jedes aus Aſien zurückgekehrte Schiff achtzehntauſend Gulden Prämien, hievon bekamen der Capitain zweytauſend; der Oberſteuermann fünfhundert, der Unterſteuermann vierhundert, der Krankentröſter dreyhundert und jeder Matroſe hundert Gulden. Nimmt man nun an, daß, ein Jahr in's andere gerechnet, jährlich fünf und zwanzig Schiffe zurückkamen, ſo betragen die Prämien jedes Jahr vierhundert und funfzig-

zigtauſend Gulden, mithin von 1742 bis 1771, in neun und zwanzig Jahren, dreyzehn Millionen und funfzigtauſend Gulden. Zu dieſen kommen nun noch die Intereſſen mit fünf Millionen und hundert und dreytauſend Gulden und dies giebt die vorerwähnte Summe von achtzehn Millionen hundert und drey und funfzigtauſend Gulden.

Sollte man nicht auch den Verfall der Stadt Batavia (die vornehmlich durch Privathandel ihren Wohlſtand erhielt,) zum Theil der Einführung jener Prämien zuſchreiben müſſen? Gewiß iſt, daß alte glaubwürdige Männer, die vierzig und mehrere Jahre lang in Batavia gelebt hatten, mich verſicherten, daß der jetzige Handel in Batavia himmelweit von dem unterſchieden ſey, der vor 1740 dort getrieben wurde. Freybürger, die niemals in Dienſten der Kompagnie geſtanden hatten, kehrten in jenen Zeiten mit Schätzen beladen nach ihrem Vaterlande zurück; dagegen iſt es jetzt ein ſeltenes Beyſpiel, daß ein Privatmann hier durch den Handel reich wird. Batavia ſinkt mit jedem Jahre tiefer, und gleichwohl ſollte alles mögliche geſchehen, was dieſe Stadt als den Mittelpunkt der Beſitzungen der Kompagnie, heben und im Flor erhalten könnte! Auch leidet Batavia ſehr dadurch, daß ſeit einigen Jahren dort eine ſo große Sterblichkeit geherrſcht hat. Die wahrſcheinlichſte Urſache derſelben liegt in der Anhäufung des Schlamms an der Seeſeite, die zum Theil bey der Fluth überſchwemmt wird; die Ebbe läßt Seeſchlamm und allerhand Unreinigkeiten zurück, dieſe gerathen bey der groſſen Sonnenhitze ſchnell in Fäulniß, und theils dadurch, theils durch die häßlichen Dünſte der benachbarten Moräſte, wird die Luft verpeſtet. In dem oberſten Theile der Stadt, der am weiteſten von der See entfernt liegt, iſt die Sterblichkeit nicht ſo groß als in der Nachbar-

ſchaft des Kaſtels, das jenem Schlamm und den Moräſten ſo nahe iſt; ein klarer Beweis, daß die angegebene Urſach am ſtärkſten würkt. An der Oſtſeite des Fluſſes erſtreckt ſich der Schlamm bereits über zweytauſend Fuß weit.

Das Königreich Jaccatra ſelbſt, wird, wie ich bereits im vorhergehenden bemerkt habe, von dem Rathe von Indien und beſonders durch den Generalgouverneur regiert. Dieſer hat einen Bevollmächtigten angeſtellt, der den Titel eines Commiſſaris tot en overde zaaker van den inländer führt, und im Innern des Landes den Souverain repräſentirt. Er entſcheidet, jedoch mit Vorwiſſen des Gouverneurs, alle Streitigkeiten zwiſchen den inländiſchen Großen; er fordert die Geldſtrafen ein, die jenen zuerkannt werden, und von welchen der Einſammler den mehreſten Vortheil hat; in den entferntern Gegenden wird er als Fürſt geachtet und geehrt, und er iſt es, von dem hier das Heil jedes einzelnen nur zu ſehr abhängt.

Die Statthalter, die unter ihm das Land regieren, werden aus den Eingebohrnen genommen. Die erſten dieſer Regenten heißen Adapatis und ihnen iſt die Regierung eines großen Landſtrichs anvertraut.

Auf die Adapatis folgen die Tomangongs; dieſe ſtehen aber im Range tief unter jenen, und haben nur in kleinern Bezirken zu gebieten; doch regiert jeder Tomangong unabhängig von dem andern.

Unter den Tomangons ſtehen die Inghebe'es; dieſe haben alle Streitigkeiten von geringem Belange unter den Einwohnern ihres Diſtrikts zu ſchlichten, ſie können aber auch von den ſtreitenden Theilen vor den Commiſſaris gebracht werden.

Nur in wichtigen Vorfällen, bey welchen die Kompagnie beſonders intereſſirt iſt, wird unmittelbar von der hohen

hohen Regierung ſelbſt entſchieden; ſolche Vorfälle ſind aber ſehr ſelten.

Der Commiſſaris, der außerhalb der Stadt wohnt, hat des Nachts eine Wache von Einländern und außerdem noch zwanzig bis vier und zwanzig Aufpaſſer, zu Gebothe; dies ſind Javaner, gehen bewaffnet und müſſen die Befehle des Commiſſaris ausführen.

Die vornehmſten Produckte, welche dies Reich liefert, ſind: Zucker, Kaffee, Indigo und baumwollen Garn, und die Einkünfte, welche die Kompagnie von demſelben zieht, betragen jährlich eine volle Million Gulden.

Die Briefe der hohen Regierung an die inländiſchen Fürſten werden in holländiſcher Sprache abgefaßt; man fügt aber eine Ueberſetzung in der Mutterſprache des Fürſten bey, der den Brief erhält. Zu dem Ende ſind verſchiedene Ueberſetzer zu Batavia angeſtellt, die gut bezahlt werden und Kaufmannsrang haben. Die Briefe, welche die inländiſchen Fürſten der hohen Regierung ſenden, ſind auf Gold- und Silbergeblümten Papier geſchrieben und werden mit vieler Feyerlichkeit überreicht.

Der Brief, den, nach dem Friedensſchluß, der Kaiſer von Kandi, der hohen Regierung ſandte, und der eine Vollmacht für den Geſandten enthielt, über gewiſſe Angelegenheiten zu unterhandeln, über die man zu Ceylon nicht einig werden konnte, war auf ein Blatt von maſſiv geſchlagenem Golde geſchrieben. Das Blatt hatte die Form eines Kokosblattes und die Buchſtaben waren künſtlich darauf graviert. Aufgerollt ſteckte dies Blatt in einem goldenen Köcher, der mit feinen auf Golddrath gereiheten Perlen umwunden war. Der Köcher lag in einer maſſivgoldenen Doſe, dieſe in einer Doſe von maſſiven Silber, mit des Kaiſers großem, in rothes Lack abgedruckten Siegel verwahrt, die ſilberne Do-

ſe

ſe umſchloß wieder eine Doſe von Elfenbein, dieſe ſteckte in einem Beutel von ſchwarzem Goldſtoff und den ſchwarzen Beutel umgab wieder ein weißer, von Kattunleinwand, mit dem kleinen Siegel des Kaiſers verſehen. Bey der Abſchiedsaudienz, bey welcher der geſammte Rath von Indien zugegen war, ward jedem der kaiſerlichen Abgeordneten eine goldene Kette umgehängt. Alle Mitglieder der hohen Regierung erhoben ſich von ihren Sitzen, ſowohl als die Geſandten in den Rathsſaal traten, als da ſie ihn wieder verließen, doch behielten die Herren Räthe, während der ganzen Ceremonie, gleich den Grands d'Eſpagne von der erſten Claſſe, den Hut auf dem Kopfe.

Von allen zu Batavia ein- oder ausgeführten Waaren muß Zoll entrichtet werden. Jährlich wird dieſer Zoll nebſt andern Auflagen verpachtet und meiſtens ſind die Pächter Chineſer. Dieſe Pachten tragen gewöhnlich monatlich zwey und dreyßigtauſend Reichsthaler oder ſechs und ſiebzigtauſend achthundert und ſechs Gulden, jährlich alſo neunhundert und ein und zwanzigtauſend ſechshundert Gulden.

Von alle den kleinen vor Batavia liegenden Eilanden werden nur viere von der Kompagnie benutzt, und unter dieſen iſt das Eiland Onruſt das vornehmſte. Dies faſt runde und kleine Eiland hat ohngefehr nur zweyhundert und dreyßig Ruthen im Umfang; es ragt ſechs bis acht Fuß hoch über dem Waſſer hervor, und iſt im Nordweſten faſt drey Stunden weit von Batavia entlegen. Mitten auf demſelben ſind zehn bis zwölf groſſe Magazine erbauet, in welchen, unter Aufſicht zweyer Adminiſtratoren, Zinn, japaniſches Kupfer, Salpeter und andere Waaren aufbewahrt werden. Dieſe Packhäuſer ſind mit vier Bollwerken und drey Curtinen umgeben, aber dieſe, ſo wie noch drey andere, dicht am

Waſſer

Waſſer angelegte Werker, ſind mit mehr nicht als mit ſechszehn Kanonen von verſchiedenem Caliber beſetzt.

Auf der Nordſeite befinden ſich zwey Sägemühlen und auf der Südſeite ein langer Damm, auf dem drey große hölzerne Krane ſtehen, um Maſten in die Schiffe und aus den Schiffen zu ſchaffen. Drey Schiffe können hier hintereinander, mit einer Seite gegen den Damm gerichtet, im flotten Waſſer liegen, und ausgebeſſert werden, ihre Ladungen einnehmen und ausladen. Etwas weiter nach Weſten hin, kömmt man noch zu einem zweyten, zu dem Japanſchen Damm, bey dem ein Schiff im flotten Waſſer liegen und Waaren ein- und ausladen kann. Die größten Ausbeſſerungen der Schiffe werden auf dieſem Eilande verrichtet. Des hieraus entſtehenden großen Verkehrs wegen, iſt dieſe kleine Inſel von nicht weniger als dreytauſend Menſchen bewohnt, und unter dieſen befinden ſich etwa dreyhundert europäiſche Handwerker. Seit dem Jahr 1730 beſitzt die Inſel auch eine Kirche, und ein Geiſtlicher, der am Sonnabend von Batavia kömmt, verrichtet am Sonntage in derſelben den Gottesdienſt.

Quer gegen Onruſt über, etwa hundert Ruthen weit davon entfernt, liegt das Eiland De Kniper, welches noch um ein Drittel kleiner, als Onruſt iſt. Auch hier hat die Kompagnie verſchiedene Packhäuſer, die vorzüglich zur Aufbewahrung des Kaffees beſtimmt ſind. An der Südſeite ſind zwey Dämme angelegt, um die Schiffe zu beladen und auszuladen. Dies Eiland iſt gänzlich unbewohnt, die Arbeitsleute, welche daſelbſt zu thun haben, gehen des Abends nach Onruſt bis auf zwey Mann, die zur Bewachung des Eilandes zurückbleiben; dieſe haben eine Menge Hunde bey ſich, welche ſo bösartig ſind, daß ſich keiner unterſtehen darf, einen Fuß auf die Inſel zu ſetzen.

Oſt-

Digitized by Google

Oſtwärts von Onruſt, und noch einmal ſo weit wie De Kniper davon entfernt liegt das Eiland Purmerend, das ohngefähr anderthalbmal ſo groß iſt, als Onruſt. Es iſt mit ſchattenreichen Bäumen bepflanzt und in der Mitte deſſelben ſteht ein Krankenhaus für unheilbare Kranke, die man von Batavia hieher ſendet. Dies Hoſpital wird lediglich von der Menſchenliebe der Europäer und Javaner, und zwar vorzüglich von den letztern durch freywillige Beyträge unterhalten.

Das vierte der erwähnten Eilande iſt das Eiland Edam; es liegt Nordnordoſtwärts etwa drey Meilen von Batavia, und mag ohngefähr eine halbe Stunde im Umfange halten. Es iſt mit einer Menge ſehr ſtarker Bäume bewachſen und unter dieſen findet ſich einer, deſſen Stamm wohl zwanzig Menſchen nicht umklaftern können, die äußerſten Zweige deſſelben haben ſich zur Erde hinabgeſenkt, Wurzel gefaßt, und ſind zu Bäumen herangewachſen, von denen einige ſchon zwey Fuß dick ſind. Die Javaner verehren dieſen Baum als heilig. Auf dieſer Inſel hat die Kompagnie Packhäuſer, in welchen Salz liegt, vorzüglich aber dient ſie zum Verbannungsort, und die hieher Verwieſenen müſſen Schiffstaue machen.

Viertes Buch.

Vom Vorgebürge der guten Hoffnung.

Erſter Abſchnitt.

Lage und natürliche Beſchaffenheit des Vorgebürgs.

Am fünften November 1770 verließen wir Batavia und am dritten Januar des folgenden Jahrs warfen wir die Anker auf der Rhede des Vorgebürges der guten Hoffnung.

Dies Vorgebürge iſt eigentlich die Weſtſpitze der Bay Falſo, unter 34 Grad 25 Minuten ſüdlicher Breite und unter dem 35ſten Grad öſtlicher Länge von Teneriffa belegen. Das ſüdlichſte Vorgebürge aber iſt das Caabo des Aiguilles oder Anguilhas, das noch einige Meilen öſtlicher, nehmlich unter 34 Grad und 50 Minuten ſüdlicher Breite liegt.

Von dieſem letztern Vorgebürge läuft ein Felſenrief wenigſtens bis zum 36ſten Grad ſüdlicher Breite und vielleicht noch weiter in See. Hohe, aus Südweſt kommende Wogen verkündigen dem Schiffer, daß er ſich dieſem Riefe nähere, und die Beſchaffenheit des Meergrundes giebt ihm zu erkennen, ob er ſich im Oſten, oder im Weſten des Caabo des Anguilhas befinde. Stürme, die man häufig auf dem Riefe hat, machen hier die Fahrt äußerſt gefährlich, und haben ſchon manchen Schiffbruch veranlaßt, weil gerade in der Zeit, wenn dieſe Stürme am häufigſten und ſtärkſten ſind, nemlich im April

April oder May, die Retourſchiffe der zweyten Abſendung hier ankommen.

Etwa ſieben Meilen nördlicher von der Weſtſeite der Bay Falſo liegt der Löwenberg. Von dem nördlichſten Theile deſſelben, oder von dem Löwenſchwanze, zieht ſich eine niedrige ſandigte Spitze hinweg, welche man die Duintjes nennt und die die Weſtſpitze der Tafelbay ausmacht. Die Tafelbay ſelbſt iſt ein geräumiger Meerbuſen, in dem die Schiffe gegen alle Winde geſchützt liegen, ausgenommen gegen den Nordweſt- und den Weſt-Nordweſtwind; toben dieſe Winde, ſo entſteht hohe See und ein ſolcher *Sturm war es*, durch den die Kompagnie im Jahr 1737 ſieben Schiffe von der Retourflotte verlohr.

Vor der Bay liegt das kleine niedrige Robbeneiland, das volle drey Viertelſtunden im Umfang hat. Auch dies Eiland dient zum Verbannungsorte für Straſſenräuber, die man dorthin, von Indien ſowohl, als vom Vorgebürge der guten Hoffnung, ſendet. Sie arbeiten dort täglich einige Stunden für die Kompagnie; vorzüglich müßen ſie Steine hauen und an den Strand hinſchaffen, von wo aus man ſie dann nach dem Vorgebürge bringt. Ein Sergeant und ein Poſthalter mit vier- und zwanzig Mann Soldaten bewachen dieſe Verbannten, deren Anzahl im Jahr 1771 auf ſiebzig ſtieg. Durchaus kein Franenzimmer darf ſich auf dieſem Eilande aufhalten, nicht einmal die Frau des Poſthalters.

Die Tafelbay hat im Süden drey hohe Berge, von welchen der Löwenberg der weſtlichſte, der Tafelberg der mittelſte und der Wind- oder Teufelsberg der öſtlichſte iſt. Sie bilden zuſammen faſt einen Halbzirkel, den man die Tafelvalley nennt, und in dieſer liegt Kapſtadt nebſt dem Kaſtel.

Der

Der Löwenberg, der von einem gewiſſen Standpunkt aus betrachtet, die Geſtalt eines liegenden Löwen hat, erhebt ſich, nach de la Caille, 2151 rheinländiſche Fuß über die Oberfläche des Meers, und der Theil dieſes Berges, den man den Löwenſchwanz nennet, iſt 1140 ſolcher Füße hoch. Auf der Spitze des Berges, desgleichen auf dem Löwenſchwanze iſt eine große Stange errichtet, woran zwey Signalflaggen aufgezogen werden, ſobald man ein Schiff in See entdeckt. Alle Monate werden dieſe Signale verändert, und zwey Jahre zuvor, wird nicht nur nach Holland, ſondern auch nach den Komptoiren in Aſien berichtet, welche Verfügungen man in Anſehung dieſer Signale getroffen habe. Den Befehlshabern der Schiffe, die nach dem Vorgebürge gehen, wird die Beſchreibung dieſer Signale verſiegelt mitgegeben; man eröfnet ſie, ſo bald man den Berg in's Geſicht bekömmt und erkennet nun an der Uebereinſtimmung der würklichen mit den beſchriebenen Signalen, ob man ſicher auf die Rhede fahren könne. Ein oder zwey Mann haben immer die Wache auf dem Löwenkopfe, und ſo oft dieſe ein Schiff erblicken, feuern ſie eine Kanone ab, die zu dieſem Behuf nicht ohne große Mühe auf dieſe Höhe hinaufgeſchaft worden iſt. Die Höhe des Tafelbergs beträgt nach de la Caille 3416, und die des Windbergs 3215 Fuß.

Dieſe hohen und ſo nahe gelegenen Berge verurſachen den Bewohnern der Stadt während der Südoſt- oder guten Mouſſon viele Unbequemlichkeiten, weil heftige Stoßwinde von dort herabwehen. Einige Stunden zuvor ehe dergleichen Stoßwinde einbrechen, zeigt ſich eine kleine Wolke oben auf dem Tafelberge; an dieſe ſetzen ſich andere, kleinere, und vergrößern jene ſo, daß

ſie endlich den ganzen obern Theil des Berges bedeckt. Dieſe Wolke ſenkt ſich oft bis auf die Hälfte des Bergs, und nun rollen die Wolken wogend in die Kluft hinab.

Dann erheben ſich jene heftigen Stoßwinde, und halten zuweilen vier und mehrere Tage an. Während dieſer Zeit wagt man es kaum auszugehen, denn der Wind wirft die Leute auf den Straßen um, und treibt kleine Steine bis nach den Schiffen, die auf der Rhede liegen. Ein Glück iſt es, wenn die Schiffe nicht von ihren Ankern losgeriſſen werden; um ſich hievor zu ſichern, pflegen ſie bey ſolchem Anlaß an dem Robbeneilande vor Anker zu gehen.

Wenn man gleich die Zeit, in welcher jener Wind tobt, die gute Jahrszeit nennt; ſo hat man doch vom May bis zum September, in der ſogenannten böſen Mouſſon, weit beſſere Tage; man nennet dieſe Zeit nur deßhalb die böſe Mouſſon, weil während derſelben zuweilen heftige Nordweſtwinde wehen, und die Rhede der Tafelbay unſicher machen; eben wegen dieſer Winde müſſen die von der Mitte des Mays bis zur Mitte des Auguſts ankommenden Schiffe nach der Bay Falſo gehen, wo ſie gegen alle Winde geſchützt liegen.

Die Berge von Hottentotsholland liegen weit nach Oſten hin, und bilden eine Kette, die ſich nordwärts zieht, und im Süden, bey der Oſtſpitze der Bay Falſo ſich endigt. Der blaue Berg, der Kuhberg und die Tiegerberge ſind nicht weit vom Kap entfernt.

Am Fuße der Berge iſt das Land ſehr fruchtbar, aber in den großen Thälern iſt dürrer, ſandiger Boden, der wegen Waſſermangel wenig hervorbringt. Im Bezirk der Stadt iſt der Boden an vielen Stellen ſalzicht,

alſo

alſo dem Weinbau nicht günſtig; deshalb legte auch der Gouverneur van der Stel ſeinen Weinberg Conſtantia in einer, von der Stadt entferntern Gegend an, wo man einen für den Weinbau günſtigen Boden fand. Herr van der Stel unterſuchte den Boden, er ließ Erde ausgraben, vermiſchte ſie mit Waſſer und fand ſüßen Boden. Dieſe Anekdote erzählte mir ein alter Mann, deſſen Vater den Garten anlegen half.

Große Flüſſe giebt es hier nicht, alle Waaren müſſen alſo auf der Axe transportirt werden, und der größte Fluß, Zoute Rivier, (der ſalzige Fluß) kann überall bis zu der Stelle hin durchwadet werden, wo er in die See fällt.

Alles, was zum Lebensunterhalt gehört, bringt das Land im Ueberfluß hervor. Der Waizen iſt vorzüglich gut, und wird in einer ſolchen Menge gewonnen, daß, auſſer den jährlichen Verſendungen nach Batavia, die Engländer und vorzüglich die Franzoſen große Quantitäten davon, theils in Mehl, theils als Schiffszwieback nach ihren indiſchen Beſitzungen ausführen. Tauſend Pfund von dieſem Waizen verkauften zu meiner Zeit die Koloniſten in der Stadt für ſechs und dreyßig Gulden.

Wein wird gleichfalls in Menge gekeltert. Man hat Sorten verſchiedener Art; jede derſelben aber iſt ſehr ſchätzbar. Den Muſcateller und den Steinwein hält man nach dem Konſtantiawein für den vorzüglichſten. Es giebt auch eine Sorte, welche den Geſchmack des Maderaweins, aber bey weitem nicht gleiche Stärke hat. Von den geringſten Sorten gilt der Legger fünf und dreyßig Reichsthaler; der Legger Muſkateller wird für ſechszig bis ſiebzig, und der Ohm Konſtantiawein für ſechs-

zig bis fünf und ſechszig Reichsthaler verkauft. Nur Konſtantia liefert den Wein dieſes Nahmens. Dieſer Weinberg liegt hinter dem Tafelberge nach der Seite der Bay Falſo, und iſt nicht viel über zwanzig Morgen Landes im Umfange groß. Es iſt eine Muſkatellertraube, welche dieſen herrlichen Wein giebt; man läßt ſie ſo lange an den Reben ſitzen, bis ſie überreif ſind; *) dann werden die faulen-Beeren ausgeſucht, und aus den übrigen der Wein gepreßt; dies geſchieht im März.

Man findet hier auch alle Arten von Bäumen und Früchten, ſowohl die dem heißen Himmelsſtriche, als auch die, welche Europa eigen ſind. Nur Johannisbeeren ſah ich nicht, und die Abrikoſen und Pfirſichen dünkten mir nicht ſo ſchmackhaft, als unſere europäiſchen.

Zweyter Abſchnitt.

Von den Thieren.

Die hieſigen Pferde ſind kleiner, als die europäiſchen, aber im Laufen nicht zu ermüden. Einige laſſen ſich gut reiten, aber nicht der Pferde, ſondern der Ochſen bedient man ſich hier zum ziehen. Die kapſchen Kühe geben nicht ſo viel Milch, als die holländiſchen, und dieſe Milch wird für ein ungeſundes Nahrungsmittel gehalten; man giebt ihr nehmlich Schuld, daß ſie erhitzt. Auch ſind die

*) Dood ryp.

die Kühe hier kleiner, und die, welche von Zeit zu Zeit aus Holland hieher kommen, werden weit höher geſchätzt, als die inländiſchen.

Schafe hat man im Ueberfluß. Dieſe ſind durchaus größer, als in Europa, und ihr Fleiſch iſt eben ſo wohlſchmeckend. Der Schwanz dieſer Thiere, der blos aus Fett beſteht, wiegt fünf Pfund und zuweilen noch mehr. Statt der Wolle tragen ſie eine eigene Art Haare, und dies Haar iſt nicht ſehr fein. Man findet am Vorgebürge auch Schafe, die aus Europa hinüber geſandt wurden; auch dieſe ſind hier fortgekommen, doch bey weitem nicht in ſo großer Menge vorhanden, als jene.

Zu den wilden Thieren des Landes gehören der Löwe, der Tieger, der Leopard, der Wolf, der Büffel und der Affe; aber ſelten ſieht man noch eines dieſer Thiere am Kap, nur der Wolf zeigt ſich noch, doch nie anders als bey Nacht.

Geſtreifte Eſel werden zuweilen gefangen und zahm gemacht; auch ich fand einen im Thiergarten der Kompagnie; ſo zahm wird er indeß nie, daß er ruhig ohne zu beiſſen und zu ſchlagen, bey andern Thieren ſtände.

Man fängt auch Strauße, und die Straußeyer, die ſehr gut zum Gebäcke ſind, werden das Stück für zwey bis drey Stüver verkauft; man nimmt ſie gern mit auf Reiſen, weil ein einziges dieſer Eyer, ſo viel enthält, als zwanzig Hühnereyer.

Seekühe, die ſich zuweilen in den Flüſſen zeigen, ſahe ich nicht, aber ich aß Seekuhfleiſch, und fand es, vorzüglich das Fett, ſehr wohlſchmeckend. Es ſtößt nicht auf, wenn man auch viel davon zu ſich nimmt, und wer es nicht weiß, ißt dies Fleiſch für Rindfleiſch.

 An

An Wild fehlt es auch noch nicht; man hat Haſen, Schnepfen, Steinböcke und anderes Wildpret; das Fleiſch des Steinbocks iſt eine Delikateſſe und wird für das beſte Wildfleiſch gehalten.

Dies Meer liefert den Bewohnern des Vorgebürges einen Ueberfluß von Fiſchen aller Art. Der Hottentotsfiſch, der einem Seebraſſen gleicht, wird täglich in Menge zu Markte gebracht. Den noch etwas gröſſern Romansfiſch hält man für den ſchmackhafteſten; auch fängt man Schollen und Rochen.

Inſekten, die warmen Ländern beſonders eigen ſind, trift man in großer Menge an. Vorzüglich werden die Einwohner von Fliegen geplagt. Auch giebt es Skorpionen, Spinnen und Tauſendbeine, oder Scolopender.

Dritter Abſchnitt.

Von den Einwohnern.

Die Hottentotten, die urſprünglichen Beſitzer des Landes, haben ſich jetzt gröſtentheils vom Vorgebürge entfernt. Die wenigen, die ich von dieſen Menſchen ſah, waren von mittlerer Gröſe, aber nicht unterſetzt, grob von Knochen, und von dunkelbrauner Farbe; ſie hatten große Augen, eingedrückte Naſen und dicke Lippen. Ihr dickes, ſchwarzes, und wie bey den Negern gekräuſeltes Haar war mit Schmiere aller Art reichlich verſehen, und unzertrennbar an einander geklebt; deſto ſchöner waren ihre Zähne, nehmlich ſchneeweiß und klein. Statt aller

aller Kleidung hatten ſie blos ein Schaaffell um die Schulter gehangen, auch waren die Zeugungstheile bey beyden Geſchlechtern bedeckt, dieſe Hottentotten vermiethen ſich oft bey den Holländern als Viehhirten, und auch zur Verrichtung anderer Arbeit. Sie wohnen in kleinen Dörfern, die ſie Kraale nennen, und ſtehen insgeſammt unter einem Oberhaupt, das ſie ſelbſt wählen und dem ſie den Kapitainstitel ertheilen. Der Gouverneur des Vorgebürges beſtätigt die Wahl eines ſolchen Kapitains, und ertheilt ihm, zum Zeichen ſeiner Würde, ein ſpaniſch Rohr mit einem großen kupfernen Knopfe, auf dem das Wappen der Kompagnie eingegraben iſt. Der Kapitain ließe ehe ſein Leben, als dieſen Stock fahren.

Die wahren Beſitzer des Vorgebürges ſind die Holländer; zum Flor der hier angeſiedelten Kolonie trug aber eine Menge franzöſiſcher Flüchtlinge ſehr vieles bey. Die Fruchtbarkeit der Frauen unter dieſem geſunden Himmel beförderte die Bevölkerung äußerſt ſchnell. Frauen, die weniger als ſechs Kinder zur Welt brächten, ſind hier ſelten, häufig ſieht man Mütter, die zehn, zwölf und mehr Kinder gebähren. Daher rührt es, daß die Koloniſten ſich bereits volle hundert Meilen weit vom Kaſtel ausgebreitet haben. Viele dieſer ſo entfernt wohnenden Landleute kommen nie nach dem Kap; ſie leben von dem, was ihnen auf ihrem eigenen Grund und Boden zuwächſt, und wenn ſie dabey manches von dem was wir haben, entbehren, ſo wiſſen ſie dagegen auch deſto weniger von Krankheiten und andern Plagen, die uns heimſuchen.

Auch die Bewohner der Kapſtadt, ſowohl von dem einen, wie von dem andern Geſchlecht, haben eine ſehr friſche und geſunde Farbe; ſie ſind wohlgebildet und unter den Frauenzimmern ſind viele recht ſehr ſchön. Im

allgemeinen ſind die Weiber hier auch weit geiſtreicher, als die Männer, und im Umgange frey und ungezwungen. Sie bringen den größten Theil der Zeit in Freude und Vergnügen hin und daher iſt ihnen der Fremde, vorzüglich der Britte, der kein Geld ſchonet, ihnen Zeitvertreib zu machen, äußerſt willkommen. So wenig Anſpruch der gemeine Matroſe auch hat, hier vorzüglich gut aufgenommen zu werden, ſo trifft es ſich doch nicht ſelten, daß ein Matroſe, der los und ledig hier ankommt, als Ehemann wieder von dannen geht.

Die Einwohner führen hier allgemein ein ſehr gemächliches Leben. Die Männer, welche Freybürger ſind, ſieht man ſelten öffentlich, ſie halten ſich die mehrſte Zeit zu Hauſe, bleiben unangekleidet und vertreiben ſich die Zeit mit Tabakrauchen, wobey ſie langſam im Zimmer umherwandeln. Nach dem Mittagseſſen überlaſſen ſie ſich wie in Aſien, dem Schlafe, und mit dem Abend eilen ſie zu den Karten. Freunde der Lektüre findet man unter ihnen nicht, und ſo wiſſen ſie denn auch von alle dem, was in andern Welttheilen vorgeht, nichts mehr, als was ſie von den ankommenden Fremden erfahren. Ich traf viele, die ſich ſchlechterdings nicht überzeugen laſſen wollten, daß es irgendwo auf Erden ein ſchöneres und beßeres Land, als ihr Vorgebürge gebe.

Beyde Geſchlechter kleiden ſich auf holländiſche Art; doch wird zum Anzug des ſchönen Geſchlechts weit mehr erfordert, als man an einem ſo kleinen Orte erwarten ſollte.

Redlichkeit iſt im allgemeinen ein Hauptzug im Charakter der Kapbewohner, beſonders unter den Landleuten. Für den ankommenden Gaſt iſt ihnen nichts zu theuer. In der Kapſtadt herrſcht indeß großer Neid,

ſo

ſo daß einer dem andern auch den unbedeutendſten Vorzug mißgönnt. Durch dieſe Stimmung werden die dortigen Geſellſchaften für einen Fremden auf die Dauer unausſtehlich. Der Abweſende muß durchaus mitgenommen werden, und wenn dazu die Wahrheit nicht hinreicht, ſo erlaubt man ſichs auch auf ſeine Rechnung zu lügen.

Der größte Theil der Familien in der Kapſtadt lebt von dem Handel, den man mit den Matroſen treibt, oder von der Bewirthung der Schiffsofficiere; dieſe bezahlen dafür jeder täglich einen Reichsthaler. Wären aber die Lebensmittel hier nicht ſo wohlfeil, ſo würde man doch von dieſer Art von Gaſtwirthſchaft nicht füglich leben können. Ein gutes fettes Schaaf koſtet hier ſelten über ſieben Schillinge. Das Pfund Rindfleiſch verkauft man für vier bis fünf Deute (oder Pfennige) und den Malter Waitzen für etwa vier Gulden. Vom gewöhnlichen Wein hat man die Flaſche für zwey bis zwey und einen halben Stüver. Bier trinkt man wenig, obgleich in einer Brauerey nicht weit von der Stadt, ziemlich gutes Bier gebraut wird.

Aber alles, was zur Kleidung gehört, erhält man aus Aſien oder aus Europa und in dieſem Betracht iſt es hier theuer.

Die Hauptkrankheiten, denen die Einwohner des Vorgebürges ausgeſetzt ſind, entſtehen durch Erkältungen und dieſe zieht man ſich leicht zu, da die Luft an einem Tage ſich oft mehrere mahle verändert. Von alle den Krankheiten, die durch übermäßige Hitze oder durch böſe Dünſte entſtehen hört man hier wenig. *) Aber unlängſt

*) Die größte Hitze, die Herr Stavorinus wahrnahm, war 87° und die ſchwächſte Nachmittags 68° Fahr. Th.

graſſirten hier zum drittenmahle auf eine ſchreckliche Art die Pocken; viele von den Einwohnern, die dieſe Krankheit noch nicht gehabt hatten, flüchteten auf das Land und die Kapſtadt glich nun einem ausgeſtorbenen Orte. Im Anfange unſers Jahrhunderts hatte man hier noch nie etwas von dieſer mörderiſchen Seuche gehört. Im Jahr 1713 brach ſie zum erſtenmahle aus und raffte eine Menge Menſchen weg; ſo erzählten mir wenigſtens alte Leute, die jenes traurige Jahr ſelbſt erlebt hatten. Im Jahr 1755 entſtand zum zweytenmale eine Pocken-Epidemie, an welcher in kurzer Zeit mehr als zweytauſend und zweyhundert Menſchen ſtarben. Zum drittenmale kamen ſie in den Jahren 1765 und 1766 wieder, und wurden namentlich durch einen indiſchen Sklaven auf einem Retourſchiffe hieher gebracht. Jetzt wütheten ſie zwar nicht ſo heftig, als in den Jahren 1713 und 1755, ſie hörten aber auch erſt im Jahr 1769 ganz auf. Zwey Kinder wurden während der letzten Epidemie von ihrem Vater inokulirt; die Pocken zeigten ſich zwar erſt am vier und zwanzigſten Tage, aber beyde Kinder kamen glücklich davon und lebten auch noch als ich das Kap verließ. Dieſer Verſuch der Inokulation war der einzige!

Die Kapſtadt, oder eigentlich der Kapflecken, bildet ein längliches Viereck, und enthält etwa fünfhundert Häuſer, die mehrentheils alle nur ein Stockwerk haben. Zu meiner Zeit gab es hier noch nicht gepflaſterte Straßen. Die Kirche iſt artig und hat eine gute Orgel. Das Rathhaus iſt, wenigſtens äußerlich, ziemlich ſchön gebaut; aber dem Hoſpital fehlt es an friſcher Luft, es ſteht der Kirche gegenüber, und iſt für die Zahl der Kranken viel zu klein, auch fehlt es der Anſtalt an geſchickten Aerzten und an guten Aufwärtern. Nicht weit von der Kirche ſieht man ein Gebäude, das den viel verſprechenden Namen Bibliotheca publica führt;

in

in demſelben iſt ein Saal, in dem man überhaupt wenig und namentlich wenig gute Bücher findet; ganz ſo, wie in der Bibliothek zu Batavia. Der Küſter am Kap iſt zugleich Bibliothekar. Zu Deckung der Rhede iſt das Kaſtel, eine Schanze und eine große Batterie aufgeführt.

Der Gouverneur am Kap iſt zugleich Rath von Indien, und eine gewiſſe Anzahl, aus den vornehmſten Bedienten der Kompagnie gewählter Männer ſind ihm als Räthe zugeordnet. Der erſte der Räthe, ſo wie der Fiskal haben Oberkaufmannsrang und ſind, nebſt dem Oberſtlieutenant oder Major, die Vornehmſten der Kolonie. Die Beſorgung der Seeſachen und was dazu gehört, hat man einem Equipagenmeiſter anvertraut, der auch Mitglied des Raths iſt.

Die Juſtizſachen werden von einem andern Kollegio, nemlich von dem Juſtizrathe abgemacht, doch iſt der Erſte, nach dem Gouverneur, der erſte Rath, Präſident dieſes Kollegii. Die Todesſtrafen ſind auch hier unmenſchlich hart. — Zur Verwaltung der Juſtiz ſind im Innern ſo genannte Droſten angeſtellt; dieſe können einen Verbrecher zwar arretiren laſſen, ſie müſſen ihn aber dem Rathe am Kap zuſenden.

Die Miliz der Kompagnie beſteht ohngefehr aus vierhundert Mann; und nächſt dieſer ſind auch die Bürger und die Landleute noch in Kompagnien eingetheilt.

Die Geiſtlichkeit beſteht aus drey reformirten Predigern, die des Sonntags zweymal Gottesdienſt halten.

Der ſilberne Dukaton, der in Indien zu achtzig Stüver kurſirt, gilt hier nur zwey und ſiebzig, er ſey gerändet oder nicht. Die Rupie nimmt man zu vier

und

und zwanzig Stüver. Alles holländiſche Geld iſt auch hier gangbar, aber der ſeeländiſche Reichsthaler gilt nur funfzig Stüver, dagegen aber kurſiren die Seſtehalven (ſechſtehalb holländiſche Stüver-Stücke) als Schillinge. Wie in Batavia werden auch am Kap die Rechnungen in Reichsthalern zu acht und vierzig Stüver geführt. Beym Verkauf liegender Gründe und im kleinen Handel rechnet man nach kapſchen Gulden zu ſechzehn Stüver.

A 544133

NON CIRCULATI

UNIVERSITY OF MICHIGAN

3 9015 06388 9573

Bers